Digitized by Google

4957 2.32

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES

(Class of 1839.)

This fund is $10,000 and its income is to be used
"For the purchase of books for the Library."
Mr. Hayes died in 1884.

17 Feb., 1897.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Studien.

I.

Digitized by Google

Ces sortes de tableaux de moeurs, quand ils sont exacts et authentiques, éclairent la physionomie d'un temps beaucoup mieux que les généralités les plus pompeuses.

De Loménie.

Digitized by Google

Studien

von

Johannes Scherr.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

Digitized by Google

49572.32

HARVARD COLLEGE
FEB 17 1897
LIBRARY.

Hayward fund.
(1-3)

Digitized by Google

Aspasia.

Digitized by Google

1.

Eines Tages ſpazierte Sokrates, der Erzſchulmeiſter des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch ſonſtwo im ſchönen Athen, begleitet von ſeinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antiſthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein geſprächsweiſe gehaltener Vortrag mochte ſich um äſthetiſche Probleme gedreht haben. Wenigſtens macht dieſe Vorausſetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meiſter die Neuigkeit mittheilte, es befände ſich dermalen eine Hetäre, Namens Theodote — zu deutſch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu ſchildern die Sprache zu ſchwach ſei. [1])

Digitized by Google

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete ſpitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogiſchen Stoff, an dem er jene redſelige Bemutterung üben könnte, welche, ſagt man, die arme Xanthippe eines Tages ſo zur Verzweiflung brachte, daß ſie den Inhalt einer gewiſſen mißduftenden Vaſe dem ewigen Schulmeiſter auf die Glatze goß. Dieſe Frau iſt ohne Zweifel beſſer geweſen als ihr von Schulfüchſen zurechtgemachter Ruf, und wenn ſie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien“ aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht ſogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme“ zum Dank für ſeine redlichen Bemühungen, ſie mittelſt ſeiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphiliſtern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigſtens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erſcheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechiſchen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphiliſterei, während ihm Platon in ſeinen Dialogen die Phantaſiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigſchwung der eigenen Seele geliehen hat.

Digitized by Google

„Ei — ſagte der Weiſe — da müſſen wir hingehen; denn was zu ſchildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man ſehen, um ſich davon eine Vorſtellung zu bilden.“ Und ſie gingen zur Behauſung der Theodote, welche Behauſung ſie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgeſtattet fanden. Die Beſitzerin dieſer Herrlichkeiten ſtand gerade einem Maler Modell und verharrte, den ſokratiſchen Beſuchern zur Augenweide, unbefangen in dieſer Stellung. Nachdem der Künſtler für heute Pinſel und Palette weggelegt hatte, ging ſofort das Schulmeiſtern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl wir der Theodote zu Dank verpflichtet, weil ſie uns ihre Schönheit ſehen ließ; oder aber iſt ſie es uns, weil wir ihre Reize in Augenſchein genommen haben?“ Er bewies dann auf dem Wege dialektiſcher Hebammerei des Breiteren, daß die Verpflichtung auf Seiten der Hetäre ſei, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunſch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe

dieſe Schlußfolgerung — wenn dem ſo iſt, bin ich euch in der That zu Danke verpflichtet.“

Die breitſpurige Katechiſation, welche der weiſe Mann hierauf der Hetäre zu Theil werden ließ und welche ſich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hieher, wo überhaupt durch Erwähnung dieſes ſokratiſchen Abenteuers gleich zu Anfang nur ein draſtiſcher Wink gegeben werden wollte, daß es unpaſſend, an gewiſſe Seiten des antiken Lebens den Maßſtab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbſt ein Sokrates konnte Angeſichts ſeiner Schüler ganz unbefangen mit einer Perſon wie Theodote verkehren. Man denke ſich aber unſern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenöſſiſchen „Gottesgabe“ von dieſer Sorte verſetzt, und der ungeheuere Gegenſatz von Antik und Modern, von Griechiſch und Deutſch wird ſofort in die Augen ſpringen.

Digitized by Google

2.

Die Raſſe der halb- oder ganznärriſchen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums ſchlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, iſt allmälig ausgeſtorben. Dieſe Bombalobombare [2]), deren Verſtand nirgends ſaß, wenn nicht in ihrem Sitzfleiſche, haben über eines der ſchwerwiegendſten, wirkungsreichſten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menſchheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggeſehen oder aber geleugnet, daß die fraulichen Verhältniſſe in der griechiſchen Welt unwürdige geweſen ſeien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieſer Verhältniſſe zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Hellenismus als eine Haupturſache mitgewirkt hat.

Die Geſchichte der griechiſchen Geſellſchaft zeigt in dieſer Beziehung höchſt merkwürdiger Weiſe einen entſchiedenen Rückſchritt auf, einen Rückſchritt vom

Edleren und Beſſeren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroiſchen Zeitalter, wie es in den homeriſchen Geſängen ſeine ſoziale Abſpiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbeſtreitbar eine höhere und würdigere als zur hiſtoriſchen Zeit. Wie charakteriſtiſch ſchon die keuſche Anmuth, womit Homer von den erotiſchen Genüſſen redet — er nennt ſie ſchamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite“ — während die ſpäteren griechiſchen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoriſten und Novelliſten geſchlechtliche Dinge bekanntlich mit ſuperlativiſch-zügelloſer Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit“, ſondern deutlich genug in raffinirter Abſichtlichkeit. Beim Homer findet ſich auch die holdeſte weibliche Geſtalt, welche die helleniſche Poeſie überhaupt geſchaffen hat: die phäakiſche Prinzeſſin Nauſikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu ſtellen iſt. Nicht, was mädchenhafte Friſche und Holdſeligkeit betrifft, ſondern deshalb, weil in der ſophokleiſchen Schöpfung die griechiſche Weiblichkeit ihren höchſten ethi-

ſchen Ausdruck gefunden hat. Das ſchöne Wort der Tochter des Oedipos: —

„Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da!“ [3])

iſt unbedingt die edelſte Offenbarung helleniſcher Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenſtück auf geſchichtlichem Boden. Denn als nach dem Fehlſchlag des gegen Sizilien gerichteten Unternehmens die Athener mittelſt Volksbeſchluſſes den Alkibiades vorgeblich wegen Gotteslästerung („Aſebie“) — die „Religionsgefahr“, welche ein ſo beliebtes Hausmittel des modernen Deſpotismus iſt, wurde auch ſchon von der attiſchen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen ſie den klüglicher Weiſe Abweſenden noch obendrein durch ſämmtliche Prieſter und Prieſterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos, weigerte ſich, dieſen frommen Befehl zu vollziehen, indem ſie das beſte Wort ſprach, welches, ſeit die Welt ſteht, aus prieſterlichem Munde gekommen iſt: — „Ich bin Prieſterin geworden, zu ſegnen, nicht aber, zu fluchen!“ [4])

Digitized by Google

Zur heroischen Zeit war in Hellas das Weib dem Mann ganz entschieden viel mehr als in der historischen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der später unter den Griechen grassirende Gräuel Sodom's ganz unbekannt gewesen. Diese Affenschande der „Knabenliebe", welche eine Affenschande bleibt, mag Bombalobombar sich noch so sehr bemühen, sokratisirend oder platonisirend darum herumzunebeln, hat das spätere Hellenenthum geradezu verpestet. Von der Höherstellung der Frauen in früherer Zeit gibt sodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber seine Erwählte durch Entrichtung von Geschenken dem Vater gleichsam abkaufte, während später umgekehrt die Väter ihre Töchter, um sie an den Mann zu bringen, möglichst reich ausstatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechische Ehe an einem fressenden Krebsschaden, an der Kebsenwirthschaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Institut der Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es stößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache sagen hören: —

„O, theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deiner Kebſen Kindern hab' ich oft die Bruſt
Gereicht, dir zu erſparen jed' Gefühl von Bitterkeit". 3)

Gewiß ſind dieſe Worte aus einer Frauenſeele voll inniger Liebe und zarteſter Rückſichtsnahme gequollen; aber daß ſie trotzdem dem ſittlichen Gedanken der Ehe ſchnurſtracks widerſprechen, bedarf keines Nachweiſes. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte" des Mannes, eine Hausfrau in unſerem Sinne, war die griechiſche „Dikodeſpoina", die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homeriſchen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken, als zu Weſen höherer Art. Was mußten ſich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen ſagen und gefallen laſſen! Man ſehe beiſpielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit ſeiner Mutter Penelopeia umſpringt. Auf eine ganz verſtändige, im Männerſaal von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „beſonnene Jüngling" Telemachos die Mutter alſo ab: —

Digitized by Google

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu besorgen deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Frisch ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebührt nur den Männern,
Allen und mir zumeist, weil mein im Hause die Macht ist" [6]).

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barsche Wort ihres Sohnes noch dazu „sinnig". Hier haben wir also ganz die orientalisch-rohe, ja brutale Redeweise der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem christlichen Mythenkreis eingehalten ist. Beim „sanften" Johannes fährt Jesus seine Mutter, welche ihm einfach die Thatsache mittheilt, daß den Hochzeitsgästen zu Kana der Wein ausgegangen sei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" und im Bereiche der christlichen Moral hat der Apostel Paulus den Befehl ausgehen lassen: „Das Weib schweige in der Gesellschaft!" — ein Befehl, welcher den ohnehin schon sattsam zahlreichen Unmöglichkeiten des Christenthums noch eine weitere hinzufügte. Im Uebrigen steht die Art und Weise, wie im home-

rischen Zeitalter von und mit den Frauen gesprochen wurde, immerhin thurmhoch über der kolossalen Schamlosigkeit und Wegwerfung, womit dies später geschah. Vor Alters hatte selbst der Hypochonder Hesiod anerkannt —

„Daß nichts Besseres wahrlich vermag sich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib“ . . .

jetzt aber schrieb der Tragiker Euripides eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber schlechtzumachen, und schütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über sie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram gewesen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willst leben du beschwerdelos!“

welche Grobheit freilich schon zum Voraus beim Aristophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazusen“ die neckischen Anapäste flattern ließ: —

„Wenn ein Uebel wir sind, was freit ihr uns denn? Warum, so wir wirklich ein Uebel?“ 7)

Man hat mit Recht bemerkt, daß sich aus den griechischen Dichtern gerade so viele Zeugnisse für

wie wider die Frauen ſammeln ließen. Aber das iſt nichts Entſcheidendes; denn ſolche ſich gegenſeitig aufhebende Blumenleſen bieten ſo ziemlich alle Literaturen. Entſcheidend dagegen für die ſehr untergeordnete Stellung der griechiſchen Frauen zur hiſtoriſchen Zeit ſind Thatſachen, welche ſelbſt der gewandteſte Kommentator nicht eskamotiren kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, ſondern ſtets nur die Barbarei repräſentirt hat, ſo daß man ſich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieſer Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken Platz behalten konnte, wüßte man nicht, daß daſelbſt auch anderer Nonſens in Hülle und Fülle jahrhundertelang Platz behielt und behält. Schon die lykurgiſch-brutale Vorſchrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei feſtlichen Aufzügen nackt erſcheinen, ſingen, ſpringen und ringen ſollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die ſpartaniſche Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinſtrument, das eheliche Verhältniß geradezu beſtialiſch; denn die Beſtimmungen

Lykurgs machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei [8]).

Aber auch bei den joniſchen Griechen, ja ſelbſt im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem Weſen nach nicht viel anders und beſſer, obzwar die Formen feinere geweſen ſind. Selbſt die genialſten Denker von Hellas ſahen in dem Weib ein dem Manne unendlich weit nachſtehendes Geſchöpf, deſſen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht ſei. So der große Idealiſt Platon, wie der große Realiſt Ariſtoteles. Jener dachte ſogar vom Weibe ganz entſchieden geringer als dieſer; denn das platoniſche Frauenideal verſtieg ſich kaum über das Aſchenbrödelthum, indem er die Vollkommenheit („Arete") einer Gattin mit der eines treuen und anſtelligen Sklaven auf die gleiche Linie ſtellte. Die ariſtoteliſche Anſicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelſte, zu welcher der Hellenismus es gebracht. „Die Gemeinſchaft der anderen Thiere — hat der Stageirit geſagt — hat nur die Fort-

Digitized by Google

pflanzung zum Zwecke; die Menschen dagegen leben mitsammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, sondern auch anderer Verhältnisse wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib sind verschieden; sie fördern aber einander gegenseitig, indem Jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinsamen macht, und darum ist in einer solchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugesellt" [9]). Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie sie einem civilisirten Volke zu- und ansteht. Schade nur, daß es solche Ehen in der griechischen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise gegeben hat.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Gesetz und Sitte verhinderten dieselben, irgendwelche soziale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten sie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geistesbildung gleich Null, hauptsächlich in Folge der strengen Ausschließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Gesellschaften der Männer. Das Leben im griechischen, von den übrigen Räumen des Hauses möglichst

abgeſonderten Weibergemach („Gynäkonitis") hatte mit dem in morgenländiſchen Haremen bräuchlichen die bedenklichſte Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollſtändig ab- und eingeſperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der zu Vermählenden in ganz geſchäftsmäßig-proſaiſcher Weiſe zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz ſeiner Braut erſt in der Hochzeitskammer zum erſten Mal unverſchleiert. Die Neuvermählte ihrerſeits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauſes mit der im Hauſe des Gatten vertauſcht und innerhalb dieſes Raumes verfloß fortan ihr Daſein, in deſſen Einförmigkeit die Betheiligung an religiöſen Feierlichkeiten nur eine ſpärliche Abwechſelung brachte. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß dann und wann die engen, geiſttödtenden Schranken dieſer Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geſchah, blieb die derbe Zurückweiſung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbſt von 431 v. Chr. die Schweſter des großen Kimon, Elpenike, ſich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos

von der Rednerbühne herabſtieg, wo er die ſchönſte aller jemals gehörten Grabreden gehalten hatte, ſcheltend anzutreten, bedachte ſich das Muſter eines attiſchen Gentleman keinen Augenblick, das „verſalbte alte Weib“ mit einem herben Citat aus Archilochos abzufertigen [10]).

3.

Und doch gab es in Hellas „emanzipirte“ Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emanzipation“ ihres Geſchlechtes auf die äußerſte Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegſpringend, die freche Botſchaft von der Freiheit des Fleiſches zu orgiaſtiſcher Wirklichkeit machten. Dieſe außerhalb des Kreiſes der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt ſtehenden Damen repräſentirten in der griechiſchen „Geſellſchaft“ das weibliche Geſchlecht, — eine Thatſache, die ſchlagend darthut, daß der helleniſche Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein weſentlich von

Digitized by Google

dem modernen verschiedener gewesen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die moderne „Gesellschaft", in Wahrheit und Wirklichkeit und alle christlichen Katechismus- und Kanzelphrasen bei Seite gelassen, nicht eben viel Ursache hat, mit sittlicher Entrüstung auf die antike herabzusehen. Es mag gar nicht in Anschlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt" heute wie im Alterthum der Maßstab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemessen werden, sich gar sehr nach dem Stand und Rang derselben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenlosen Raffinirtheiten der Ausschweifungskünste im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien, fast nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu bestreiten sein. Allerdings, die christliche Heuchelkunst hat gelernt, selbst um Abscheulichstes her einen anständigen Schleier oder gar „Lustre" zu breiten, während die heidnische Fleischeslust offen einhertrat.

Wie Jedermann weiß, ist in den Griechen das sinnliche Element so mächtig gewesen, daß selbst ein

Digitized by Google

hochidealiſcher Platon es für ſchlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuſchränken [11]). In Athen war die Proſtitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Geſetzgeber Solon, einen der „Sieben Weiſen Griechenlands", als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [12]). Wenn der attiſche Komöde Philemon dieſes Inſtitut ein „volksthümliches und heilbringendes" nannte [13]), ſo war das keineswegs ironiſch gemeint; denn wir wiſſen, daß in Hellas die Proſtitution nicht allein eine polizeiliche, ſondern auch — in vollem Ernſte geſagt — eine religiöſe, eine gottesdienſtliche Veranſtaltung geweſen iſt. Das klingt freilich ſeltſam in modernen Ohren, iſt aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatſache, welche ſich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen weſentlich Naturreligionen waren.

Der babyloniſch-ſyriſche Mylitta-Aſchera-Kult, der Dienſt der großen Naturgöttin, fand ſeine verblaßte Abſchattung in dem griechiſchen Dienſt der Venus Allgemein oder Venus Buhlin [14]). Seine verblaßte Abſchattung, weil in Hellas an die

Stelle des in Aſien von ſämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuſchheitsopfers [15]) die Preisgebung der „Hierodulen“ getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieſer Tempelſklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigſtens noch am Eingang des 5. Jahrhunderts vor Chriſtus nicht — dafür zeugt, daß der hocherniſte Pindaros, der Erhabene, es nicht verſchmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von Korinth ſeine Huldigung darzubringen und dieſelben anzureden als die „gaſtlich heiteren Mädchen, welche, des Dienſtes der Aphrodite waltend, aufwärts ſtreben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe.“

Von der Göttin, welcher dieſer Kult geſtiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venuspriesterinnen im weiteſten Sinne des Wortes „Hetären“. Man kann Hetäre überſetzen mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unſchuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber,

Digitized by Google

ohne ſich einer Unbilligkeit ſchuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klaſſiſch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutſchen . . . Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä", welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anſtalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuſer", in Griechenland aber „Porneia" hießen, zu unterſcheiden von den — falls das Wort geſtattet iſt — anſtändigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelaſſene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das ſingende, klingende und ſpringende Laſter, d. h. die Zitherſpielerinnen (Kitharistriä), die Flötenbläſerinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orcheſtrides), waren in dieſer Klaſſe inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweiſe „Hetärä" genannt wurden [16]). Von der Anſchauungs- und Denkweiſe, von dem Thun und Treiben in dieſen Kreiſen geben eine belebteſte Vorſtellung die „Hetären-Geſpräche", welche Lukianos geſchrieben hat, der geiſtvolle Humoriſt, der

treffliche Sittenmaler der ſpäteren griechiſchen Welt. Häufig führt er uns in dieſen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meiſten Fällen Armuth und Verlaſſenheit die unglücklichen Geſchöpfe ins Verderben trieb. Tout comme chez nous. Die Sittengeſchichte ſpielt ſich mit derſelben Eintönigkeit im Ganzen und mit derſelben unendlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen ab, wie die Naturgeſchichte, und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Geſchichtswiſſenſchaft dahin gelangt ſein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgeſetze der Natur und der Geſchichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsverſuche dieſer Einheit ſind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil ſie in ihren Berechnungen zwei mitſammen eine ungeheuere Summe von Kräften darſtellende Ziffern überſehen haben: die menſchliche Narrheit und die menſchliche Leidenſchaftlichkeit.

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünstlerinnen sind die „berühmten" Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erscheinung und in ihren Geschicken die Quintessenz der Hetärie darstellten. Etliche derselben haben es schließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Kosten Ehrensäulen aufgerichtet wurden. Um das Letztere weniger befremdend zu finden, ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Griechen vom jonischen Stamme so zu sagen ein Volk von Künstlern gewesen sind, in der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. Die griechische Religion war ein Kultus der schönen Form. Sie statuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil sie die Erscheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — so absonderlich, ja blasphemisch das dem christlichen Mysticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Szene der Schamlosigkeit, sondern ein religiöser Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines sonnenhellen Tages

beim Poſeidonsfeſt zu Eleuſis Angeſichts des am Meeresufer verſammelten Volkes ſich entkleidete, ihre gelöſ'ten Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum Baden in die Flut ſtieg. Fromme unſerer Tage mögen ſich darob entſetzen, aber es iſt doch ſo: beim Anblick der badenden Phryne, welche den ſchönheitsdurſtigen Augen der Griechen die Erſcheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poſeidonsfeſt nach Eleuſis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überſchauert, als chriſtliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn ſie nach mühſeliger Wallfahrt endlich vor dem Altar ſtehen, aus deſſen Glasſchrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes" entgegengrinſ't. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und des Bildhauers Prariteles die Inſpiration ſowohl als das Muſter geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Theſpiä, ihrer Vaterſtadt, ward ihre von Prariteles geſchaffene Portraitſtatue aufgeſtellt;

Digitized by Google

zu Delphi, dem heiligſten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedeſtal von penteliſchem Marmor eine goldene Statue errichtet [17]). Philoſophiſche Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben ſich allerdings über dieſe Dankbezeugungen nicht wenig ſkandaliſirt.

Aber wie dachten ſich denn die Hellenen ein muſterſchönes Weib? Wir erhaſchen davon eine flüchtige Vorſtellung in einem Fragment der ſittengeſchichtlich wichtigen „Hetären-Briefe“ des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erſt zu Anfang des 3. Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung geſchrieben hat. Alkiphron nämlich preiſ't an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunſt erzogen haben ſoll, „die weder zu magere noch zu üppige, ſondern geſundſaftig-ſchlanke Wohlgeſtalt; die von Natur gekräuſelten, blonden, weich und voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die ſchön gerundeten Augen, deren tiefſchwarze Sterne im reinſten Weiß ſchwammen“ — und ein Nachtreter Alkiphron's, Ariſtänetus, weiß zur Ergänzung noch zu ſprechen von einer „Bruſt, welche,

Digitized by Google

kydoniſchen Aepfeln gleich, im Schwellen das Buſenband ſprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büſten diente." Einer Ueberlieferung zufolge war dieſe jüngere Lais — (oder aber die ſogenannte ältere korinthiſche ?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades dieſem helleniſchen Muſter-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialſte, glänzendſte und leichtfertigſte Athener in dem phrygiſchen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebt hatte, den perſiſchen Meuchelmördern, welche der unverſöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da ſpendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienſte. Sie wuſch und ſalbte den Leichnam, hüllte denſelben in ihr eigenes beſtes Gewand und beſtattete ihn „mit liebevollem Eifer" ſo feierlich, wie es die Umſtände nur immer erlaubten [18]).

Als die älteſte der berufenen emanzipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen ſein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Sa-

mier Xanthos, als Buhlſklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Chararos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da ſie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war.“

Der Boden aber, worauf die berühmteſten Hetären gediehen, war Athen, die ſchöne „Stadt der Veilchen“, von wo ja überhaupt der höchſte Glanz und feinſte Duft des Hellenismus ausgegangen iſt. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Geſtalt einer ehernen Löwin, weil ſie, welche die Geliebte des Ariſtogeiton, des Verſchwörers gegen die Tyrannis der Peiſiſtratiden, geweſen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten“ die aus Sizilien (?) ſtammende Lais, ſowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen geſuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Theſpiä, mit welcher, als ſie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte ſtand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirkſame Buſenſchleierlüftungsſzene auf-

geführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Lastheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweisungen Epikurs, dessen Lehre sie in einer polemischen Abhandlung voll Geist und logischer Schärfe vertheidigt haben soll. Spätere Hetären von Ruf waren geborene Athenerinnen. So Thais, die Maitresse Alexanders des Großen, und Lamia, die Maitresse des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpft sich, falls dem Plutarch zu glauben ist, eine vielbeschriebene und vielbesungene Episode des thatsächlichen Heldengedichts der Laufbahn des Makedoniers, so recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Dasein. Es war eine schwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Persepolis einer Orgie seiner Vertrauten vorsaß. Des Weines luftige Geister waren entfesselt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldschale niedersetzend rief sie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöse des Bakchanals hinein und zu ihrem König-

lichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgestanden auf dieser langen Fahrt durch Asien. Doch für Alles entschädigt mich, daß ich heute mitschwelgen darf in Persia's stolzer Königsburg. Freilich, größere Wonne noch wär' es mir, nach diesem Gelage die Brandfackel zu schleudern in den Palast des Xerres, welcher dereinst meine geliebte Vaterstadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Rosen und Eppich vom Haupt auf die Schulter gleitet, und auftaumelt die ganze berauschte Tafelrunde. Die tollschöne Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er stürmt hinaus, Alle ihm nach, brennende Fackeln schwingend, und unter wildem Gejauchze wirft er und werfen sie Alle die Glut in das Cederngebälke der Galerien des Schlosses, an dessen Erbauung und Ausschmückung die persischen Großkönige die Schätze Asiens verschwendet hatten [19]).

5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu ſeiner Zeit der Erſte unter den Athenern, ein Mann, ebenſo redemächtig wie thatengewaltig“ [20]). Alſo hat Thukydides in ſeiner mit ehernem Griffel auf Granit ſchreibenden Weiſe den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, deſſen Miſſion es war, die attiſche Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, ſtammte bekanntlich aus einem der edelſten Geſchlechter ſeiner Vaterſtadt. Seine Mutter Agariſte, eine Enkelin des Kleiſthenes, welcher die Tyrannis der Peiſiſtratiden gebrochen hatte, träumte, als ſie ſchwanger ging, ſie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar ſie den Perikles [21]). Einen rechten Mannlöwen alſo, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in ſeiner Perſönlichkeit das helleniſche Menſchenideal verwirklichte.

Das helleniſche, wohlverſtanden! Denn ſelbſt ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur

Digitized by Google

Erfaſſung der Idee der Menſchheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat der Hellenismus niemals ſich erhoben. Nur in des makedoniſchen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsſtral von der univerſalen Tendenz des Menſchengeſchlechtes auf, zu verwirklichen mittelſt Ausgießung des helleniſchen Geiſtes über alle Welt. Aber in der makedoniſchen Epoche war das echte Griechenthum ſchon im Welken. Als es in ſeinem Vollſaft und in ſeiner Hochblüthe ſtand, alſo in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Chriſtus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geſchweige einen univerſalen Charakter, ſondern ganz weſentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, ſein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierminiſters von Flachſenfingen oder eines Bürgermeiſters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhſchnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus iſt weit genug geweſen, daß innerhalb ſeiner Schranken der perikleiſche Genius die demo-

Digitized by Google

kratische Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmonisch-schönen Bau zu gestalten vermochte, in dessen Hallen die Athener als ein empfängliches und strebsames Künstlervolk des heiteren Daseins sich erfreuen sollten. Von Dauer allerdings konnte dieser Bau nicht sein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menschen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem schleppen sie sich geduldig Jahrhunderte und Jahrtausende lang. Darum heißt groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen unglücklich sein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, so oder anders angestrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes" trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maaß der „aurea mediocritas" wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunst lernt, mittelst Biegsam- und Beugsamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm sich niederzuducken. Jede Ausnahme ist eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrscht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut we-

nigstens gewöhnlich! lautet der erste und — einzige Grundsatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen“ ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denselben einprägen sollen . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein solcher sein. Denn er war groß und sein edler Stolz verschmähte es, das drückende Gefühl seiner Größe aus neidischen Pöbelseelen fortzuschmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, dessen vorschauende Genialität erst nach seinem Tode recht erkannt wurde [22]), ist weit entfernt gewesen, ein Volkshöfling zu sein. Thukydides, sein Zeitgenosse, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat diese Tugend dem Meister der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Bestechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, sondern dasselbe leitend, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend.“ Der Historiker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann Athens

Digitized by Google

entwirft, mit den Worten ab: „Also hatte dem Namen nach eine Volksherrschaft statt, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes.“ So war es und so wird es immer sein. Eine rousseau'sche Demokratie existirt bloß in Büchern. Das Unglück ist nur, daß „erste“ Männer von perikleischem Metall seltenste Naturwunder sind.

Der große Athener war nicht glücklich in seinen vier Pfählen, falls dieser deutsch-schneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem souverainen Herrscherstab seines Wortes die Wogen der Demokratie schwellen machte oder sänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der sonst nicht eben sein Freund war, eine „majestätische Intelligenz“ zuschreibt, dem Admiral und General, welcher die attischen Flotten und Heere siegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künstlerseele, welcher seiner geliebten Veilchenstadt das Prachtgewand edelster Kunstschöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutsche Dichter den „großen Wurf“ des

Digitized by Google

Daſeins genannt hat. Allerdings, im griechiſchen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenſchlichen Verhältniſſen wohnt eine Macht inne, welche über Geſetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung ſich verſchafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie ſie unter den beſitzenden und gebildeten Klaſſen ſeiner Vaterſtadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Wittwe oder die geſchiedene Frau eines gewiſſen Hipponikos. Sie gebar dem ſpäteren Lenker des attiſchen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verſchwender und Wüſtling war, durch ſein Leben; der jüngere, geliebtere, durch ſeinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten ſcheint in keiner Weiſe über die Richtſchnur kalter Konvenienz hinausgegangen zu ſein. Froſtig hatten ſie ſich zuſammengethan, froſtig trennten ſie ſich, als, wie unſere Quelle charakteriſtiſch ſich ausdrückt, ihr Zuſammenleben nicht mehr „behaglich“ war [23]). Geſetzliche

Ehescheidungen machten sich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris und die von Perikles Geschiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm sofort wieder einen anderen Mann oder wurde vielmehr, genauer gesprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zustimmung" einem anderen übergeben, während Perikles seinerseits „die Aspasia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zugethan war" [24]). Und um diese Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt Plutarch hinzu, der große Staatsmann sei nie nach der Agora (d. h. an seine Geschäfte) gegangen und niemals von dort nach Hause gekommen, ohne der Aspasia zum Abschied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erste Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspasia; aber eben so wenig kann es einem Zweifel unterstellt werden, daß einem Perikles eine so innige und dauernde Leidenschaft einflößen kein gewöhnliches Weib sein hieß.

Digitized by Google

6.

Woher nun und wer war dieſe Aspaſia, deren Name wohl als der berühmteſte Frauenname uns aus der antiken Welt überliefert iſt? Sie war aus Milet und ſie war eine Hetäre [25]). Schon der Umſtand, daß ſie eine Mileſierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinaſiatiſch-joniſche Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochſchule der Ausſchweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wollüſte par excellence, dem Ober-Gymnaſium der Buhlkunſt, der Heimat tribadiſcher Gräuel, dem Lieblingsſchauplatz auch einer lasciven Novelliſtik [26]), war die ſchöne „Willkommene", „Begrüßte", „Umarmte", „Geküßte", „Liebe" oder „Geliebte" — das Alles bedeutet der Name Aspaſia — geboren und aufgewachſen. Die ſchöne Willkommene, denn daß ſie ſchön geweſen, muß als ſelbſtverſtändlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen iſt.

Als ihr Vater wird ein gewisser Achioros genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künsten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock" heißen müßte, falls die Jonierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittelst ihrer Reize und Gunsterweisungen unter den kleinasiatischen Griechen Propaganda für den Perserkönig. Auch als Philosophin wird sie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspasia. Wenigstens in der Philosophie des Heiratens scheint sie sehr beschlagen gewesen zu sein; denn sie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's well that ends well" — den König Antiochos von Thessalien [27]). Vom hetärischen Standpunkt angesehen, war demnach diese Lehrmeisterin sicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat den genossenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umständen Aspasia nach Athen gekommen, hierüber ist Genaueres nicht

Digitized by Google

bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es ist nicht abzusehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen sein sollte, während man doch anderwärts sein Zeugniß gelten läßt — hielt Aspasia in der Veilchenstadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenschule, was selbst der genannte griechische Zeuge ein „nicht gerade anständiges und würdiges Gewerbe" zu nennen sich gedrungen fühlt [28]). Trotzdem verkehrten die feinsten Gentlemen Athens, die angesehensten Philosophen, die erlauchtesten Künstler, die einflußreichsten Staatsmänner viel und gern im Hause Aspasia's. So Sokrates, so Perikles. Jener hat sich geradezu als einen Schüler der schönen und genialischen Frau bekannt in der Kunst, zu lieben, und in der Kunst, zu reden. Sie scheint im Kreise ihrer Freunde förmliche Musterreden gehalten zu haben. Wenigstens läßt, wie bekannt, Platon in einem seiner Dialoge den Sokrates sagen, er habe die Aspasia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derselben Stelle bemerkt „der Menschen Weiseste", man „dürfe sich nicht wundern, wenn er in der

Redekunst Etwas zu leisten sich getraue, da er ja in dieser Kunst den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genossen; welche viele ausgezeichnete Redner gebildet habe und unter diesen den ausgezeichnetsten, den Perikles" [29]). Allerdings wird dies in scherzhaftem Ton gesagt; aber es ist ganz jener „sokratische" Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernsteste ironisch anzuhauchen.

Aspasia's Gebaren und Gespräch muß von unwiderstehlicher Anmuth gewesen sein und nicht nur auf die Männer, sondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziösen Emanzipirten in die Gesellschaft derselben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die guten Athenerinnen in dieser Gesellschaft sich behagt haben müssen, weil sie sich sonst gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen lassen; denn:

„Von Allem das Unbezwinglichste ist ein Weib —"

hat Euripides gesagt, des Geschlechtes genauer

Kenner, und Grazienschweinigel Aristophanes bezeugt uns schon durch den einen Vers:

„Sie drillen noch die Männer, gerade wie allzeit —"

daß seine Landsmänninnen es trotz Alledem nicht übel verstanden haben müssen, ihre Eheherren unter dem Pantoffel, will sagen unter der Sandale zu halten.

Fassen wir den Inhalt der leider sehr dünnen und dürftigen Nachrichten zusammen, welche über Aspasia aus dem Alterthum uns überkommen sind und für authentisch gelten dürfen, so ergibt sich als Summe, daß in der glänzendsten Kulturperiode Athens die Symposien im Hause dieser Frau die schönste Geselligkeitsblüthe des Griechenthums dargestellt haben. An dieser Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, sondern dreischenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mnesikles. Hier gesellte sich der attischen Philosophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäste, ihre Stirnen mit Violen, Myrten und Rosen bekränzt, aus heiteren Gesprächen über Dichter- und

Künstlerwerke zur Betrachtung der ernstesten Staatssachen übergegangen sein und dann in patriotischem Aufschwunge wohl nicht selten zu den Klängen der Phormigx das heroische Skolion des Kallistratos: —

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert
Gleich Harmodios und Aristogeiton" —

angestimmt haben. Hier hat wohl der junge Alkibiades, ein Bakchos an Jugendschöne, die mit funkelndem Chier gefüllte Kylix erhebend dem gegenüberliegenden Sohn des Sophroniskos schalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen: —

„O süße Macht, die steigt aus dem Becher herauf!"

und hier flügelten die „Pädisken" Aspasia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydischen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor: —

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Listkundige, dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer,
Herre, das Herz mir!"

Digitized by Google

7.

Aber, wie das immer und überall menſchliches Loos, das Daſein kehrte nicht allein ſeine helle, ſondern auch und noch häufiger ſeine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attiſchen Staatsbau's die geliebte Mileſierin als ſeine Hausgenoſſin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten ſchon die Alten dieſes Verhältniß [30]). Da jedoch zwiſchen dem attiſchen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspaſia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht ſtatthaben konnte, ſo ließ ſich — in unſerer Weiſe zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geiſt ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspaſia lebte alſo in ſeinem Hauſe nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue", ſondern als thatſächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, ſie verſtand und pflegte ſeinen Genius, ſie wußte ſeine Entwürfe zu werthen und theilte ſeine Sorgen, ſie war ſeine Zuflucht und ſein Troſt und es iſt wohl anzunehmen, das Zuſammenleben dieſes kongenialen Menſchenpaares

Digitized by Google

habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros, aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers, seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Geziefer und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine Feinde ihm den

Spottnamen Zeus und Herakles gaben, ward die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei ſolchen Anſpielungen. Schalt doch der Luſtſpieldichter Kratinos von der Bühne herab Aspaſia „die geilbrünſtige Metze mit dem Hundeblick“ [31]) — vielleicht dem Perikles ins Angeſicht, ob welcher ſuperlativiſchen Oppoſitionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zuſammenregierten Menſchen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge ſtehen oder wenigſtens von Rechtswegen zu Berge ſtehen ſollten.

Die Heftigkeit des Haſſes, welchen Aspaſia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie ſehr ſie an Geiſt und Charakter unter ihren Zeitgenoſſen vorragte. Ihre Gegner verſchmähten ſelbſt die tollſten Erfindungen und abgeſchmackteſten Lügen nicht, um ſie beim Volke anzuſchwärzen und verhaßt zu machen. So beſchuldigte man ſie, den ſamiſchen ſowohl als den peloponneſiſchen Krieg angezettelt zu haben. Ariſtophanes, welcher ſich bekanntlich den Anſchein gab, als Kämpe für die „konſervativen Intereſſen“,

als Verherrlicher der „guten, alten, frommen“ Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute, alte, fromme Zeit und die konservativen Interessen, wie alles, aber auch gar alles Andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenstände einer geistreichen Eulenspiegelei und graziösen Schweinigelei gewesen sind, — Aristophanes hat dem Kitzel nicht widerstehen mögen, noch in seiner Komödie „die Acharner“, welche zuerst im Jahr 425 v. Chr., also vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beschmutzen, indem er nach dessen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

„Es stahlen junge Kerle, die zu stark
Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
Aus Megara; in brünstigem Knoblauchschmerz
Entführten drauf die Megarer zwei H — etären
Aspasia's. So brach das Kriegsgewitter
In Hellas los, um dreier Metzen willen.
Denn zornvoll schmiß Olympier Perikles
Mit Blitz und Donner Hellas durch einander“ 32).

Der Ernst des Thukydides hat es selbstverständlich verschmäht, da, wo er von den Ursachen des un-

ſeligen peloponneſiſchen Krieges redet, von dieſer ariſtophaniſch-poetiſchen Licenz, von dieſem feindſeligen Klatſch auch nur als von Klatſch Notiz zu nehmen. Nicht weniger ſelbſtverſtändlich iſt jedoch, daß ein in dem angegebenen Styl beharrlich betriebenes Klatſchen, Verläſtern und Verleumden dem Lenker des attiſchen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch ſein Anſehen bei ſeinen Mitbürgern — und darin beſtand ſeine Macht — zeitweilig bedrohlichſt untergraben wurde. Daß dieſes geſchah und geſchehen konnte, iſt ganz in der Ordnung geweſen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und die Menſchheit betrogen ſein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, ſchritten ſie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweiſe der Niedertracht. Man wollte ihn zunächſt in ſeinen Freunden, dann in ſeiner Frau treffen, um den hiedurch Geſchwächten ſchließlich leichter fällen zu können. Der erſte Stoß richtete ſich gegen den

Digitized by Google

Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen tragen müssen. Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Nichtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginn der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben Pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!" Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Prozeß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens

den Religionsgefahrwirbel vortrefflich zu trommeln verstand, setzte in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß von der Staatsreligion abweichende Meinungen als „Staatsverbrechen" verfolgt werden sollten. Man sieht, die Pfaffen waren, sind und werden sein allzeit und überall dieselben; sowie, daß es nur ein von überstiegenen Philhellenen verbreiteter und aufrecht erhaltener Irrthum, die Inquisition sei eine specifisch christliche Erfindung. Die Griechen und insbesondere die Athener bethätigten ihren religiösen Eifer sehr gerne mittelst Ketzerprozeduren. Die Erfindung, die Ketzer „ad majorem dei gloriam" lebendig zu verbrennen, blieb jedoch den Priestern der „Religion der Liebe" vorbehalten . . . Auf Grund des erwähnten, vom souverainen Unverstand bewilligten Ketzergesetzes wurden zunächst zwei der vertrautesten Freunde des großen Staatsmanns, der Musiker Damon und der Philosoph Anaxagoras, als „Atheisten" verklagt. Der Erstere kam mit Verbannung davon; aber dem greisen Denker vermochte Perikles nur mit äußerster An-

ſtrengung das Leben zu retten, ohne demſelben das Exil erſparen zu können.

Nach dieſen Vorübungen ging die Partei, für welche perikleiſche Genialität und Hoheit ein Aergerniß und Hinderniß war — eine aus verſtockten Junkern, giftigen Pfaffen und übelriechenden Maulruhrdemokraten beſtehende Partei — keck daran, den verhaßten Mann ins Herz zu treffen. Ein obſkurer Komödienſchreiber, Hermippos, belangte, ſekundirt von dem ſchon genannten Diopeithes, die Aspaſia vor dem Geſchworenengericht und zwar lautete die Anklage auf Ketzerei („Aſebeia") und auf Verkuppelung ehrbarer Frauen an den Perikles [33]). Der letztere Anklagepunkt war ſehr ſchlau aus den geſelligen Zuſammenkünften herauskalkulirt, welche im perikleiſchen Hauſe ſtattfanden, wobei Aspaſia die Honneurs machte und woran, wie wir ſahen, dem attiſchen Brauch entgegen auch nichthetäriſche Frauen theilnahmen. Die Miletierin oder vielmehr Perikles hatte einen harten Stand. Er, der Schöpfer von Athens Größe, Macht und Pracht, er, der von einem ebenſo ſtarken als gerechten Selbſtgefühl ge-

tragen war, mußte sich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geschworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu bestürmen, um einen auf Freisprechung lautenden Wahrspruch zu erlangen. Wie muß er also dieses Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu seinen Füßen vor und ließ dieselbe springen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbestechlichen" genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der massenhaft durch seine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies diese Frechheit siegreich zurück; aber alle diese gegen ihn gebohrten und gesprengten Minen hatten seine Stellung doch so erschüttert, daß er gewiß nicht ungern sah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attische Staatsschiff rasch und immer rascher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zustände eintreten, welche die Athener erkennen lassen müßten, was sie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen sein,

Digitized by Google

durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einstweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeschreckt werden könnten. Diese Hoffnung täuschte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge später seinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolglosen Angriffe Raum gab, so wurde er doch von seinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigste Mann" anerkannt [34]).

Bald jedoch trat den in die sechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponnesischen Krieges nur um zwei Jahre und sechs Monate überlebte. Seine letzten Tage sind sehr trübe und kummervoll gewesen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Pest aus, die mit zu den furchtbarsten Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte des Menschengeschlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem sie zuvörderst seinen ältesten Sohn, dann seine Schwester wegraffte, der er, wie es scheint, sehr zugethan gewesen. Auch liebste und anhänglichste Freunde starben um ihn her. Noch trug er aufrechten

Hauptes die ſchwere Laſt der Zeit, als Staatsmann und Strateg die Hand feſt am Steuerruder. Da raffte die Seuche ihm auch ſeinen inniggeliebten Sohn Paralos weg und dieſer Schlag drang ihm ins innerſte Mark. Als er, der, wie Plutarch bezeugt, die edle Faſſung eines hohen Geiſtes und die ſtille Würde einer großen Seele niemals verlor, dem todten Paralos den Kranz von Cypreſſenzweigen um die bleichen Schläfen legte, da iſt dem unglücklichen Vater das Herz in der Bruſt gequollen und ein Strom von Thränen entſtürzte ſeinen Augen. Kurz darauf hat er ſich ſelbſt zum Sterben hingelegt (429). Freunden, welche ihn beſuchen kamen, wies er mit wehmüthig-ironiſchem Lächeln ein Zauberamulet, welches wohlmeinende Frauen aus ſeiner Verwandtſchaft ihm umgehangen hätten. So ſei er herabgekommen, er, der frei, klar und hoch Denkende. Als aber, während er zu ſchlummern ſchien, die Freunde ſeine glänzenden Verdienſte und Erfolge prieſen, ſagte er plötzlich: „Ihr rühmt mir Dinge nach, die Anderen auch gelungen ſind und an welchen das Glück einen großen Antheil hat. Aber

von dem Größten und Schönſten, was ich gethan, ſagt ihr Nichts. Es iſt dieſes: — niemals mußte durch meine Schuld ein Athener Trauer tragen.“

Alſo ſtarb er, edelſtes Selbſtlob auf den Lippen, und als er todt, da merkten alsbald ſeine Mitbürger, was ſie an ihm gehabt und verloren..... Eines ſolchen Mannes, eines in ſeiner Art geradezu einzigen Mannes Wittwe — denn das war Aspaſia im Sinne des Hingegangenen — hätte es wohl geziemt, durch Treue das Andenken des großen Todten zu ehren, und es iſt nach unſerem Gefühle der häßlichſte Makel an der Geſtalt der Mileſierin, daß ſie nach dem Tode des größten Atheners mit dem Schafhändler Lyſikles gelebt hat [35]). Zwar wird uns geſagt, ſie habe dieſen Mann zu einem bedeutendſten herangebildet; aber ein Perikles und ein Schafhändler — welcher Kontraſt! Möglich freilich, daß Aspaſia arm war, und gewiß, daß nach griechiſcher Anſchauung die Lebenden nicht dem Tode, ſondern dem Leben angehörten.

Digitized by Google

1) . . . *εἰποντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ καλλὸς τῆς γυναικὸς.* Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel ist ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

2) Aristophanes, Thesmophor. 48.

3) *Οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.* Antigone, 523.

4) . . . *ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν, μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι.* Plutarchos, Alcib. 22.

5) Euripides, Androm. 220.

6) Odyss. I, 356.

7) *Οὐ μὲν γάρ τι γυναικὸς ἀνὴρ λήΐζετ' ἄμεινον*
Τῆς ἀγαθῆς. Hesiod. Erga, 647.
Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου.
Menandri fragmenta.
Εἰ κακόν ἐσμεν, τί γαμεῖθ' ἡμᾶς, εἴπερ ἀληθῶς κακόν ἐσμεν. Thesmophor. 789.

8) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

9) Platon, Leges, c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII; 14.

10) Plutarch, Pericl. 28.

11) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

12) Athenaeus, *Δειπνοσοφ.* l. XIII, p. 569, d. . . . „*πρῶτος Σόλων διὰ τὴν τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος.*“

13) *Δημοτικὸν πράγμα καὶ σωτήριον.* Philemonis

fragm. im Anhange zur Didot'schen Ausgabe des Aristophanes (1838), S. 107.

14) So übersetze ich „Ἀφροδίτη Πάνδημος" und „Ἀφροδίτη Ἑταίρα".

15) Herodot, I, 199: — „Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἰζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ." Herodot nennt das freilich einen häßlichsten Brauch („αἴσχιστος τῶν νόμων"), was beweis't, daß der „Vater der Geschichte", wie ein Romantiker sagen würde, schon nicht mehr Naivetät genug besaß, den ursprünglichen „tiefreligiösen" Sinn dieser babylonischen Muckerei zu verstehen. Vgl. über dem wollüstigen Aschera-Kybele-Dienst auch Justinus, histor. XVIII, 5.

16) Ausführlich handeln vom Hetärenwesen Becker („Charikles", 2. von K. F. Hermann besorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Szene, II, 51 fg.) und Jakobs („Von den Hetären", Verm. Schriften, III, 309 fg.).

17) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, Περιήγησις, X, 27, 5.

18) Plutarch, Alcib. 39.

19) Herodot, II, 134—35 („κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη"). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

20) Thucydides, I, 139: — „Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος."

21) Plutarch, Pericl. 3.

22) „Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ." Thucyd. II, 65.

23) „Τῆς συμβίωσεως οὐκ οὔσης αὐτοῖς ἀρεσιῆς." Plutarch, Pericles, 24. Dieses Kapitel der plutarchischen Biographie ist die Hauptquelle unseres Wissens von den häus-

Digitized by Google

lichen Verhältniſſen des Perikles und von ſeinem Verhältniß zur Aspaſia. Ich brauche nicht zu ſagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, ſo es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieſes Thema zu ſprechen.

24) Ibid. „*Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἔστερξε διαφερόντως.*“

25) Wie Raumer („Vorleſungen über die alte Geſchichte“, 3. A. II, 487) den beſtimmten Zeugniſſen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war Nichts weniger als eine Hetäre“ — iſt rein unbegreiflich.

26) „Fabulae Milesiae.“

27) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

28) Plut. l. c. „*οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν.*“

29) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

30) „*Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν.*“ Plut. l. c.

31) . . . „*Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα.*“ Ibid.

32) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

33) „*Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασίαν δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Περικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο.*“ Plutarch, Pericl. 32.

34) . . . „*ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι.*“ Thucyd. II, 65.

35) Plutarch, l. c. 24.

Messalina.

Digitized by Google

1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der chriſtlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäſaren eine jener Palaſtrevolutionen vor ſich, wie ſie zum Weſen des Deſpotismus ſtets gehört haben und ſtets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derſelben und bezeichnen in den Annalen der Knechtſchaft mit rothen Mordſtrichen die Stellen, wo ein Scheuſal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüſteren Platz zu machen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal *ſo* weit gekommen iſt, *wie* weit es nach den entſittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiſerlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemeſis darauf ſich beſchränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer

Digitized by Google

niederträchtig gewordenen Menſchheit fühlbar zu machen, daß —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld ſei“ [1]).

Oktavianus hatte ſich glücklich zum Imperator, Autokrator und Auguſtus emporgeheuchelt und emporgemordet. Er müßte der Louis Philipp des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an ſich hätte, welcher dem Prinzen, der ſeinen bürgerlichen Regenſchirm in ein königliches Szepter umzulügen verſtand, ehrenvoller Weiſe abging: — den Zug froſtigerbarmungsloſer Grauſamkeit. Auguſtus verkaiſerlichte Rom, indem er den „Principe“ des florentiniſchen Staatsſchreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederſchreibung des Buches meiſterlich in Szene ſetzte. In der Hauptſache ließ er ſeinen Nachfolgern Wenig oder Nichts zu thun übrig. Die Canailleſirung des römiſchen Volkes war vollendet, die Verwandlung des römiſchen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des auguſtiſchen Zeitalters ſpiegelt die entſetzliche Raſchheit des Verfalls deutlich wider. Virgil, Horaz und Ovid waren Zeitgenoſſen und

Digitized by Google

doch welch' ein Abſturz vom Erſten bis zum Dritten! Die Seele von Virgils Poeſie iſt noch die Idee der ewigen Roma geweſen. Der Gedanke der römiſchen Weltmacht bildete bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsſchlag ſeiner Muſe am begeiſtertſten ſich hob, hat ſie dieſen Gedanken als des Dichters höchſten Wunſch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du ſei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!“ 2).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das ſkeptiſche Evangelium: „Nil admirari!“ gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend ſeiner Zeit ſich hinwegzuheben; aber man ſieht ihm doch deutlich genug an, daß er ſich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in ſeiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchodenfaß vor der Naſe des Auguſtus herumzuſchwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römiſche Staatsidee, in ſeinen Augen noch groß

und voll über dem Sumpfe des Cäſarismus ſchwebend, ließ ihn beten: —

„Sonnengott, o könnteſt Du Größ'res niemals
Schauen als Roma!“ [3])

Dagegen ſtellt ſich in und bei Ovid der Römer der anhebenden Kaiſerzeit ſchon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch ſeinen Privatneigungen und Privatlaſtern lebte. Da iſt alles Große und Hohe vergeſſen und verſchollen oder höchſtens gelegentlich und flüchtig als dichteriſche Zierath verwendet. Der hochbegabte Poet plätſchert mit unſäglichem Behagen — dem Rauſche folgte freilich bekanntlich ſpäter der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politiſchen und ſittlichen Fäulniß ſeiner Zeit umher. Kein Wunder alſo, daß ſelbſt ſeine anmuthigſte Elegie nur die lüſterne Ausmalung einer frechen Situation iſt [4]) und daß der zügelloſe Präceptor der „Liebeskunſt“, im ſchreiend-charakteriſtiſchen Gegenſatze zu Virgil und ſelbſt zu Horaz, keinen höheren Wunſch kannte als den, mitten im wildeſten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [5]).

Der Grundſtock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendſte Charakterzug im römiſchen Weſen iſt jener brutale Egoismus geweſen, wie er mit ſolcher bronzeſtirnigen Frechheit ſeither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim engliſchen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird überall die gleiche gränzenlos ſelbſtſüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derſelben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in ſeinem innerſten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechiſche Bildung ſtets nur ein Aeußerliches ſein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität ſeines Machtgefühls, hochmüthig, wie nur die Unwiſſenheit es zu ſein vermag, und unverſchämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, ſchöne, feingebildete, kunſtfertige und graziöſe Grăcia wie eine Sklavin

oder höchſtens wie eine Maitreſſe, deren Liebkoſungen ſo ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte ſich: ſie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgeſetzt ſein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es ſich civiliſirte, zugleich auch ſich demoraliſirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, ſondern nur ein Lotter- und Laſterbett. Daher die wunderſame oder vielmehr widerliche Erſcheinung, daß die Weltbeherrſcherin Roma bei ſich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäſariſchen Herren nach Luſt und Laune herumſtampften. Sie mußten verrückt werden, dieſe Cäſaren. Es war dies ſo zu ſagen eine logiſche Folge der Prämiſſe, daß das den Erdkreis beherrſchende Volk, aller formalen Standes- und Klaſſenunterſchiede ungeachtet in *eine* charakter- und willenloſe Breimaſſe zuſammengerührt, mit ſklaviſcher Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelch der Allmacht berauſcht, den Cynismus der Menſchenverachtung zu einer Art von Kunſtwerk geſtalteten,

Digitized by Google

wie Tiberius, oder in förmliche Raſerei ausbarſten, wie Caligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödſinns die ihnen erwieſene Vergötterung ſich gefallen ließen, wie Claudius.

Wer von den goldſtarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiſerliche Roma hinab- und hinausſah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus beſaß — durch allen den koloſſalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtſtadt das erblicken, was ſie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreiſes her alles „Gräuelhafte und Schandbare“ zuſammenfloß [6]). Hier, auf dieſem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Induſtrie ſandten, in dieſem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau geſtellt waren, in dieſem Millionendurcheinander, welches aus den Geſtalten, Farben, Trachten, Kulten und Laſtern aller Völker zuſammengeſetzt war, in dieſem Prachtwald von Tempeln und Paläſten, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Koſten einer unterjochten und ausgeſogenen Welt gemäſtet, ſein

Daſein wie ein unendlich tobendes Bacchanal, wie eine aus der Wolluſt in die Grauſamkeit und aus dieſer in jene hinüberſpringende Rieſenorgie, deren gigantesk, mit ungeheuerlicher Verſchwendung von Geld, ſowie von Menſchen- und Thierleben in Szene geſetzte Prunkakte die Spiele des toſenden Circus und der blutdampfenden Arena geweſen ſind.

Nichts Göttliches oder Menſchliches, was in dieſem prächtigen Lupanar, wo die Beſtie im Menſchen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geſchändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da ſah man Kaiſer, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiſerinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutſchande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenſchmuck im Werthe von Millionen behangen; dort gab ein hiſtrioniſcher Schürzenſtipendiat verbuhlter Prinzeſſinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gaſtmahl, wobei die Zubereitung einer einzigen der aufgetragenen Schüſſeln 6000 Louisd'or gekoſtet hatte, weil ſie ein Fricaſſée von lauter ſeltnen, koſt-

ſpielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monſtröſe, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine raſende Verſchwendung das Bizarrſte, Barockſte, Groteskeſte ausſinnend, die tollgewordene Luſt- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche ſich hinaufſchwindelnd. Während hier im Amphitheater Tauſende und wieder Tauſende von Gladiatoren zur Ergötzung des patriziſchen und plebejiſchen Pöbels kunſtmäßig ſich abſchlachteten oder Tauſende und wieder Tauſende von mit ungeheuren Koſten aus den fernſten Wildniſſen herbeigeholten Beſtien naturwüchſig ſich würgten, ringelten ſich dort im Kaiſerpalaſt, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Roſen der Luſt die Vipern des Giftmordes. Die cäſariſche Familie ein Knäuel von Scheußlichem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grauſenhaft ſich verſchlangen. Die Blaſirtheit der Cäſaren verfiel auf das Abſurdeſte, wie auf das Gräßlichſte. Jenen kitzelte es, in Eſſig aufgelöſte Perlen zu verſchlingen; dieſen, Hirſche, Eber, Löwen und Tiger zum Reiten und Fahren, Elephanten, Rhinozeroſſe und

Digitized by Google

Krokodile zum Tanzen abrichten zu laſſen; einen dritten, ſeinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als ſolche verbrauchten Menſchen; einen vierten, Paſteten backen zu laſſen, deren Füllſel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen beſtand. In den Theatern deklamirte, geſtikulirte, ſang und ſprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, ſondern auch der Frauen — eine Schamloſigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorſtellung machen können. Durch namenloſe Frevel zuſammengeraffte Reichthümer wurden mittelſt der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ Einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein Anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieſer begoß ſeine Obſtbäume mit Wein, Jener ließ ſeine Schafheerden mit Purpurfarbe anſtreichen. Den einen Feinſchmecker lüſtete es nach Muränen, welche mit Menſchenfleiſch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer ſolchen Geſellſchaft, deren ganzes Dich-

ten und Trachten, Thun und Treiben an die wüſten Gebilde eines Opiumrauſches gemahnt, in dieſem kaiſerlich-römiſchen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders ſein als ſie waren. Die Römerinnen hatten ſich, wie Jedermann weiß, überhaupt niemals in einem ſolchen Zuſtand unwürdiger Unmündigkeit befunden, wie die Griechinnen, oder ſie hatten ſich wenigſtens ſchon frühzeitig von demſelben zu emanzipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömiſche Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle ſeine Angehörigen die unumſchränkteſte Gewalt zugeſtanden, ſogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömiſche Familienhaftigkeit ſelber, ſo war auch dieſes Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obſolet geworden. Das kaiſerliche Rom vollends war ſo recht das Paradies der emanzipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- und Zügelloſigkeit irgend Etwas gemein hat. Ganz weſentlich hatte hiezu die Veränderung beigetragen, welche hinſichtlich der Faſſung und Führung des ehelichen Verhältniſſes

vor ſich gegangen. An der Stelle der ſtrengeren Formen der römiſchen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienſtſchaft des Gatten“ überging [7]), war mehr und mehr eine freiere getreten [8]), welche die höchſt wichtige Beſtimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zuſtehen ſollte, und außerdem der Eheſcheidung allen möglichen Vorſchub leiſtete. Dieſe Form der Ehe, ſehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinariſcher Launen, war zur Kaiſerzeit gäng und gäbe. Sie emanzipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die alſo rechtlich Emanzipirten geſellig ſich zur denkbar möglichſten Skalahöhe der Emanzipation hinaufſchamloſeten.

Um den Gegenſatz in der Sittengeſchichte der römiſchen Frauenwelt früherer und ſpäterer Zeit in ſeiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Cornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Meſſalina gegenüberzuſtellen. Indeſſen reichen die

Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es iſt kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus ſeiner entſittlichenden Wirkung auf das weibliche Geſchlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müſſen eine laſcive Malerei und Skulptur, ſowie die geilen Schauſtellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römiſchen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarſten Juvenal, deſſen Satirik allerdings ein Hohlſpiegel iſt, aber im Ganzen und Großen doch ſicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Weſen hohlſpiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege ſtand die Saat raffinirter Geſchlechtsſünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüſtlinge des Zeitalters der Petites Maiſons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und ſein Compagnon Caſanova, Etwas darein ſetzten, Nonnen zu verführen, ſo gingen die der römiſchen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Veſtalinnen aus. Solches erzählt z. B. Salluſt

von dem ſchon im erſten Jünglingsalter grundlüderlichen Catilina. Die Geſchichte der Verſchwörung dieſes aus dem Griechiſchen ins Römiſche überſetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erſchreckende Verlotterung des römiſchen Frauenthums. Schon Salluſt klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuſchheit feilböten," und ſein jüngerer Zeitgenoſſe Horaz, der doch wahrlich Nichts weniger als ein moraliſcher Eiferer geweſen iſt, hat in ſeiner ſchönen Ode „An die Römer" alſo ſich ausgelaſſen: —

„Noch unreif lernt die Jungfrau joniſche,
Schamloſe Tänze; wird in der Buhlerkunſt
Früh ausgebildet; ſinnt, kaum mannbar,
Schon auf die ſträflichſten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheſchänder und wählt nicht erſt,
Mit wem ſie ſonder Licht und Zeugen
Raſch die verbotene Wolluſt treibe.
Wohl auch mit Wiſſen und Willen des Gemahls
Steht ſie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der ſpaniſche Pilot, ein beſſ'rer
Zahler der Schande, ſie zu ſich fordert" [9].

Wieder ein jüngerer Zeitgenoſſe, Properz, hat, obgleich ein feurigſter Sänger der Liebe, in dieſen

ſtrengen Tadel der Zuchtloſigkeit ſeiner zeitgenöſſiſchen Landsmänninnen eingeſtimmt. Hier in Rom, ſagt er —

„Hier iſt ganz treulos das Geſchlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keuſch“ [10]).

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naſo findet nämlich die Lüderlichkeit der römiſchen Damen allerliebſt und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keuſch iſt nur die, deren noch Keiner begehrte; und wenn ſie nicht zu linkiſch, würde ſie ſich wohl ſelbſt antragen.“ Welche moraliſche Peſt mußte da graſſiren, wo ein beliebteſter Poet lachend ſagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menſchen gereicht der Ehebruch ſeiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäueriſchen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton unter Leuten von Welt“ [11]) . . .

So die Zeit, in welcher das nachſtehende Stück römiſcher Kaiſergeſchichte ſpielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta“ erwuchs.

Digitized by Google

2.

Cajus Cäſar Caligula hatte, auf dem Kaiſerthron aus einem wüſten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchloſe gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantaſie zu erſinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wüthrichs hatte die Niederträchtigkeit ſeiner Unterthanen ſo ſehr entſprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaiſers: „O hätte doch das römiſche Volk nur einen Hals!“ nicht ſo ganz unverzeihlich erſcheinen muß.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, ſaß er — ein hochgewachſener Mann, dünnſchenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und ſtarkbärtig, mit unter der breiten und düſteren Stirn tiefeingeſunkenen und unheimlich glühenden Augen [12]) — in der kaiſerlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Auguſtus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorſtellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob ſich der Kaiſer, um ſich durch einen unter-

Digitized by Google

irdiſchen Korridor zum Frühſtück nach dem Palaſt zu begeben. Sein Oheim Claudius und ſein Schwager Vinicius ſchritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsoffizieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgang ſich um den Kaiſer drängte, ſcheinbar dienſteifrig, um den Zudrang des Publikums abzuhalten. Caligula blieb ſtehen, um eine Truppe von Knaben zu muſtern, welche man im europäiſchen und kleinaſiatiſchen Griechenland gepreßt und nach Rom geſchleppt hatte, damit ſie daſelbſt einen auf den Kaiſer gedichteten Lobgeſang abſängen. Während er mit den Knaben ſprach, warfen die ihm zunächſt Stehenden, der erſte Kammerherr Calliſtus und die Gardeoberſten Caſſius Chärea und Cornelius Sabinus einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiſer weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in ſtraff-dienſtlicher Haltung an Caligula heran und erbat ſich die Parole des Tages. „Jupiter!“ gab der Kaiſer zur Antwort, worauf Chärea raſch: „Nimm das von ihm!“ dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem

Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!“ ſchrieen die Gardeoffiziere, tumultuariſch auf den zu Boden Geſtürzten ſich werfend und demſelben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu ſpät eilten die Soldaten von der germaniſchen Garde Caligula's zu ſeiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es iſt ja eine traurigſte Thatſache, daß Michel Nebelheimer überall mitdabeiſein mußte und muß, wo es ein Fechten für Deſpoten gab und gibt. Um aber die Ermordung Caligula's möglichſt im caligulaiſchen Style zu Ende zu bringen, ſchlachteten die Verſchworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Gardehauptmann erſtach die Kaiſerin Cäſonia, ein anderer zerſchmetterte der kleinen Prinzeſſin den Kopf an der Mauer [13]).

Die Nachricht vom Tode des Scheuſals gab das Signal zu einer kläglichen Poſſe. Zu einer Poſſe, welche deutlich macht, wie ſehr das koloſſale Fratzenbild der cäſariſchen Roma zur Vollendung noch dieſes Zuges bedurfte, daß des Auguſtus

diaboliſch-höhniſche Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikaniſchen Staatseinrichtungen hatte fortbeſtehen laſſen und auf ſeine Nachfolger vererbte. Die „Conſuln“ beriefen den „Senat“ auf das Capitolium und dieſem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit“ und die „Republik“ wieder herzuſtellen, in dieſem Laſterpfuhl von Rom, wo nur noch zwiſchen Säbelherrſchaftsbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl ſein konnte. Etliche Gardeſoldaten machten der Komödie, die übrigens ſelbſtverſtändlich weit mehr eine in Worten, als in Handlungen war, ein Ende. In der Abſicht, die allgemeine Verwirrung zum Plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiſerpalaſt und fanden hier den Prinzen Claudius, den Oheim des ermordeten Kaiſers. In einer nicht ſehr imperatoriſchen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, ſtammelnde Tropf hatte ſich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwiſchen dem Doppelvorhang des

Eingangs verſteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat, Namens Gratus, zog den Zitternden aus ſeinem Verſtecke hervor und erkannte den kaiſerlichen Prinzen.

Der prinzliche Kretin — denn dieſes Wort zieht am richtigſten die Summe ſeiner Perſönlichkeit — fiel dem Gardiſten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar“ aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator“. Dann rief er ſeine Kameraden herbei, welche den alſo von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles“) fabrizirten Kaiſer auf eine Sänfte hoben und denſelben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konſtitutionelle Verſammlungen, wann der der „liberale“ Geiſt über ſie kommt, zu machen pflegen: — Phraſen. Als daher am folgenden Tage die Gardeſoldaten, nachdem ihnen der ſtammelnde Claudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve... ve... verſprochen hatte, den Prinzen

Digitized by Google

förmlich zum „Imperator urbis et orbis“ ausriefen, war von Widerſtand überall nicht die Rede und begrüßte die ſklaviſche Menge, zu welcher die „Römiſchen Bürger“ zuſammengequirlt waren, den neuen Herrſcher mit jubelndem Zuruf [14]).

3.

Er war nicht gerade einer der ſchlimmſten Cäſaren, wohl aber einer der dümmſten, obgleich oder auch weil er, ſo zu ſagen, ein Gelehrter geweſen iſt. Seinen Vater Druſus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Auguſtus geboren, man weiß nicht recht, ob dieſem oder aber ihrem erſten Manne Tiberius Claudius Nero, welchem der Cäſar ſie entriſſen hatte. Deßhalb pfiffen römiſche Spottdroſſeln um dieſes Kindbett der Livia her den griechiſchen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!“

Druſus, deſſen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutſchland, hei-

ratete Antonia, des Markus Antonius und der Oktavia Tochter, alſo eine Nichte des Auguſtus, und dieſe ſeine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den ſchwächlichen, kränklichen Claudius, der von frühauf in ſeiner Familie für einen Simpel galt und als ſolcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu ſagen, er ſei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geſchlagen, nicht fertig genäht," und wenn ſie Einen der Simpelhaftigkeit bezüchtigen wollte, bediente ſie ſich des Ausdrucks, er ſei noch dümmer als ihr Sohn Claudius [15]). Mit, wo möglich, noch größerer Verachtung wurde der ſkrophulöſe Junge von ſeiner Großmutter, der Kaiſerin Livia, traktirt, und was ſeinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Auguſtus betraf, ſo machte er den armen Claudius con amore zur Zielſcheibe ſeiner Spottſucht. Es exiſtiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten", als einen „Tropf" und „Kretin" bezeichnet [16]).

Hieraus erhellt, daß die kaiſerliche Würde in der

Perſon des Claudius, welcher, weil ſein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. geſtorben, nach Ermordung ſeines Neffen Caligula der „legitime“ Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräſentirt geweſen iſt. Schon die körperliche Erſcheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beſtändiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten“ war keineswegs imperatoriſch. Sein langer und gedunſener Oberkörper ſaß ſchlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, ſo daß ſein Gehen nur ein garſtiges Wackeln „(foeda vacillatio“). Beim Sprechen ſtammelte und ſtotterte er. Das gichtiſche Zittern ſeines Kopfes, ſeine Triefnaſe und ſein Geifermund machten ihn geradezu abſtoßend. Im Zorne oder ſonſt aufgeregt ſei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze geweſen [17]).

An Geiſt ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er ſchriftſtellerte fleißig, in lateiniſcher und mehr noch in griechiſcher Sprache, ſchrieb „tyrrheniſche“ und „karthagiſche Unterſuchungen“ ferner ein Buch über die Brettſpielkunſt, war ſtark in Citaten, vermehrte das römiſche Alphabet um drei von ihm

Digitized by Google

erfundene Buchſtabenzeichen und ließ ſeine „Geſchichtswerke“ öffentlich durch Liktoren vorleſen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe geweſen iſt als für die eines deutſchen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigſttreue Leſung der königlichen Gedichte. Auch im Regieren war er ſtark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgehen ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorſtehende Weinleſe hin die Fäſſer gut zu verpichen“, und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wiſſen, daß gegen Vipernbiß Nichts ſo gut wie Taxusbaumſaft.“ Ebenſo pflichteifrig erwies er ſich in Erfüllung richterlicher Funktionen, und wie er als Prinz der Hänſelpeter ſeiner Familie geweſen, ſo trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal ſitzenden Kaiſer die Advokaten ihren Spaß. Ein prozeſſirender Grieche warf ſogar in der Hitze ſeines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiſer das Wort: „Du biſt ein alter Eſel!“ in den Bart und eines andern Tages ein fälſchlich angeklagter römiſcher Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [18]).

Als vortretende Züge in dem Charakter des Claudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grauſamkeit, von demſelben Zeugen betont, ganz gut ſich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in ſeiner Gegenwart vollziehen zu laſſen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenſpiel der ſterbenden Gladiatoren zu ſtudiren. Außerdem war er unmäßig im Eſſen und Trinken und maßlos im Wolluſtgenuß [19]). Aus ſeiner Feigheit, ſeiner Trunkſucht und ſeiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem ſeine Umgebung den Kaiſer-Simpel führte, ihn, der nach Dio's Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreichs geweſen iſt und doch nur ein Sklave“ [20]). Es paradirt in der modernen Geſchichte eine königliche Majeſtät, mit welcher dieſe römiſch-kaiſerliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erſte, der ſtammelnde, geifernde, geile, feige, blödſinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

4.

Man muß geſtehen, daß Claudius ſo, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu ſein. Seine Verlobungs- und Heiratsverſuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erſte Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Auguſtus hin verſtoßen; ſeine zweite, Livia Medullina, ſtarb an dem zur Hochzeit feſtgeſetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er ſich „um unbedeutender Händel willen“ von ihr ſcheiden, nachdem ſie ihm einen Sohn (Druſus) und eine Tochter (Claudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelaſſene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren, mußte er ſich ihrer „ſchmachvollen Ausſchweifungen“ wegen von ihr ſcheiden. Jetzt verſchritt er dazu, in dritter Ehe ſeines Vetters Barbatus Meſſala Tochter

Digitized by Google

zu heiraten, die Valeria Meſſalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den ſchon vorher ſattſam gehörnten Kaiſer der Römer glücklich zum Kaiſer der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Calliſtus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem erſten Geheimſchreiber Narciſſus und dem Hofſchatzmeiſter Pallas beherrſchte Meſſalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß ſchön geweſen ſein, dieſes Weib, ſchön wie die Sünde, lockend wie eine wolluſtſchwere Sommernacht, beſtrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geiſt. Eine verzehrende Sinnlichkeit iſt ihres Lebens Luſt und Qual geweſen. Eine durch und durch dämoniſche Natur, hat ſie ſich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menſchlichkeit lachend hinweggeſchwungen und hat ſich in ihre beiſpielloſe Schamloſigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige aſiatiſche Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Meſſalina zur geſchichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörpe-

Digitized by Google

rung der Unzucht geſchaffen und eine gleich bizarre Laune des Schickſals hatte dieſes Geſchöpf auf einen Weltthron geſetzt. Und wie der Zug kalter Grauſamkeit, ſo durfte auch der Zug dämoniſchen Humors dieſem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, umdeſſen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Rußland zu vollenden. In den Abſcheu vor dieſen drei Kaiſerinnen miſcht ſich aber doch unwillkürlich ein leiſes Mitleid, welches uns zuflüſtert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müſſe doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organiſation entlodert ſein.

Phyſiologiſch alſo läßt ſich das Räthſel der Erſcheinung Meſſalina's zur Noth erklären. Zu einer pſychologiſchen Löſung deſſelben fehlt uns leider ein Schlüſſel, wie uns für ihre Perſon Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen ſolchen hinterlaſſen hat. Ohne Zweifel würde Meiſter Tacitus im 9. oder 10. Buch ſeiner Annalen das Werden und Wachſen Meſſalina's unſerer Vorſtellung anſchaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich ſind dieſe Bücher ſammt den zwei vorhergehenden ver-

Digitized by Google

loren. Für dieſen Verluſt bieten weder der fleißige, aber geiſtloſe Antiquar Sueton noch der charakterloſe Flachmaler Dio Erſatz, und was den Juvenal anlangt, ſo zeichnet er uns, wie Jedermann weiß, nicht die werdende Meſſalina, ſondern nur das fertige ſatyriaſiſtiſche Laſter.

Daß und wie ſie das werden konnte, iſt freilich bei Alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Claudius mußte ſich in der Frau des Claudius die Anlage des Dämoniſch-Böſen raſch und gewaltig entwickeln. Ein junges ſchönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, ſehr vernachläſſigter Erziehung, ohne eine Spur von ſittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt“ verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß ſie den Taumelkelch, nachdem ſie ihn einmal an die Lippen gebracht, bis auf den Grund zu leeren dürſtete? Sie ſah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und ſie zögerte nicht, ſich wie eine Tiger-

katze auf dieſelbe zu ſtürzen, um die tollſten Eingebungen einer ſicherlich ſchon frühzeitig und vollſtändig vergifteten Phantaſie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wolluſt und Grauſamkeit erſcheinen in Meſſalina ſo recht zu ſiameſiſchen Zwillingsſchweſtern zuſammengewachſen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta“, wie Juvenal ſie ſo unübertrefflich bündig-wahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abſtoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erſt dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgeſogen iſt.

5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbeſondere Meſſalina es war, welche in der ſchwachen Hand des Claudius den kaiſerlichen Mordſtahl lenkte. Die Ausrottung der alten Ariſtokratie Roms, durch Auguſtus grundſätzlich begonnen, durch Tiberius

ſyſtematiſch fortgeſetzt, durch Caligula wahnwitzig-blutdürſtig weitergeführt, hatte auch unter Meſſalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge" anderer Bürger ſind unter dieſer Regierung hingeſchlachtet worden [21]). Das Motiv der vorragendſten Morde war ſtets die Gier der Kaiſerin nach raſtloſem Wechſel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt iſt, dieſes Wort zur Bezeichnung von ſo Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieſes Weibes wurde tödtlich, ſo oder ſo. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerſtand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunſt befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzeſſin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche der Kaiſerin doppelte Veranlaſſung zum Haſſe gab. Denn die Prinzeſſin näherte ſich in auffallender Weiſe ihrem Oheim Claudius und Meſſalina war nicht gewillt, den Kaiſer-Simpel unter den Einfluß einer ſchönen und als ſehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu

laſſen; ſodann begehrte ſie ſelbſt des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Claudius als Ehebrecherin verklagt — insbeſondere des Ehebruchs mit dem philoſophirenden Zweiächſeler Seneka — und der Kaiſer gezwungen, daraufhin erſt den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tödtung ſeiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der ſich ihm anbietenden Meſſalina ſich verſagte, ließ ſie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangeſehener Mann, welchen Claudius von der Statthalterſchaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in ſeine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Meſſalina, zur Frau zu geben. Die Kaiſerin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters lüſtern, trug ſich ihm an. Die Linkiſchkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuſchen Damen ſeiner Zeit verhöhnen hörten, war alſo kein Fehler der Kaiſerin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verſtehen. Sofort verſchwor ſich die rachgierige Mänade mit dem Geheimſchreiber Narciſſus zum

Digitized by Google

Verderben Silans, welchen Claudius auf eine ganz alberne Vorſpiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der ſchöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mneſter, vormals Luſtknabe Caligula's, jetzt zum Liebhaber Meſſalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältniſſes deutlich erkennend, den ſchamloſen Anträgen der Kaiſerin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile ſo in ihn verſchoſſen, daß ſie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palaſt eingeſperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiſerliche Hahnrei Claudius verwunderte ſich ſelber höchlich über das Nichtauftreten Mneſters, er, welchem man das ſtadtkundige Skandal des Lebenswandels ſeiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam") Meſſalina's [22]). Es muß fürwahr eine tollkomiſche Szene geweſen ſein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiſer die Frage richtete, warum

denn Mneſter nicht mehr aufträte, und Claudius zur Antwort gab, er wi... wi... wiſſe es nicht, er kö... kö... könne Nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä... Tä... Tänzer nicht bei ſich. Was das für ein Ziſcheln und Flüſtern und Kichern und wohl auch heraus-platzendes Lachen verurſacht haben mag und muß! Uebrigens hatte Mneſter das Unglück, der Zwangs-liebhaber Meſſalina's geweſen zu ſein, ſpäter bei ihrem Verderben mit dem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in ſeiner Todesſtunde den Kaiſer erinnerte, ſich nur auf deſſen ausdrücklichen Befehl der Meſſalina „zur Verfügung" geſtellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfſinnigen abzuliſten gewußt, lügend, Mneſter weigere ſich, vor ihr zu tanzen [23]).

Müde des Anblicks einer Geſellſchaft, deren Daſein dem Mitlebenden Seneka zufolge nur „ein Zuſammenhauſen wilder Beſtien" war, erquickt ſich das Auge gerne an der berühmten Epiſode von Pätus und Arria, welche aus dieſem grundloſen Pfuhl gleich einer grünen Inſel emporſteigt...

Digitized by Google

In deſpotiſch mißregierten Staaten erheben ſich Verſchwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, ſondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil ſie die einzigen Korrektive der Tyrannei ſind. Wir müſſen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römiſchen Ariſtokratie, Annius Vinicianus und Furius Camillus, zum Umſturz der Herrſchaft des Claudius, d. h. der Meſſalina ſtifteten, ein patriotiſches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigſtens in ſeinen beſten Tendenzen hoffnungsloſes war. Es mißlang, zunächſt deshalb, weil dem Camillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten ſeines Armeekorps alsbald den Gehorſam verſagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikaniſchen Verfaſſung ſprach. Damit, murrten ſie, würden für ſie die Tage des Müſſiggangs und Wohllebens vorüber ſein. Camillus, verrathen und verlaſſen, gab ſich ſelber den Tod. Vinicianus that ebenſo. Gegen die übrigen Verſchworenen erhob ſich eine unerbittliche Verfolgung und Meſſalina und ihr erſter Hand-

Digitized by Google

langer, der Kammerherr und Geheimſchreiber Narciſſus, ſie benutzten eifrigſt die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Perſonen, obzwar dieſelben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu laſſen. Claudius, welcher ſich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte, der er war, ſtotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze ſein kaiſerlich „Fi... fi... fiat“. Den Konſular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverſchworenen, traf das Urtheil, ſich ſelbſt zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt ſeine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelſten Styls geſchildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchſtößt ſich damit die Bruſt, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein ſo glorreiches Beiſpiel, durchbohrt er ſich und ſtirbt. Der heldiſchen Frau aber ſtillt man das ſtrömende Blut, verbindet ihre Wun-

Digitized by

den und will ſie zwingen, zu leben. Sie aber ſagt: „Ich folge dem Gatten!“ und als ihr Tochtermann Pätus Thraſea ſie fragt: „Alſo wollteſt du, daß deine Tochter auch alſo mit mir ſtürbe, falls ein gleiches Loos mich träfe?“ gibt ſie zur Antwort: „Allerdings, falls ſie mit dir in ſo langer und inniger Verbindung gelebt hätte, wie ich mit Pätus.“ Man bewachte ſie, aber eines Tages ſprang ſie unverſehens vom Lager auf und zerſchellte ſich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht geſagt, daß ich ſicherlich den Weg zum Tode finden würde?“ Es wäre zu wünſchen, daß ein beſſerer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabſchrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das ſie der eigenen Bruſt lächelnd ſoeben entzog:
Sei du, ſpricht ſie, gefaßt! Die Wunde, die meinige, ſchmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich die, welche du, Pätus, dir ſchlägſt“ [24].

6.

Derweil ſchritt die Kaiſerin auf der Bahn der Ausſchweifung bis zur äußerſten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unerſättlichkeit genugzuthun, unterließ ſie auch nicht, zugleich mit dem Kaiſer-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem ſie, die Nächte mit ihren Buhlern durchſchwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, ſondern vielmehr ein teufliſcher Trieb zur Unheilſtifterei, wenn Meſſalina, das kaiſerliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchſten Geſellſchaftskreiſe zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht“ zu ringen, welche freilich ihr ſelbſt ſogar eine verrufenſte Bettel, — wie

Plinius bezeugt hat — nicht ſtreitig zu machen vermochte [25]).

Und damit noch nicht genug. Es ſtachelte ſie, in dem gemeinſten Unflat der Lüderlichkeit ſich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecheriſchen Genüſſe, ſank ſie in unerhörtes Laſter hinab [26]). Nächtlicher Weile verließ ſie heimlich den Palaſt, um in einem der zahlloſen Lupanarien Roms unter dem Namen Lycisca als Prieſterin der Venus Vulgivaga für Geld zu fungiren. Juvenal hat dieſes „unerhörte Laſter" an der ſchrecklichſten Stelle ſeiner ſchrecklichen ſechſten Satire beſchrieben, er, welcher, unter der Regierung des Claudius geboren, als ein Zeitgenoſſe der „Meretrix Augusta" betrachtet werden darf. Es iſt das Gräßlichſte, was jemals über ein Weib ausgeſagt worden, und es *muß* Wahrheit ſein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in ſich ſelbſt tragend, nicht erfunden ſein *kann* [27]).

Mitten in dieſe beiſpielloſen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raſerei gränzende Leidenſchaft" Meſſalina's [28]). Dieſe Leidenſchaft, deren

Gegenſtand Cajus Silius war, der „ſchönſte junge Mann Roms", entwickelte ſich, die Kaiſerin ins tauſendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhafteſten Kapitel der Weltgeſchichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen vermeſſen und lächerlich ſein würde... Um des neuerkorenen Buhlers ſich zu bemächtigen, zwang ihn Meſſalina, ſeine Gemahlin Junia Silana zu verſtoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Menſch geweſen ſein, der ſchöne Silius; denn er ſah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „ſeines Verderbens gewiß, ſo er widerſtände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, ſuchte er Troſt darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen". Meſſalina ihrerſeits gefiel ſich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamloſigkeit in dieſes Verhältniß hineinzutragen. Sie beſuchte ihren Liebhaber, den ſie mit Schätzen und Ehrenſtellen überſchüttete, nicht heimlich, ſondern mit großem Gefolge in ſeinem Hauſe, ſo daß daſelbſt der kaiſerliche Haushalt und Hofſtaat zu ſehen war, als wäre er des Buhlers Erbſchaft und Eigenthum.

Digitized by Google

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib Etwas, was noch gar nie dageweſen war: — bei Lebzeiten ihres Kretin von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüſtete ſie alles Ernſtes und zwar „um der Größe der Ruchloſigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Lüderlichkeit iſt“. Nebenbei mag freilich zu dieſem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß ſich ein meſſaliniſcher Lebenswandel in die Länge nicht mehr ſo ſtraflos fortführen ließe. Sie beſaß übrigens, das muß man ihr nachſagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und ſie muß denſelben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieſer ſeine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man ſich einmal in offenkundige Miſſethaten eingelaſſen, ſo iſt es das Klügſte, zur Tollkühnheit ſeine Zuflucht zu nehmen.“

Tacitus hat in Fortführung ſeiner Erzählung geſagt, er wiſſe wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung

Digitized by Google

an einem beſtimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Beſiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaiſers Gemahlin zur Heirat zuſammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beiſein von Gäſten eingenommenem Hochzeitsmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden ſei. Aber der ſtrenge Geſchichtſchreiber fügt ausdrücklich die Verſicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geſchöpft und nur Thatſächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Meſſalina's Charakter angeſehen, nicht ganz unglaubhaft erſcheint, was Sueton meldet: — daß ſie nämlich in humoriſtiſcher Tolldreiſtigkeit gewollt und durchgeſetzt habe, Claudius ſolle ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weißgemacht, dieſe Heirat ſei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden [29]).

7.

Jetzt aber ſchlug die Kriſis plötzlich in eine Kataſtrophe um; denn der Frevlerin verſagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Miniſter — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibiſche Stellung dieſer Höflinge bezeichnen ſoll) — Calliſtus, Pallas und Narciſſus ſahen den Vorſchritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachſendem Bedenken und Argwohn, und als die Perepetie des Stückes in Szene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundloſe Befürchtung, ſie könnten, ſo Meſſalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge bei Seite geſtellt oder wohl gar hingeſchafft werden, „wo kein Tag mehr ſcheint.“ So Etwas ließ ſich allerdings der Kaiſerin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbeſondere Narciſſus, waren zu erfahrene, gewandte und entſchloſſene Schurken, als daß ſie das Bedrohliche ſich allzunahe hätten auf den Leib rücken laſſen. Calliſtus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderſt

einen Verſuch machte, Meſſalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narciſſus, erkennend, daß bei der reißend ſchnellen Entwickelung der Sachen zum Diplomatiſiren keine Zeit mehr ſei, arbeitete ſofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin ſah.

Eine jener religiöſen Ceremonien, deren das römiſche Staatspfaffenthum ſo viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Claudius nach Oſtia. Dieſe Abweſenheit des armen Simpels wollte Meſſalina benützen, um als echte Bakchantin in höchſtem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgienſippſchaft im Palatium zu Rom das Weinleſefeſt zu begehen. Aberauch Narciſſus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Oſtia gewann er die beiden Maitreſſen des Kaiſers, Kalpurnia und Kleopatra, für ſeinen Plan und unterwies ſie in der bei Ausführung deſſelben ihnen übertragenen Rolle. Dieſe beſtand darin, ohne Verzug die kaiſerliche Majeſtät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchſt Ihrer ungeheuerlichen Hahnreiſchaft einzuweihen. Nachdem alſo Claudius in Oſtia ſein Staatsopfer-

geſchäft abgemacht hatte, warf ſich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufſchrei: „Unerhörtes iſt geſchehen! Deine Gemahlin Meſſalina hat mit dem Cajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra beſtätigt dieſe Neuigkeit und der angedonnerte Cäſar würgt nur mühſam das Wort heraus: „Ho... ho... holt mir den Na... Na... Narciſſus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregiſter der Kaiſerin dem maulaufſperrenden Stotterer, alſo ſeine Enthüllungen beſchließend: „Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausſchweifende Leben Meſſalina's dir ſo lange verhohlen habe. Ich ſah darin keine Gefahr, ſo lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. ſ. w. ſich begnügte. Allein mit Silius iſt es ein ganz ander Ding. Du mußt wiſſen, o Herr, daß du ein geſchiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Meſſalina's mit Silius zugeſchaut, und ſo du dich nicht ſputeſt, iſt der neue Gemahl deiner Frau Meiſter der Hauptſtadt und des Reiches . . .“ Selbſtverſtändlich benahm ſich der Jammermenſch von Imperator unter

ſo gethanen Umſtänden jammerhaft. „Bi ... bi ... bi ... bin ich noch Kaiſer? Oder iſt Si ... Si ... Silius bereits als ſolcher ausgerufen?“ ſtammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narciſſus und der von dieſem raſch herbeigerufene Gardegeneral Luſius Geta ſagten, was er zu thun hätte, d. h. Andere thun laſſen ſollte.

Derweil tobt zu Rom das meſſaliniſche Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelaſſenheit feiert die Kaiſerin ihr Winzerfeſt. Die Kelternbäume knarren, die Kufen ſtrömen von Moſt. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Meſſalina ſelber, die langen ſchwarzen Haare fliegend, ſchwingt, die ſchönſte und keckſte der Mänaden, den Thyrſusſtab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen einherwankend gleich einem Berauſchten unter dem jauchzenden Getöne der bakchiſchen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Feſtgäſte, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was ſiehſt du da oben?“ ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Oſtia herzieht.“

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwiſchtes Scherzwort, welches durch die Ereigniſſe nachmals zu einer Weiſſagung geſtempelt wurde? Wahrſcheinlicher doch wohl die erſte, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher ſich unterdeſſen wirklich in Oſtia zuſammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerſchlag. So aber wirkte es, die lüderliche Feſtſippſchaft nach allen Seiten hin zerſtäubend. Von allen den Meſſalinariern, den Silius inbegriffen, welche ſo dreiſt eine Thronrevolution geplant hatten, verſuchte kein einziger, das hereinbrechende Geſchick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: ſo ſchmachvoll war dieſes Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die meſſaliniſchen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verſchont, aus Rückſicht auf ſeinen Oheim, und der ſchandbare Cäſonius, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria.“

Die Kaiſerin hatte ſich vom geſtörten Winzerfeſt

hinweg nach ihrer Villa im lukulliſchen Parke begeben und von da machte ſie ſich, nachdem ſie die Fürbitte der älteſten Veſtalin beim Kaiſer nachgeſucht und zugeſagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Oſtia auf, um den Idioten von Gemahl zu beſchmeicheln. Aber ſchon ging von der, vor wenigen Stunden noch Allmächtigen, der ſcheuchende Peſtgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrſcheinlich Sklaven, gefolgt, ſchleppte ſie ſich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh ſein, einen elenden Karren, zum Wegſchaffen des Unraths aus den Gärten beſtimmt, beſteigen zu können, um dem von Oſtia heimkehrenden Kaiſer entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rückſichten überwog.“ Zu Deutſch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarſte gerne nachgeſehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man Nichts. Es iſt wunderbar, wie in ſolchen Fällen

die Menſchen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiſer-Simpel auf dem Wege zwiſchen Rom und Oſtia zu ſprechen, ſo würde ſie ihn ohne Zweifel zu ſich herüber und ihre ſämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narciſſus wußte das wohl und hielt daher den Claudius feſtgepackt, indem er die Rückreiſe nach der Hauptſtadt auf demſelben Tragſeſſel mit ihm machte. Als nun Meſſalina herankam und ſchon von ferne dem Cäſar zurief, er ſolle, müſſe und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überſchrie ſie der Kammerherr, nannte ſie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaiſers eine ſchriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Claudius, der keiner Pergamentrolle widerſtehen konnte, vertiefte ſich eifrigſt in dieſe Lektüre. Narciſſus beeilte den Weiterzug und ſo ging dieſe Begegnung erfolglos für Meſſalina vorüber. Auch ein Verſuch, den Kaiſer nach ſeiner Ankunft im Pa-

Digitized by Google

latium zu Rom durch den Anblick ſeiner zwei Kinder zu Gunſten der Mutter zu rühren, ſowie die von der Veſtalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Meſſalina fürbittende Veſtalin gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurde durch den argusäugigen Narciſſus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte ſie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaiſers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgeſuche an ihn gelangen zu laſſen, in welchen ſie alle Töne anſchlug, welche, wie ſie wußte, bei dem Kretin verfangen konnten. Und ſie verfingen wirklich. Denn eines Tages ſagte der Kaiſer, nachdem er reichlich geſpeiſ't und noch reichlicher getrunken hatte, man ſolle hingehen und der Unglücklichen („miserae“) ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narciſſus ſtürzte hinaus, den Offizieren der Palaſtwache ankündigend, es ſei des Kaiſers Wille, daß Meſſalina's Hinrichtung ſofort vollzogen und durch den Freigelaſſenen Evodus vollſtreckt werde. Dieſer eilte in Begleitung eines Tri-

Digitized by Google

buns ſpornſtreichs nach dem Parke, wo er die Kaiſerin „ausgeſtreckt am Boden liegend fand und neben ihr ſitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer Tochter zerworfen, ſo lange dieſe glücklich geweſen, jetzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr ſich neigte und ihr den Rath gab, einen anſtändigen (d. h. freiwilligen) Tod zu ſuchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt ſei.“ Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille und ſie mühte ſich in fruchtloſen Klagen ab, bis der Tribun ſchweigend und der Freigelaſſene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr ſtand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm ſie den Dolch und während ſie die Spitze zaghaft an Hals und Bruſt verſuchte, wurde ſie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiſer meldete man über Tafel, Meſſalina ſei ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem Wie? ſondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit [30]).

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

2) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

3) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Secul. II.

4) Aestus erat mediamque dies exegerat horam. etc. Amor. I, 5.

5) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Dî faciant, leti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

6) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

7) „In manum mancipiumque mariti convenire.“

8) Matrimonium justum sine conventio in manum.

9) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21, seq.

10) Propert. III, 13, 23.

Digitized by Google

11) Ludite formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut si rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.
Rusticus et nimium quam laedit adultera conjux,
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

12) Sueton. Caligula, 50.

13) Cass. Dio, Hist. rom. LIX, 29. Sueton, Cal. 58, 59.

14) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton. Claudius, 10.

15) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem secordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

16) Ibid. 4: — „Sin autem *ἐλαττῶσθαι* sentimus eum *καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα*“ . . . In einer andern in demſelben Kapitel mitgetheilten Epiſtel nennt der Kaiſer den Prinzen einen „misellus“.

17) Ibid. 21, 30. Dio, LX, 2: — „*Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν; καὶ διὰ τοῦτο καὶ τῷ φωνήματι ἐσφάλλετο.*“

18) Sueton, Claud. 15, 16, 41, 42.

19) Ibid. 33. „Libidinis in foeminas profus issimae.“ Es iſt ſehr charakteriſtiſch für die damaligen Sitten, d. h. Unſitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers.“

20) Dio, l. c.

21) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. 29.

22) Tacitus, Annal. XI, 12.

23) Dio, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

24) Seneca, De ira, II, 8. Dio, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

25) Dio, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu.“

26) Tacitus, l. c. 26: — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat.“

27) . . . . . Claudius audi
Quae tulerit. Dormire virum quum senserat uxor,
Ausa Palatino tegetem praeferre cubili,
Sumere nocturnos meretrix Augusta cucullos,
Linquebat comite ancilla non amplius una,
Sed nigrum flavo crinem abscondente galero,
Intravit calidum veteri centone lupanar,
Et cellam vacuam atque suam: tunc nuda papillis
Constitit auratis, titulum mentita Lyciscae,
Ostenditque tuum, generose Britannice, ventrem.
Excepit blanda intrantes atque aera poposcit
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox, lenone suas jam demittente puellas,
Tristis abit; et, quod potuit, tamen ultima cellam
Clausit, adjuc ardens rigidae tentigine vulvae,
Et lassata viris necdum satiata recessit:

Digitized by Google

Obscurisque genis turpis fumoque lucernae
Foeda lupanaris tulit ad pulvinar odorem.
Juvenal, VI, 115 seq.

28) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

29) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

30) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dio, l. c. 31.

Das
Theater im Mittelalter.

Digitized by Google

1.

So man heutzutage Theater und Kirche in einem Athem nennt, ſchlägt die gläubige Einfalt ein Kreuz und die rechnende Heuchelei die Hände über dem Krummmacher-Scheitel zuſammen. Und doch iſt das Drama ein ſo legitimes Kind der Religion, als nur je eine Mutter eines geboren hat. Freilich wollen Sankt Bonzius und Sankta Tartuffia von dieſer Thatſache Nichts mehr hören oder wiſſen und zwar mit gutem Grund. Denn es kann ja überhaupt nicht den Intereſſen des ſehr hochwürdigen Herrn und der ſehr ehrwürdigen Dame dienlich ſein, wenn das „erſtgeborene Kind Lucifers“, im hölliſchen Pfuhl getauft „Hiſtoriſche Kritik“, mit „pietätlos-verwegener“ Hand die Urſprünge und Anfänge deſſen nachweiſ't, was für heilig oder

Digitized by Google

unheilig gilt unter Menſchen. Das ſüße Denknichts und die wohlige Unwiſſenheit erleiden durch ſolche Pietätloſigkeiten der raſtloſen Lichtbringerin gar unſanfte Stöße und unbequeme Störungen . . .

Die dramatiſche Dichtung und theatraliſche Kunſt des griechiſch-römiſchen Alterthums waren, wie Wiſſenden wohlbekannt, aus dem Gottesdienſt hervorgegangen, und zwar ſowohl nach der tragiſchen als nach der komiſchen Seite ihrer Entwickelung hin. Die antiken Theater, wenigſtens die helleniſchen, waren Kultſtätten, die Aufführungen Kulthandlungen, und wer die Tragödien eines Aeſchylos und Sophokles kennt, wird das nicht befremdend finden. Mit ihrem Sinken freilich verlor die antike Bühne mehr und mehr ihren gottesdienſtlichen Charakter, bis ſie dann zur römiſchen Kaiſerzeit nur noch die Widerſpiegelung einer allgemeinen und grauenhaften Sittenverderbniß war. Wolluſt und Grauſamkeit, dieſe zwei vortretenden unter den die Geſellſchaft von damals beſtimmenden Motiven, ſpektakelten, wie in der Welt ſelbſt, ſo auch auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten“. War es doch im

1. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung mit der antiken Tragik ſoweit gekommen, daß in einem Trauerſpiel, „Herkules auf dem Oeta“, die Titelrolle von einem zum Tode verurtheilten Verbrecher geſpielt werden mußte, welcher ſchließlich, zur Erhöhung der theatraliſchen Illuſion, auf der Bühne lebendig verbrannt wurde. In einem Trauerſpiel deſſelben Schlages, „Dädalus“, beſtand die tragiſche Pointe darin, daß der Träger der Titelrolle im kretiſchen Labyrinth dem Minotaurus, deſſen Rolle einem Bären überbunden worden, zum Zerreißen preisgegeben ward. In lasciver Richtung gipfelte die Entartung der antiken Bühne erſt im 4., 5. und 6. Jahrhundert der chriſtlichen Aera, namentlich in den öſtlichen Provinzen des römiſchen Reiches. Zur Zeit Konſtantins machte ein Ballet Furore, deſſen Zugkraft darin beſtand, daß die Tänzerinnen, im Koſtüm von Mutter Eva, vor dem Zwiegeſpräche mit der Schlange, eine Badſzene aufführten, und zur Zeit Juſtinians hatte dieſes Kaiſers nachmalige ſehr „orthodoxe“ und „fromme“ Gemahlin Theodora ihre Laufbahn damit begonnen, daß ſie bloß

mit einem ſchmalen Gürtel bekleidet auf der Bühne erſchien, um darzuſtellen, was nur die Schamloſigkeit eines Prokopius zu beſchreiben vermochte.

Sehr begreiflich daher, daß die chriſtlichen Kirchenväter von Tertullian an alle Donner ihres Eifers und ihrer Beredtſamkeit gegen das Schauſpielweſen losließen. Mit Fug und Recht konnte Chryſoſtomus die Theater von damals „Wohnungen Satans, Schauplätze der Zuchtloſigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörſäle der Peſt und Gymnaſien der Ausſchweifung“ ſchelten. In dem Recept der großen Faſtenkur, welche das Chriſtenthum der verkommenen antiken Geſellſchaft verordnete, bildete das auf die Schauſpiele, Schauſpieler und Schauſpielerinnen geſchleuderte Anathema eine ſtehende Rubrik. Biſchöfe, Synoden und Koncilien bemühten ſich unabläſſig, die Gläubigen zu vermögen, daß ſie der „unheiligen Augenluſt“ möglichſt ſich enthielten oder ganz entwöhnten.

Wenn jedoch der Geiſt ſtark war, ſo war das Fleiſch noch ſtärker. Die Chriſten liefen mit nicht geringerer Gier als die Heiden in die Theater und

die christliche Klerisei mußte zuletzt achselzuckend zur Anerkennung der großen Wahrheit sich herbeilassen, daß der Mensch eben kein theologisches Abstraktum, sondern ein sehr konkretes Wesen, welches schlechterdings essen, trinken, heiraten und verschiedenartlich unterhalten und belustigt sein wolle. Und ferner, daß man das Volk nur mittelst des Hebelwerkes realer Anschauungen einigermaßen annähernd zur idealen Region emporheben könne; daß die denkträge Menge, d. h. der ungebildete und der gebildete Pöbel, zur Aneignung religiöser Begriffe der Vermittelung durch mythologische Vorstellungen bedarf; sowie endlich, daß der große Haufe Moralpredigten am liebsten in einer Form vernimmt, welche dem Utile das Dulce beimischt. Mit andern Worten, die christliche Geistlichkeit gelangte frühzeitig zu der Einsicht, daß, wenn die Heiden, welche an den künstlerisch gestalteten, die Sinne angenehm berührenden und aufregenden Gottesdienst ihrer Religion gewöhnt waren, für den neuen Glauben gewonnen werden sollten, dieselben im Christenthum, im Kult der christlichen Kirche Alles wiederfinden müßten, was

sie im Heidenthum verlassen sollten. Demzufolge handelte es sich darum, die unheilige Augenlust im heidnischen Sinn in eine heilige im christlichen umzuwandeln und innerhalb der christlichen Gotteshäuser selbst der Schaulust Befriedigung zu gewähren.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß der gesammte Kult, das ganze Ceremoniell der christlichen Kirche auf dieses Motiv zurückzuführen sei. Ist es doch allbekannt, daß auf die Gestaltung des christlichen Gottesdienstes auch noch anderweitige Anregungen eingewirkt haben. Immerhin jedoch ist hier der Punkt, von welchem Entstehung und Wachsthum des modernen Theaters ausgegangen — modern als Gegensatz zu antik gefaßt. Ja, so recht im Schooße der Kirche ist das moderne Theater entsprungen und sein ursprünglicher Charakter ist durchaus ein religiöser gewesen.

Die kirchliche Politik — eine pfiffigere und zähere hat es nie gegeben — suchte im Vorschritt der Zeit sämmtliche bildende und redende Künste sich dienstbar und nutzbar zu machen und sie hat auch

Digitized by Google

das christliche Drama und die christliche Schaubühne geschaffen. Der Keim dazu war gegeben in der Feier des Abendmahls, in den hiebei stattfindenden Wechselreden des Priesters, des Diakonus und der Gemeinde. Hieraus gestaltete die Kirche ein liturgisches Drama, die Messe, eine dramatische Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Sehr richtig und treffend hat ein strengkatholischer Autor bemerkt: „Mittelst und in der Messe hat die Kirche aus dem Gottesdienst ein Kunstwerk gemacht.“ Und wie die Abendmahlsfeier, nahmen auch andere Kulthandlungen mehr oder weniger mimischen und theatralischen Charakter an. So die Festprozessionen und Leichenpompe, das Psalliren an den Gräbern der Märtyrer und Dergleichen mehr.

2.

Auf diesem spezifisch christlich-kirchlichen Boden blieb jedoch die Entwickelung des kirchlichen Drama's und Theaters nicht stehen. Zur Förderung derselben trugen nämlich auch von anderen Seiten her-

Digitized by Google

kommende Einflüsse bei. Zuvörderst, in freilich nur geringem Maße, die Reminiscenz der antiken Dramatik oder, genauer gesprochen, der griechischen Tragödie. Im 4. Jahrhundert wurden zum Gebrauche in Schulen von christlichen Gelehrten fromme Schauspiele zusammengeschrieben, welche nicht nur den altgriechischen nachgebildet, sondern auch zu einem guten Theil aus Versen der griechischen Tragiker, insbesondere des Euripides, zusammengesetzt waren. Die deutlichste Anschauung von dieser traurigen Tragik gibt der mit Recht oder Unrecht dem Gregor von Nazianz zugeschriebene „Leidende Christus" (*Χριστὸς πάσχων*), in welchem Flickstück die Mutter Jesu beim Empfang der Nachricht, daß ihr Sohn vom Judas Iskariot verrathen worden, in euripideischen Versen der Mutter Erde und dem Sonnengott Helios ihr Leid zu klagen sich bemüssigt sieht *).

---

*) *Ὦ Γαῖα μῆτερ, Ἡλίου τ' ἀναπτυχαὶ,*
Οἷων λόγων ἄῤῥητον εἰσήκουσ' ὄπα.
(O, Mutter Erd', ihr Sphären all' des Helios,
Was für unseliger Kunde Laut vernahm mein Ohr!)

Digitized by Google

Gewiß haben derartige geiſtverlaſſene Schulfuchſereien auf die Fortbildung des modernen Theaters nur höchſt unbedeutend eingewirkt. Ein größerer Einfluß dagegen iſt den mimiſchen Spielen der Römer zuzuſchreiben, welche in der Form von vulgären, meiſt ganz ſchauderhaft zotigen Mummereien und Poſſen ſich ins Mittelalter hinüberſchwindelten, getragen von dem unausrottbaren Geſchlechte der Mimen und Jokulatoren, welche in den provençaliſchen Jongleurs, den ſpaniſchen Joglars und den normanniſch-engliſchen Minſtrels fortlebten. Denn es unterſteht keinem Zweifel, daß die chriſtliche Geiſtlichkeit in eben dem Maße, in welchem das geiſtliche Schauſpiel reicher und vielgeſtaltiger ſich entwickelte, mehr und mehr genöthigt war, mit

---

Die arme „Θεοτόκος" wird überhaupt in dem Stücke häufig unfreiwillig zur komiſchen Perſon. Der Verfaſſer hat auch die Reſpektswidrigkeit begangen, der fürchterlich Redſeligen gelegentlich durch den „Chor" ſagen zu laſſen (V. 438):

Τί τοῦσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις λόγους;
Ὀλωλέ σοι παῖς, καὶ κινεῖς πολλοὺς λόγους.
(Wie magſt alſo bombaſtiſiren du allfort?
Dir ſtirbt der Sohn, du aber ſchwatzeſt immerzu.)

dem leichten Völklein der „Fahrenden“ sich zu verbinden und die Mitwirkung dieser „Leute vom Fach“ bei Aufführung der christlichen Dramen in Anspruch zu nehmen. Diesem Umstand ist wohl hauptsächlich schuldzugeben, daß mit der Zeit in die heiligen Spiele Profanirungen der frechsten Art eingegangen sind.

Den Vorschritt vom liturgisch-dramatischen Gottesdienste zum entwickelteren gottesdienstlichen Drama finden wir in den weit ins christliche Alterthum zurückreichenden Bemühungen der Geistlichen, den Inhalt der weihnächtlichen und österlichen Mythen dramatisch-theatralisch in den Kirchen zu gestalten. Man hat Grund, anzunehmen, daß derartige Bestrebungen schon im 3. und 4. Jahrhundert vorkamen und vorzüglich dem Eifer der orthodoxen Partei zu verdanken waren, welcher sie antrieb, mittelst größerer Vielgestaltigkeit und Pracht des Kultus der arianischen Partei den Rang abzulaufen. Frühzeitig müssen derartige kirchlich-theatralische Versuche auch schon diesseits der Alpen angestellt worden sein; denn eine alte Handschrift der St. Galler Stiftsbibliothek unterrichtet uns, daß und wie in ältester Zeit in der

Klosterkirche von St. Gallen die Auferstehungsfeier in Szene gesetzt worden ist. Am Charfreitag nämlich legte man dort ein großes, mit Leinwand umwickeltes Bild des Gekreuzigten in das Grab, besprengte es mit Weihwasser und räucherte es an. In der Osternacht sodann suchten drei als Frauen verkleidete Mönche den Leichnam des Heilands in dem Grabe und sangen die bezüglichen Stellen der Schrift ab. Diesen gaben zwei andere als Engel maskirte Geistliche aus dem Grabe hervor Antwort und drei weitere Priester recitirten in der Rolle von Fremdlingen die übrige Erzählung von der Auferstehung Christi, wie sie in den Evangelien steht. Inzwischen erschien ein neunter Mönch auf dem Hochaltar, mit einem rothen Meßgewand angethan und eine Fahne schwingend. Er stellte den auferstandenen Heiland vor und gab sich singend der Maria zu erkennen. Zum Beschlusse fiel das versammelte Volk als Chorus in diese geistliche Osteroper ein, indem es jubelnd anstimmte: „Christ ist erstanden!“

Aus solchen innerhalb der Kirchen selbst zur Darstellung gebrachten Dramatisirungen der weih-

nächtlichen und österlichen Evangelienkapitel entwickelte sich das kirchliche Schauspiel des Mittelalters und gestalteten sich die sogenannten „Mysterien“ oder „Mirakel-Spiele“, Benennungen, die sich handgreiflich daraus erklären, daß sie die Geheimnisse des christlichen Dogma's und die Wunder der jüdisch-christlichen Mythologie im weitesten Umfange zu Gegenständen hatten. In Frankreich hießen diese Dramen „Geheimnisse“ (Mystères), in Italien „Evangelien“, „Beispiele“ oder „geistliche Komödien“ (Vangelii, Esempii, Comedie spirituali), in Spanien „Handlungen“ (Autos), in England „Wunderspiele“ (Miracle-Plays, vom lateinischen miraculum und vom angelsächsischen plegian, spielen), in Deutschland endlich „Weihnachtsspiele“ und „Osterspiele“ oder „Passionsspiele.“ Was diese Schauspiele für eine unwiderstehliche, auf Kleriker und Laien gleichmäßig geübte Zugkraft besaßen, bezeugt der Umstand, daß bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein die Bemühungen von Päpsten und Bischöfen andauerten, das Innere der Gotteshäuser wenigstens vor den skandalösesten Ausschreitungen

dieſes kirchlichen Komödienweſens zu bewahren. Dies wurde inſofern erreicht, als im Laufe der Zeit die Kirchen nicht mehr Raum genug boten, den theatraliſchen Apparat und die Zuſchauermaſſen zu faſſen, ſo daß man ſich gezwungen ſah, die Myſterienbühnen auf den Kirchhöfen und weiterhin auf den öffentlichen Plätzen der Städte aufzuſchlagen.

3.

Die theatraliſchen Zurüſtungen und die ſzeniſche Technik ſind anfänglich gewiß höchſt einfach, roh und dürftig geweſen. Aber ſchritthaltend mit der literariſchen Ausbildung der Mirakelſpiele oder vielmehr dieſelbe überholend kam auch die Einrichtung und Ausſchmückung der Bühne, das Koſtüm der Schauſpieler, die Maſchinerie, die Beihülfe von Muſik, Geſang und Tanz, kurz, das Zuſammenwirken von Alledem, was wir unter theatraliſchen Künſten verſtehen, zu reicher Entfaltung und An-

wendung. Auf dem Höhepunkt ihrer Glanzzeit sodann, also im 15. Jahrhundert, stellte sich die Mysterienbühne überall, wo dieses Theaterwesen mit Eifer gepflegt ward, als eine sehr weitschichtige Anstalt dar. Denn für ihre großen Haupt- und Staatsaktionen bedurfte sie einer sehr geräumigen Szenerie, bedurfte sie, da sie Himmel, Erde und Hölle zugleich in den Kreis ihrer Handlung zog, eines dreistöckigen Aufbau's der Bühne. Noch mehr, es kam sogar vor — wie z. B. noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Luzern — daß das Szenarium eines recht pompösen Osterspiels über mehrere Plätze und Gassen einer Stadt sich hindehnte.

Bei Vorführung von solchen heiligen Haupt- und Staatsaktionen agirten oft mehrere hundert Personen zugleich auf der Bühne und schon hieraus läßt sich entnehmen, daß die Betreibung dieser Art von frommer Schauspielkunst aus den Händen der Priester in die der Laien übergegangen sein mußte. In Wahrheit finden wir denn auch, daß vom 13. Jahrhundert an dieses ganze Komödienwesen zwar

Digitized by Google

noch unter der obersten Aufsicht und Leitung der Kirche stand, aber von den Kathedralen, Bischofspfalzen und Prälaturen in die mächtig aufstrebenden Städte übersiedelte und hier von den Klerikern an die Laien kam. Hierdurch gestaltete sich die Schauspielerei, wie im Mittelalter so vieles Andere, um nicht zu sagen Alles, korporativ, indem Genossenschaften von Gelehrten und Studenten zur Betreibung des heiligen Komödienspiels sich zusammenthaten oder auch unter der Leitung kundiger Männer Handwerkerzünfte sich damit befaßten. Nicht selten war übrigens die Anordnung und Aufführung der Mysterienspiele eine Angelegenheit der Gemeinde, deren Besorgung den Städtemagistraten von Amtswegen oblag. Aus einem Zubehör des Gottesdienstes ist demnach auf diesem Entwickelungswege das geistliche Schauspiel nach und nach ein geschäftliches Unternehmen oder ein politisches Institut geworden. Allein seines sakralen, seines gottesdienstlichen Grundcharakters ging es deshalb keineswegs verlustig, wie weiterhin an einem Beispiele gezeigt werden soll.

Digitized by Google

Die Erſcheinung der Mirakelſpiele in Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutſchland reicht weit ins Mittelalter zurück. Wird uns doch ſchon von einem der Hofräthe Karls des Großen, von dem Abt Angilbert erzählt, daß er zwei derartige kirchliche Schauſpiele gedichtet habe, und zwar in frieſiſcher Sprache, was um ſo merkwürdiger wäre, als die älteſten Myſterien ſammt und ſonders in der Sprache der Kirche, alſo lateiniſch verfaßt wurden. Die münchener Bibliothek bewahrt z. B. zwei lateiniſche und zwar verſifizirte Myſterienſpiele aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Schon im 12. und entſchiedener noch im 13. traten an die Stelle des kirchlichen Lateins die verſchiedenen Landesſprachen; am früheſten, wie es ſcheint, in Frankreich. Die Aufführungen fanden ſtatt zur Weihnacht, zu Oſtern, Pfingſten und, ſeit dem 13. Jahrhundert, am Fronleichnamstage.

Den Inhalt der Stücke bildeten die Legenden des alten und neuen Teſtaments, ſammt dem unendlichen Vorrath von Stoffen, welchen die mirakulöſen Lebensbeſchreibungen der Heiligen darboten.

Digitized by Google

Lieblingsgegenstände jedoch waren und blieben die Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jesu, sowie von seinem Leiden, Sterben, Wiederauferstehen und Himmelfahren. Sehr oft wurde auch der Versuch gemacht, den ganzen Mythenkreis von der Erschaffung der Welt an bis zum Weltende in den Rahmen eines und desselben Mirakelspiels zu spannen. Da entstanden dann wahre Ungeheuer von Schauspielen, deren Aufführung nicht nur Tage, sondern Wochen in Anspruch nahm. Ein vor König Karl dem Sechsten von Frankreich im Jahre 1380 dargestelltes Mysterium hatte nicht weniger als 23 Akte. Zu Skinnerswell in England wurde im Jahre 1409 ein Miracle-Plays von der Weltschöpfung und dem Weltgericht tragirt, welches volle acht Tage spielte. Den Zuschauern, welche die ganze Darstellung aushalten würden, war ein tausendjähriger Sündenablaß förmlich garantirt, woraus zu ersehen, daß der Genuß von so einer heiligen Komödie noch immer als ein gottesdienstlicher Akt angesehen gewesen ist. Im 15. und 16. Jahrhundert erst gipfelten die fromme Schaulust und

andächtige Geduld. Denn wir wissen aus dieser Zeit von Mysterienaktionen zu Valenciennes und Bourges, deren eine 25, deren andere sogar 40 Tage währte. Selbstverständlich bemaß sich die Ausdehnung des den Zuschauern gewährleisteten Ablasses nach der Beharrlichkeit derselben.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts an macht sich eine beträchtliche Bereicherung des geistlichen Schauspiels bemerkbar, bewerkstelligt durch die Einführung allegorischer Personen. In Folge dessen hat sich aus den Mysterien eine Abart derselben herausgezweigt, die sogenannten „Moralitäten", mit Fug so geheißen, weil es dramatisirte Moralpredigten waren, vorgetragen von Personifikationen aller möglichen Tugenden und Laster. In Frankreich erfunden, hat diese Gattung mittelalterlicher Schauspiele auch in Spanien und England großen Anklang gefunden.

4.

Die französische, englische und deutsche Literatur besitzt reichhaltige gedruckte Sammlungen von My-

Digitized by Google

ſterien-, Mirakel-, Weihnachts- und Oſterſpielen und ebenſo von Moralitäten. Weniger iſt in Italien und Spanien für die Sammlung derartiger mittelalterlicher Reliquien geſchehen. Man muß jedoch unumwunden ſagen, daß dieſe Textbücher der kirchlichen Komödie weit mehr nur einen kultur- und kunſtgeſchichtlichen als äſthetiſchen und literariſchen Werth beſitzen. Es ſind, mit ganz wenigen Ausnahmen, ungefüge und ungeſchlachte, mitunter geradezu rührend ungeſchickte Kompoſitionen, ihrer dramatiſchen Form ungeachtet weit mehr epiſchen als dramatiſchen Charakters, unendlich breit, fabelhaft langweilig. Ihre Leſung iſt eine der ſchwerſten Geduldproben, welchen ein Literarhiſtoriker unterworfen werden kann, und leider wird ihm ſeine Aufopferung nicht durch die Ausſicht auf ein entſprechendes Maaß von Sündenablaß vergütet. Am genießbarſten ſind noch die engliſchen Miracle-Plays, in welchen wenigſtens da und dort ein Ton anklingt, welcher auf die nachmalige herrliche Blüthenentfaltung der dramatiſchen Poeſie im Heimatlande Shakſpeare's hindeutet.

Nicht zu umgehen iſt die Erwähnung der That-

ſache, daß in den franzöſiſchen Myſtères mitten in der heiligſten Umgebung nicht ſelten das profanſte Gelächter aufwiehert. Beauchamps hat in ſeinen „Recherches sur les théâtres de France“ ein berüchtigtes Beiſpiel mitgetheilt. Gottvater ſchläft im oberſten Stockwerk der Bühne auf ſeinem Himmelsthron, während im mittleren die Kreuzigung Chriſti vorgenommen wird. Ein Engel macht Meldung hievon und weckt den Schlafenden mit den Worten: „Ewiger Vater, Ihr thut unrecht und bedeckt Euch mit Schmach. Euer vielgeliebter Sohn iſt todt und Ihr ſchlaft wie ein Betrunkener (Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien-aimé est mort, et vous dormez comme un yvrogne).“ Gottvater: „Was, er iſt todt?“ Engel: „Allerdings.“ Gottvater: „Hol' mich der Teufel, ich wußte Nichts davon (diable m'emporte, qui en savais rien)!“ Es ließe ſich zu dieſer Probe unſchwer eine ziemlich lange Reihe ebenbürtiger Parallelſtellen anführen, falls es nicht an dem mitgetheilten Beiſpiele mittelalterlicher Frömmigkeit ſchon genug wäre. Um übrigens zu be-

Digitized by Google

greifen, wie ſolche freche Traveſtieen auf der kirchlichen Bühne des Mittelalters möglich waren, muß man ſich erinnern: 1) im Allgemeinen, daß die angeblich „gute, alte, fromme Zeit“ in Wahrheit und Wirklichkeit eine der verworfenſten, zucht- und ſchamloſeſten Zeiten geweſen iſt, die es jemals gegeben; und 2) im Beſonderen, daß ja auch das über alle Beſchreibung wüſte Skandal der mittelalterlichen „Narren- und Eſelsfeſte“ in den franzöſiſchen Kirchen am lauteſten getobt hat.

Ihre höchſte dichteriſche Vollendung fand die mittelalterlich kirchliche Dramatik erſt nach dem Mittelalter und zwar in einem Lande, welches in dieſem ſtecken blieb und grauenhaft verkam, in Spanien nämlich durch Lope und Calderon. In den „Autos“ dieſer Poeten glüht daſſelbe Feuer, welches aus den Madonnenbildern Murillo's leuchtet; und nicht weniger daſſelbe Feuer, welches die Scheiterhaufen der Inquiſition entflammte. Natürlich haben ſich, wie in Spanien, ſo auch in anderen katholiſchen Ländern die Myſterienſpiele länger gehalten als in proteſtantiſchen. So hörten ſie z. B. in der ſchwä-

bischen Reichsstadt Gmünd erst mit der Einverleibung derselben in das napoleonische Königreich Würtemberg auf und nicht ganz gleichgültig mag es sein, zu vernehmen, daß eine blasse Tradition existirt, der Knabe Schiller habe, während er mit seinen Eltern in Lorch lebte (1765—68), durch ein im nahegelegenen Gmünd gesehenes Osterspiel die ersten dramatischen Eindrücke und Anregungen empfangen. Daß noch heute zu Oberammergau in Baiern das österliche Passionsspiel auf völlig kunstgerecht aufgebauter und eingerichteter Mysterienbühne von Zeit zu Zeit feierlich tragirt wird, ist allbekannt.

Freilich, eine solche Mumisirung mittelalterlicher Bräuche kann nur noch die Bedeutung einer anachronistischen Absonderlichkeit haben. Denn je mehr sich das Mittelalter seinem Ende zuneigte, um so mehr gewann der realistisch-moderne Geist über den supranaturalistisch-romantischen das Uebergewicht oder, richtiger gesprochen, das Mächtigwerden des realistischen Geistes ist es gewesen, was die mittelalterliche Weltanschauung zu verdrängen anhob. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts sehen wir da-

Digitized by Google

her in Frankreich, in England und in Deutschland das geistliche Schauspiel vor den Anfängen des weltlichen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Das weltliche aber bildete sich, wie Jedermann weiß, zunächst nach der komischen Seite hin aus dem derben Volkshumor heraus, wie er in den Mummereien und Schwänken der Fastnachtszeit rumorte. Die Gassen der deutschen Städte widerhallten von derartiger sehr „realistischer" Schwankpoesie, in welcher Zoten und Prügel als drastisch-dramatische Hauptmotive wirkten. Eine Art von literarischer Gestaltung erhielten diese Stegreifpossen zuerst in Nürnberg und zwar durch Hans Rosenblüt und Hans Folz (1450), bis dann achtzig Jahre später der treffliche Hans Sachs „Fastnachtsspiele" dichtete, von welchen etliche neben ihrem sittengeschichtlichen Werth auch des literarischen nicht ermangeln (z. B. „Das Narrenschneiden").

Eine sehr bedeutsame Erweiterung fand sodann das deutsche Fastnachtsspiel, als zur Reformationszeit die oppositionelle Polemik in die volksmäßige Komödie einging. Schon frühzeitig kündigte diese

Tendenz ſich an. Denn bereits um 1480 entſtand das dem Geiſtlichen Theodor Schernberg zugeſchriebene Stück, welches die Legende von der angeblichen Päpſtin Johanna dramatiſirte unter dem Titel: „Das Spiel von Fraw Jutten, welche Bapſt zu Rhom geweſen.“ Als reifſte Frucht dieſer reformatoriſch-polemiſchen Volkskomödie können die beiden Faſtnachtsſpiele angeſehen werden, welche der hochbegabte berner Staatsmann, Maler und Dichter Nikolaus Manuel ſchrieb und im Jahre 1522 in ſeiner Vaterſtadt auf einer an der Kreuzgaſſe errichteten Bühne durch eine Truppe von Bürgerſöhnen aufführen ließ. Beſonders die eine dieſer Komödien, in welcher, wie der Titel beſagt, „die Wahrheit in ſchimpffs wyß vom Bapſt und ſiner Prieſterſchaft gemeldt würt“, ſtrotzt von charakteriſtiſchen Zügen und Niemand wird ohne Belehrung und Ergötzung die erbaulichen Konfeſſionen der „Pfaffenmagd“ Lucia Schnebeli mitanhören, welche in dem Stück eine Hauptrolle ſpielt.

Digitized by Google

Ninon de Lenclos.

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Die Zeit der Demokratie ist noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter mag es mitunter scheinen, daß dieselbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo sie mehr sein soll als ein Trugbild, einen intellektuellen und sittlichen Bildungsgrad der Massen, wie derselbe kaum jemals zu erreichen sein dürfte, sondern auch steht der Verwirklichung des demokratischen Gedankens — der thatsächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatsache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen, so, wie sie nun einmal sind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtschaffen ist.

Die tausendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungssorgen keuchende, denkunfähige Menge, was

weiß ſie von Freiheit und was will ſie davon wiſſen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausſtaffirtes und ſpektakelndes Zerrbild, ſtatt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, ſo ſie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuſelfaß der Zügelloſigkeit tränkt, um die Berauſchten mit Leichtigkeit wiederum feſſeln zu können. Aber die Maſſe der „Gebildeten“? Oh, dieſe wohlerzogenen Herren und Damen, ſie verhalten ſich zur Erſcheinung der Freiheit wie der arme Fauſt zur Erſcheinung des Erdgeiſtes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!“ Und zu Boden geworfen durch ihre Majeſtät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angſtblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet ſich verachtungsvoll von dem „furchtſam weggekrümmten Wurm“ der Bildungsphiliſterei ab, wie der Erdgeiſt von ſeinem feigen Beſchwörer, und dieſer verfällt der Beſtrickung durch Mephiſto Konſtitutionalismus, welcher verfaſſungsmäßigen Hokospokus

mit ihm treibt und mittelst allerhand parlamentarischer Gaukeleien seinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphilister schiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geschoben oder unter Umständen auch gestoßen (d. h. regiert oder auch despotisirt) wird.

Im Ernste zu reden, das konstitutionelle System, dieser zweischlächtige Bastard, dessen Vater der Betrug und dessen Mutter die Heuchelei, ist zwar eine häßliche, aber, wie es scheint, nothwendige Sprosse der unendlichen Leiter von Täuschungen und Enttäuschungen, mittelst welcher die Menschheit mühselig schneckenschrittlich zur Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Gesellschaft muß durch diese Entwickelungsphase, durch diese Wüste, wo Alles auf eine wechselseitige Berückung und Ueberlistung zwischen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnsucht nach einem gesunderen und sittlicheren sozialen Prinzip zu gelangen. Diese Sehnsucht wird und kann jedoch zunächst nur in wenigen auserwählten, klaren und energischen Geistern Wurzeln schlagen und Keime treiben, womit angezeigt ist, daß der Konstitutionalismus keineswegs, wie

die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses Nichts gemein hat, geschweige mit dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschritts der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wußten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war

der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz" unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie mußte bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden sozialen Elements, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber, wie bekannt, für diese das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Digitized by Google

Nach dem Hingang des großen Staatsmannes, welcher, der erste, den sozialpolitischen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, versuchten zwar Junkerei und Pfafferei sein Werk wieder zu vernichten. Aber so tüchtig war es begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, stark genug waren, dasselbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine schlechtdurchgeführte Travestie des mittelalterlichen Feudalismus gewesen ist, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitsammen gerade die rechten Leute, um den Boden der französischen Societät für die Inthronisirung des absoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazarinischen Regentschaft und der ersten Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegensätzen aufzuweisen. Die verscheidende Feudalität und die aufwachsende Autokratie spielten in kontrastvollsten Farben. Auffallen muß vor Allem, daß ein gewisser religiöser Zug

Digitized by Google

durch die ganze Gesellschaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klassen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Morast einer allgemeinen Verderbniß hinabsanken. Was trieb, schob und stieß sich da Alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jesuiterei, dort die düsterfanatische Theorie des Jansenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menschheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarscharf zugeschliffene Stoßdegen oppositioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Bossuets im Sinne katholischer Orthodoxie alle ketzerischen Regungen und Bewegungen scheinbar siegreich niederorgelnd. Sehr nur scheinbar freilich. Denn überall kündigte sich bei näherem Zusehen in dem Frankreich des 17. schon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchsten Luftschichten der geistigen Atmosphäre war schon Etwas wie Voltaireismus, ja sogar ein Vorschmack von Jakobinismus. Denn seht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine

de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantaſie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoiſie und Galanterie ganz in dem Sinne der ſtriften Lehre vom unbedingten Deſpotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur ſelbigen Zeit ſchreibt Fénélon ſeinen Telemaque, worin der treffliche Erzbiſchof von Cambray gegen die Ausſchreitungen und Zuchtloſigkeiten der unumſchränkten Gewalt mit einer Kühnheit ſich erhebt, daß man mitunter ſchon den Verfaſſer des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiöſen, politiſchen und ſozialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philoſophiſchen und theologiſchen Spekulation, wie an der Bewegung der ſchönen Literatur, war in der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft eine ſehr lebhafte. Drüben in Portroyal ſuchten Einſiedler und Einſiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den ſchwarmgeiſtigen Gedanken der Mönchserei des Urchriſtenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris ver-

ſammelten ſich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten“ (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique“ zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritiſch zu befraubaſen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten iſt, daß es in ſeiner Tiefe von dieſen „pretiöſen“ Damen und Herren ſchwerlich gefaßt worden. Corneille, in ſeinem Weſen noch ganz Romantiker, hat dem ſcheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der franzöſiſchen Klaſſik aufgedrückt. Racine dagegen iſt der Verherrlicher der modernen Abſolutie und Deſpotie und doch auch ſchon ihr Züchtiger. Wenigſtens ſein Meiſterwerk Athalie iſt geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatiſche Strafpredigt. Indeſſen veranſchaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem ſehr deutlich den weſentlich ariſtokratiſch-erkluſiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obſchon er ein Hofkomödiant war und zunächſt nur zur Ergötzung der vornehmen Kreiſe ſchrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der weſentlich

bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einfluß, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert Wenig oder Nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Cynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu, et ses cendres au vent; de sorte que nous

la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés.“ Man ſieht, hier iſt keine Spur von ſittlicher Entrüſtung, ſondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich froſtigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarſten franzöſiſchen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarſte, alſo über den Ausgang einer ſchamloſen Metze und grauenhaften Giftmörderin ſich auslaſſen mochte, ſo wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtiſane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche ſie, ein ſittengeſchichtlicher Typus, wirklich gemacht hat *).

---

*) Die Materialien zu meiner Skizze ſind aus dieſen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736—75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom. I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2.

Digitized by Google

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiselle de Lenclos genannt, ist am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daselbst am 17. Oktober 1705 gestorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigste Epochen der Geschichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazarinische Regentschaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Despoten. In der ersten dieser Epochen war sie

---

édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V, Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646

Digitized by Google

geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspasia oder Leontion von Schön- und Freigeistern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beste Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenseleganz und sogar durch eine so äußerst vorsichtige Gleißnerin, wie die Maintenon gewesen ist, ausdrücklich als die trefflichste Lehrmeisterin der Geselligkeitskunst und des guten Geschmacks anerkannt. Selbst der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich sehr wenig geneigt war, von irgendeinem menschlichen Wesen, welches unter dem Rang eines Herzogs und Pair, Gutes zu sagen, hat mit Wärme, ja fast mit Bewunderung über Ninon sich ausgelassen, „Diese berufene Courtisane ist ein Beispiel, welche Triumphe das Laster feiern kann, wenn es mit Geist getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt ist. Denn man darf sagen, daß Ninon, abgesehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtschaffenheit gewesen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité).

Sie war uneigennützig, verschwiegen und zuverlässig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn sie hatte stets nur einen Liebhaber à la fois, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich."

So der gestrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein so zusammenfassendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquise de Sévigné besitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas sehr anders. Man muß aber auch gestehen, daß die gute Marquise alle Ursache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu sein. Madame war vierundzwanzigjährig, schön, geistvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübschen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch schon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame so zu sagen ein böser Genius wurde, der sie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte sie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geschah ein Unerhörtes;

Digitized by Google

denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva“), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit“, als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgend ein französischer Gentilhomme von damals. Den

einzigen Vorzug, welchen er besaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenspiel, übertrug er frühzeitig auf sein einziges Kind. Aber er übertrug auf Aennchen auch die eigenen frivolen Anschauungen und laren Grundsätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Fassen und Führen des Daseins. Als er eines nicht sehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in bescheidenen, aber anständigen Vermögensverhältnissen zurücklassend, hatte seine Erziehungsmethode schon so gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf bessere Wege zu bringen, fehlschlugen.

Ninons leibliche und geistige Entwicklung war eine frühzeitige. Als sie, mit ihrem Zeitgenossen Tallemant des Réaur zu sprechen, „une fille grandette“ geworden, hatte sie das weltlich-skeptische Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, schon vollständig inne. Sie besaß überhaupt eine nicht gemeine literarische

Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geistes wegen ihr Gespräch gesucht; schon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und schlagfertigen Witzes durch die Salons. Meisterin auf der Laute, entzückte sie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit sie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verstand. Alle diese Vorzüge verschafften dem reizenden Backfisch Zutritt in die glänzendsten Gesellschaftskreise des Marais, damals, wie bekannt, das aristokratisch-modische Quartier der französischen Hauptstadt.

Ninon war keine jener sogenannten regelmäßigen Schönheiten, deren Name in der Regel Fadheit ist. Es herrscht sogar unter den gewichtigsten Zeugen keine Uebereinstimmung über die Frage, ob Mademoiselle überhaupt eine Schönheit gewesen. Ganz schroff stehen sich die Zeugnisse von Guyon de Sardière und von Tallemant gegenüber. Denn der Erstere sagt: „Ninon war schön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen —“ der Andere: „Viel

Schönheit beſaß ſie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments)". Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erſcheinung unbefangen zuſammen, ſo geben ſie dieſes Moſaikbild: — Hochgewachſen und ſchlank, war ihre Geſtalt von vollkommen harmoniſchen Verhältniſſen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feſte und dauernde Geſundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadelloſem Oval, ihres Halſes, ihres Nackens, ihrer Bruſt von blendender Weiße waren höchſt anmuthig. Der Reichthum ihres kaſtanienbraunen Haares kontraſtirte ſchön mit dem Tiefſchwarz ihrer prächtig geſchweiften Brauen, welche ſich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren ſtralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern verſchleiert und gemildert ward. Das Lächeln des roſigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeſchreiblicher Magie, welche nicht gemindert, ſondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher ſich allerliebſt um die Mundwinkel ſchlängelte. Alle ihre Zeitgenoſſen haben an Ninon den ſeelenvollen Blick, das genialiſch-be-

lebte Mienenſpiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede geprieſen, welche im Grunde das Schönſte und Beſte an den Frauen iſt, aber nicht eben im Beſitze von gar vielen ſich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend beſaß Mademoiſelle in hohem Grade: — ihr Anzug war ſtets von eleganter Einfachheit und ausgeſuchter Friſche, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit ſehr charakteriſtiſcher Widerſpruch: — die Courtiſane Ninon war als das Muſter des Anſtands, des guten Geſchmacks und Tons in der beſten Geſellſchaft ſo unwiderſprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als ſie ſchon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigſten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, ſondern vielmehr zur Empfehlung gereichte, zur Zeit, als ſie noch Frau Scarron geweſen, in ſo vertrauter Freundſchaft mit Ninon gelebt zu haben, daß ſie häufig in demſelben Bette mit der Liebeskünſtlerin geſchlafen hatte. Dieſe ſprach ſich ſpäter mit gewohnter Kühnheit über die ſo hoch geſtiegene Freundin alſo aus: „In ihrer

Jugend ist sie tugendhaft gewesen aus Einfältigkeit. Ich wollte sie davon heilen, allein sie war zu gottesfürchtig." Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung stets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte diese übrigens keineswegs, mit der Courtisane in Verkehr zu bleiben und dieselbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère."

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Ton Vorstellungen, welche uns mitunter absonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligster Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur sehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr drastisch oder witzig als verschämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, lassen sich jetzt gar nicht mehr nachschreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame läßt sich erzählen. Sie hatte sich durch das Andringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen lassen,

Digitized by Google

ihrem lüderlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen geſetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ ſie ſich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgſchaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr ſagte: „Madame, eine verſtändige Frau ſollte niemals ſo große Summen auf den Kopf ihres Mannes ſetzen“ — gab die liebenswürdige Getadelte raſch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts Anderes auf den Kopf meines Mannes ſetze, wer kann mir's übelnehmen?“

3.

Ihr beſcheidenes, aber ausreichendes Erbtheil ſetzte Ninon in den Stand, anſtändig zu leben, und ſicherte ihr die Unabhängigkeit, deren ſie bedurfte, um die freie Liebeskünſtlerin darzuſtellen. Trotz

Digitized by Google

ihrer persönlichen Uneigennützigkeit, welche unbestritten ist, stand sie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börsen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es sich darum handelte, ihrem großmüthigen Hang zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hang, welcher sie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgespräch theilte die Verehrer der Courtisane in drei Klassen ein: — in Zahler, Märtyrer und Begünstigte („payeurs", „martyrs" et „favoris"). Die Mitglieder der ersten Klasse brachten es keineswegs immer, sondern sogar nur selten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantalusse, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundschaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn so ein armer Schmachtbruder danach trachtete, aus einem „Martyr" ein „Favori" zu werden, pflegte ihm Mademoiselle vertröstend zu sagen: „Attends mon caprice!" — aus welchem Trostwort wiederum recht deutlich zu ersehen, daß die

Digitized by Google

französische Sprache in Wahrheit eine „galante“ ist; denn sinngetreu verdeutscht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice“ gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebschaft oder mit Liebhaber. So sagte sie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigsten, fünfundzwanzigsten Caprice.“ Uebrigens wußte sie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübsch abfahren zu lassen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendome, welcher schlechte Verse und ungeheure Schulden machte, bewarb sich um Ninons Gunst und sandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umsonst“, die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas“ —

worauf Mademoiselle dem unverschämten Erzschuldenmacher umgehend mit dieser Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en empruntais-tu pas?"

Kleinhändler mit ſittengeſchichtlichen Kurioſitäten haben darüber geſtritten, wer das ungeſtüme Feuer von Ninons Temperament zuerſt angefacht habe. Die Einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Etienne, ſei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen geweſen, welcher er die Ehe verſprochen habe; die Andern, der Graf Gaſpard de Coligny, ſpäter Herzog von Chatillon, habe ſie um ihre Unſchuld betrogen. Einem Gerücht zufolge, welchem Segrais ſowohl als Voltaire thatſächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiſelle Anne de Lenclos von einem Manne höchſten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als ſie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waiſe geworden, gerade ihr ſechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der erſten Courtiſane ihrer Zeit und ihres Landes, ſoll dabei die Kupplerin ge-

Digitized by Google

macht und ihrer Nachfolgerin von Seiten des Kardinals als Preis der ersten Gunstgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieser Umstand macht die Sache sehr zweifelhaft; denn die rothe Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, so auch mit den eigenen sehr haushälterisch um und wußte ihren „Capricen" in weit wohlfeilerer Weise genugzuthun.

Gewiß ist, daß Ninon im Alter von sechszehn Jahren ihre selbstständige Stellung in der pariser Gesellschaft nahm und dafür sorgte, daß die Skandalchronisten und Skandalchronistinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiselle's „Zahlern", „Märtyrern" und „Favoriten" förmlich Buch führten, sattsame Arbeit bekamen. Dessenungeachtet hatte die exklusive Gesellschaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erst dann Etwas einzuwenden, als diese, verleitet durch ihre drei sich ablösenden Liebhaber Miossens, Charleval und D'Elbène, sich beigehen ließ, ihren lustigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräisch-freigeistigen Philosophie zu verbrämen. Denn die „Gesellschaft" ist zwar all-

zeit geneigt, die Kühnheit des Lasters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu verzeihen. Und dies ist ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Mensch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpf der Ausschweifung mit etwelchem Anstand herumzuplatschen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit sich zu erheben.

Mesdames les „Precieuses" im Marais fanden demzufolge, daß die schöne Lautenschlägerin und graziöse Sarabandetänzerin doch allzu emanzipirt sei, und gaben sich große Mühe, die „gottlose" Konkurrentin, um welche sich die glänzendste Jugend und das reichste Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächst wenigstens aus dem aristokratisch-modischen Quartier. Darauf bezieht sich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais", worin der boshafte Lahme Ninon also anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,

Charmant esprit, belle Ninon.
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,
Était sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle.

Die kecke Liebeskünſtlerin machte ſich aber Nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und laſterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten ſich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiſelle" und als ſolche, den Anſchauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterſtellt ſei. Man erwirkte alſo bei der Königin-Regentin Anna d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie las dieſe „Lettre de cachet" und ſagte dann ernſthaft zu dem Gefreiten, welcher dieſelbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Kloſters anheimzuſtellen, ſo werde ich mich in das

der Kapuziner begeben." Der verblüffte Gefreite hinterbrachte dieſe Lencloſerie der Königin und dieſe ſoll den Spaß ſo beluſtigend gefunden haben, daß ſie Mademoiſelle in Ruhe ließ. Einer andern und beſſern Lesart zufolge hätte es der Dazwiſchenkunft ſo mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um ſie vor dem Kloſter zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als ſeine Karroſſe auf dem Korſo dem Wagen der Courtiſane begegnete, halten ließ, ausſtieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Kloſterhandels war noch davon die Rede geweſen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern" (filles repenties) zu ſperren. „Das wäre doch ſehr ungerecht — ſpottete ſie — maßen ich weder mehr Jungfer noch ſchon reuig bin."

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindſeligkeiten zu reizen, überſiedelte

Digitized by Google

Mademoiſelle aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte ſie ſogar an eine Ueberſiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs ſpeiſ'ten eines Tages während der Faſten bei ihr. Einer der Gäſte warf einen Geflügelknochen zum Fenſter hinaus und dieſer knöcherne Beweis des Nichtfaſtens fiel unglücklicher Weiſe dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Naſe. Seine beleidigte Hochwürden ſtieß ſofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und ſeine Herren Confratres wußten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat ſo erſchrecklich aufzuſtaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar ſehr ernſtlich von der Einkloſterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „ſchwindeln" iſt bekanntlich zu allen Zeiten eifrigſt konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenſtroms und des Orinoko das wahre „El Dorado" entdeckt haben wollte und mit dieſer Entdeckung

glücklich ein Auswanderungsfieber graſſiren machte, welches ſogar den lahmen Scarron ergriff, ſo ſehr, daß der arme Teufel von Poet ſeine mühſelig gemachten kleinen Erſparniſſe auf Nimmerwiederſehen in den Schlund des Eldoradoſchwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon ſich einſchiffen, allein zum Glück für Beide verzögerte ſich ihre Einſchiffung zufälliger Weiſe ſo lange, bis Nachrichten von dem unſäglichen Elend einliefen, welches eine erſte Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwiſchen war es Mademoiſelle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittelſt Geldes das Hühnerknochenſkandalum zu vertuſchen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das luſtige Paris zu verlaſſen, ſondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In dieſe Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an deſſen Stelle ſehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Dieſem ſchrieb ſie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit iſt (c'est l'infini pour moi)“. Unter den gleichzeitigen

„Märtyrern“ der Liebeskünſtlerin ſtößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth deßhalb auf, weil dieſer würdige Prieſter das Original von Molière's Tartuffe geweſen ſein ſoll. Als der Heuchler Mademoiſelle ſeine Liebe erklärte und ſie ſich über ihn luſtig machte, berief er ſich darauf, daß ja auch verſchiedene Heilige zärtlichen Gefühlen ſehr zugänglich geweſen ſeien. Im Uebrigen war dieſe Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtiſaneſchaft. Sie wurde in Proſa und in Verſen gefeiert. In Proſa, indem man ihre „Honnêteté“ pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois.“ In Verſen, von denen die folgenden zu den am wenigſten feurigen, aber mittheilbarſten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme volnptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate, et tout sage et tout bon,
N'a rien dit qui tes dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale.«

Es war damals in Paris noch nicht Styl, die Proſtitution mit dem Nimbus romantiſchen Brillantfeuers zu umgeben und Courtiſanen als Fleurs de Marie oder unter ähnlichen ſeraphiſchen Namen ſo zu ſagen heilig zu ſprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon beſungen haben, iſt es eingefallen, ſentimentaliſch und pathetiſch von ihr zu ſprechen. Sie ſuchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenſtand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Cynismus hinwerfen dürfe, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie darüber ſtolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konſorten wenigſtens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetiſchem Tone von Mademoiſelle zu ſingen und zu ſagen.

Wunderlicher Weiſe nämlich wurde Ninons letzte Caprice, welche eine ſo zu ſagen offizielle Einregiſtrirung gefunden, für ſie zu einer Paſſion, ja

zu einer wirklichen Leidenschaft im deutschen Sinne. Sie hatte ihr dreißigstes Jahr schon um mehrere Jahre überschritten, als sich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunst bewarb und zwar mit solchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünstlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, schnitt sie sich ihre wunderschönen Haare ab, zum Zeichen, daß sie nicht ausgehen und Niemand empfangen wollte, bevor er genesen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in seine Mutter, die er nicht als solche kannte, sich verliebt habe. Als sie ihm aber das Geheimniß seiner Geburt geoffenbart, habe er sich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es läßt sich für dieses tragische Nachspiel zu Ninons Liebschaft mit Villarceaux kein fester Beweis beibringen und viel besser bezeugt ist ein komisches Zwischenspiel in diesem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter,

der Frau Marquiſe, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?“ Antwort: „Nimrod.“ Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?“ Antw.: „Ninum“. „Was, Ninon?“ ſchrie die mit Recht eiferſüchtige Marquiſe wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!“.....

Die Franzoſen ſprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen“ par excellence, wie ſie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abſcheulichen Deſpoten, mit Emphaſe den „großen König“ zu nennen. Einer jener franzöſiſchen Boudoir-Hiſtoriker, wie das zweite Empire ſie hervorbrachte, Monſieur Renée, hat auch kecklich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er ſich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Paſſionen und Sitten“, habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie iſt es denn gekommen, daß die franzöſiſche Ariſtokratie ſich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienſchaft, als welche ſie unter dem vierzehnten Ludwig

erſcheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandenſein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen" Jahrhunderts, wie Monſieur Renée ſelber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Moglern und Moglerinnen geweſen ſind? Was für eine bodenloſe Zuchtloſigkeit und welche erzſtirnige Ruchloſigkeit im Schooße der franzöſiſchen Geſellſchaft von damals großgewachſen, bezeugt ſattſam das Ausberſten von ſozialen Peſtbeulen, wie der Prozeß der Marquiſe de Brinvilliers eine und der Prozeß der Hebamme La Voiſin (1680) eine andere war, — das Ausberſten von Peſtbeulen, welche furchtbar bewieſen, daß die Meſſalinen und Lokuſten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt.

Digitized by Google

Ein König-Narr.

Digitized by Google

Eine merkwürdige Figur, der zwölfte Karl von Schweden! In dem bekannten historischen Roman des Patriarchen von Ferney ein Held, in der Beleuchtung der historischen Kritik dagegen ein Narr. Ein heldischer Narr allerdings, aber immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne gestellt, um da blindwüthig umherzurasseln.

Also hab' ich anderwärts *) den genannten König bündig charakterisirt und, wie ich glaube, auch gerecht. Nun aber gibt es zwischen der Ostsee und den Alpen, zwischen dem Rhein und der Weichsel eine Abart von Menschen, welche Ohrenweh bekommen, wenn sie mitanhören müssen, es sei nicht nur eine Möglichkeit, sondern auch eine Wirklichkeit, daß

---

*) Blücher. Seine Zeit und sein Leben. I, 18.

Digitized by Google

königliche Majestäten in jenen Zustand von Ekstase versetzt werden, welche man im gewöhnlichen Leben Verrücktheit nennt. Einer dieser Virtuosen auf der Strohfiedel deutscher Fürstenfurcht hat sich beeilt, mich so zu sagen wegen Majestätsbeleidigung zu verklagen, beweglich winselnd, es sei der Würde der Geschichte unziemlich, von höchsten und allerhöchsten Herrschaften in dem von mir angeschlagenen Tone zu reden.

Dieweil ich nun der standhaften Ueberzeugung lebe, die Würde der Geschichte und Geschichtschreibung bestehe nicht im Vertuschen und Verränkeln, sondern in der Wahrhaftigkeit, so will ich der erwähnten Denunciation und Anklage gegenüber den Beweis der Wahrheit antreten, indem ich in nachstehender Studie die Laufbahn Karls des Zwölften in raschesten Zügen dem Leser vorführe, beziehungsweise ins Gedächtniß zurückrufe. Es wird sich, hoffe ich, aus dieser Skizze ein Charakterbild ergeben, welches den Wahrspruch: Ein König-Narr! vollständig motivirt. In den Augen von Urtheilsfähigen nämlich.

Digitized by Google

1.

Am 17. Juni des Jahres 1682 ist im Schlosse zu Stockholm der zwölfte Karl geboren worden, der älteste Sohn Karls des Elften und dessen Frau Ulrike Eleonore. Die Natur ließ sich, wie das beim Zurweltkommen von Kraftgenies der Brauch, bei dieser Gelegenheit etliche Extrabemühungen nicht reuen. Wenigstens sagt die Zwölfte-Karls-Mythologie allerhand Wunderbares aus. Es sei genau im Augenblicke von des Prinzen Geburt das „Löwenherz" genannte Gestirn am östlichen Horizont emporgestiegen. Zugleich habe ein verheerender Orkan über die schwedische Hauptstadt hingefegt. Der Junge sei mit bluttriefenden Händen aus dem Mutterschooße gekommen, was seine Bestimmung zum großen Kriegshelden klärlich vorbedeutete.

Thatsache ist, daß unter allen Gaben des Prinzen die Phantasie so übermäßig vorschlug, daß er mit jedem Zoll seines Wachsthums mehr und mehr zum Phantasten aufwuchs. Die Anlage dazu ist ein Erbtheil nicht allein von mütterlicher, sondern

Digitized by Google

auch von väterlicher Seite her gewesen. Karl der Elfte war zwar ein scharfverständiger Mann — Beweis dafür die schwere Eisenhand, welche er auf die Grafen- und Freiherrnkrönlein der schwedischen Junkerei legte — aber dennoch hatte er in seiner Seele eine krankhaft phantastische Falte, woraus zu Zeiten Hallucinationsdünste ihm in den Kopf stiegen. In einer solchen Stunde erlebte er, in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676, seine berühmte „Vision", deren Hergang er urkundlich niederschrieb, deren „Wirklichkeit" er mit einem „leiblichen Eide" bekräftigte und durch vier unterfertigte „Augenzeugen" bestätigen ließ, so daß romantische Dämmerer und Düftler ausreichende Gründe haben, diese königliche Vision für ein historisches Ereigniß anzusehen.

Es ist überflüssig, unsern Helden in die Kinderstube und auf die Schulbank zu begleiten. Seine Erziehung war nicht besser und nicht schlechter als andere Prinzenerziehungen von damals. Er wurde viel mit orthodoxem Christenthum, will sagen mit steifkragigem Lutherthum behelligt und dadurch ist

ihm von frühauf ein theologiſcher Tick und Schick angeflogen, welcher ihn ſein Lebenlang häufig mit der Bibel handiren und dilettiren ließ. Daneben lernte er das Latein radbrechen, das Franzöſiſche nothdürftig leſen, das Schwediſche ſehr ſchlecht ſtyliſiren und entſchieden unorthographiſch ſchreiben. Im Uebrigen regte ſich in ihm die „Heldennatur“ frühzeitig genug: vierjährig, ritt er ſeinen Pony; zwölfjährig, ſchoß er ſeinen erſten Bären. Die Soldaterei war des Knaben Lebensfreude und es verdroß ihn keine Mühe und Anſtrengung, theoretiſch und praktiſch in das Kriegsweſen ſich einzuſchulen. Nicht zu überſehen iſt endlich, daß der Junge ſchon mitunter Einfälle hatte, mit äußerſter Halsſtarrigkeit feſtgehaltene Einfälle, welche befürchten ließen, es möchte in ſeinem Gehirn eine Schraube losgegangen ſein. So, wenn er hartnäckig behauptete, Blau ſei eigentlich Schwarz, oder, der Hofmaler Behn ſei entſchieden eine Waſſerratte.

Die „Geſalbten des Herrn“ beſitzen unter anderen Privilegien bekanntlich auch dieſes, viel früher als gewöhnliche Sterbliche zu Amt gelangen zu

Digitized by Google

können und folglich zu Verstand. Während das Privatrecht ein Alter von 24 oder 25 Jahren vorschreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu gestatten, sind in Folge der unergründlichen Mysterien und Wunder des monarchischen Staatsrechts halbwüchsige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geschicke von Völkern mehr oder weniger zu bestimmen. So geschah es denn, daß noch im Todesjahre seines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom schwedischen Reichstag für mündig erklärt wurde und als Zwölfter seines Namens zu „regieren" begann. Daß er dies in seiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, seine guten Zeiten, wie sie vor dem elften Karl gewesen, würden unter dem zwölften zurückkehren, sofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüste zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte sich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Mischmasch der tumultuarischen Eigenschaften des jungen Königs fehlte auch ein stark vortretender Zug von despotischem

Hoch- und Uebermuth nicht, der freilich von der pietistischen Marotte seltsam genug abstach. Doch nein; wir wissen ja, daß die „Frommen" zu allen Zeiten unduldsam herrschsüchtig waren und sind.

Am 14. Dezember 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs statt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauch wollte Karl nicht von der Geistlichkeit gekrönt, sondern nur gesalbt sein, und ritt daher auf einem mit silbernen Hufeisen beschlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um Männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrschergewalt schon von Geburtswegen und ohne Zuthun von Irgendwem gebühre." Dieser erste Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht sehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Prozessionsrittes dem angehenden Selbstherrscher vom Kopfe, und wäre in den Straßenkoth gefallen, so der Hofmarschall Stenbock sie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und schlug sich eine tüchtige Beule.

Digitized by Google

Die leibliche Erscheinung Karls zur Zeit, als er ausgewachsen war, ist bekannt. Eine ziemlich hohe, aber magere und schmächtige Gestalt, bräunlichblond behaart, schön blauäugig. Es ist kennzeichnend, daß ihm seine mädchenhaft zarte und blühende Gesichtsfarbe als zu wenig mannhaft und heldisch zu nicht geringem Aerger gereichte und daß er alles Mögliche that, um ein wettergebräuntes und rostfarbiges Antlitz zu bekommen. Als Achtzehnjähriger warf er — und das ist vielleicht das Gescheidteste, was er je gethan hat — die Perücke weg und erschien nur noch in kurz geschorenem, abenteuerlich aufwärts gekämmtem Haar. Sein Anzug war sein Lebenlang ein sehr einfacher und das Hauptstück desselben ein grüner oder blauer Soldatenrock mit kupfernen Knöpfen und ohne alle Verzierung. Aber wiederum charakteristisch ist es gewesen, daß er es liebte, in Wehr und Waffen recht goliathmäßig sich darzustellen. Seine ungeheuren Reitstiefeln und Pfundsporen, seine enormen Stulphandschuhe und sein übermäßig langes und schweres Schwert standen in groteskem Mißverhältniß zu

seiner Figur. Wie hierin, so lag ein Symptom der späteren Narrheit des jungen Mannes auch in seinem Prunken mit einer spartanischen Lebensführung. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen ohne zu zeigen, daß gerösteter Speck seine Lieblingskost und Dünnbier sein Leibtrunk sei.

2.

Von einem sechszehnjährigen Monarchen darf man billig erwarten, daß er sich ordentlich „ausrase", und diese Erwartung brachte Karl zu vollständigster und glänzendster Erfüllung. Doch ist ihm zu seiner Ehre nachzusagen, daß es nicht nach der Seite der Lüderlichkeit hin geschah. Karl ist, wie bekannt, sein Lebenlang ein keuscher Mensch gewesen und die Weiber vermochten ihm Nichts anzuhaben. Wie für Schönheit überhaupt, scheint er auch für die weibliche gar kein Organ und Verständniß gehabt zu

Digitized by Google

haben. Innerhalb des Ideals von Heldenthum, welches er sich zurechtmachte, war für das weibliche Element kein Raum. Ueberhaupt ist in dem ganzen Gehaben und Gebaren des Schwedenkönigs in seinen reiferen Jahren eine — nicht allein physische — Nüchternheit, eine Trockenheit und eine Verstandesdürre gewesen, welche mit seiner aufgedonnerten Herosrolle ganz absonderlich kontrastirten. Man muß unwillkührlich an den ingeniosen Kaballero aus der Mancha denken; denn, wie Jedermann weiß, war ja auch Don Quijote unbeschadet seiner ritterlichen Narrheit so ein nüchterner, trockener Gesell.

Der junge Fürst ließ es sich in der That sauer werden, zu einem „rechten Kriegsmann sich zu perfektioniren." Er schlief in Winternächten auf dem Heuboden der Hofstallung, er stand mitten in der Nacht auf, um sich im bloßen Hemd auf die nackte Diele zu legen. In tollem Reiten, wildem Schlittenfahren und kühnem Jagen leistete er das Menschenmögliche und so zu sagen noch mehr. Bei Tafel belustigte er sich, seinen Gästen Kirschensteine ins Gesicht zu schnellen und einem gezähmten Bären Zucker-

aufsätze einzuzwängen und Kannen voll Wein einzugießen. Nach Tische machte es ihm Spaß, Stühle zu zerbrechen, Kronleuchter zu zerschlagen und aus Pistolen nach den Marmorstatuen in den Sälen zu schießen.

Diese „in Kinderschuhen" vollbrachten Heldenthaten steigerten sich bis zum Gipfel anstößiger Extravaganz, so oft des jungen Königs Vetter und Schwager — er hat Karls Schwester Hedwig geheiratet — der Herzog Friedrich der Dritte von Holstein-Gottorp nach Stockholm kam. Die beiden edeln Schwäger führten sich auf, als wären sie so eben einem Tollhaus entsprungen. Rasende Wettritte und Wettfahrten wechselten mit Hasenhetzen, deren Schauplatz der Reichstagssal war. Bei Tage sprengten die Herren mit ihrem Gefolge im bloßen Hemde und mit gezogenen Säbeln durch die Stadt; bei Nacht trieben sie in den Straßen mit Fenstereinschlagen, Thürenzerbrechen, Schilderzerschmeißen u. s. w. ärgerlichsten Muthwillen. Mehrere Tage hintereinander erprobte der König auf des Herzogs Anstiften sein Kraftgenie dadurch, daß er in einem Sale des Schlosses Kälber,

Schafe und Ziegen je mit einem Säbelstreich enthauptete. Die abgeschlagenen Köpfe der Thiere aber wurden durch die Spiegelscheiben der Fenster auf die Straße geworfen. Fast zu derselben Zeit übte sich Karls späterer Hauptfeind und Ueberwinder, Czar Peter von Rußland, ebenfalls im Köpfen, indem er, wie glaubwürdig versichert wird, nahezu einem Hundert gefangener Strelitzen allerhöchsteigenhändig von Gottes Gnaden die Köpfe absäbelte.

Aber diese gleichzeitig in Stockholm und in Moskau betriebene hochfürstliche Schlächterei mag fast wie ein sinnbildliches Vorzeichen späterer Weltereignisse erscheinen; denn es ist darin gewissermaßen der gewaltige Unterschied zwischen dem Schwedenkönig und dem Russenczar und ihren weltgeschichtlichen Rollen angedeutet. Karl köpft Kälber und Schafe: — seine ganze Laufbahn ist eine plan- und zielloſe, nicht nur unfruchtbare, sondern entschieden gemeinschädliche Kraftvergeudung. Der Kultur-Barbar Peter köpft Strelitzen, um in diesen russischen Janitscharen eines der größten Hindernisse zu beseitigen, welche dem mit furchtbarer Energie durchge-

führten Riesenplan seines Lebens, Rußland aus dem asiatischen Faulschlaf heraus und in das europäische Völkerleben herein zu reißen, sich entgegenstellten. Karl richtet die Geltung Schwedens als eines europäischen Großstaats auf immer zu Grunde, Peter erhebt Rußland zu einer europäischen Großmacht. Der Kampf zwischen den Beiden war eine Fehde zwischen „Common sense" und „Phantasus" und selbstverständlich mußte jener schließlich den Sieg davontragen....

Man hieß die Tollheiten, welche Karl in Gesellschaft seines Schwagers trieb, in Schweden die „gottorpischen Rasereien", weil man annahm, der Herzog verleite den jungen König dazu und zwar aus böswilliger Berechnung. Wenn nämlich Karl gelegentlich den Hals bräche, so hätte der Herr Schwager gute Aussicht, seinen Herzogshut mit der Schwedenkrone zu vertauschen. Und halsbrecherisch genug waren die Experimente, zu welchen der König sich verleiten ließ. So ließ er sich eines Tages bereden, auf einen eben eingefangenen Hirsch zu steigen, und brachte von diesem Ritt mit knapper Noth das

Digitized by Google

Leben heim. Eines andern Tages trieb der Herzog seinen Schwager an, einen Haufen lose aufgestapelter Bretter hinaufzugaloppiren, was geschehen wäre, falls das entschlossene Dazwischentreten eines schwedischen Magnaten das lebensgefährliche Abenteuer nicht hintertrieben hätte.

Man glaubte, eine Frau würde ein helfendes Mittel gegen alle die knabenhaften Berserkereien sein, und man bemühte sich daher, den König zum Heiraten zu bestimmen, um so mehr, da es den Anschein hatte, als hegte der jugendliche Stürmer und Dränger gerade zu dieser Zeit (1698) zärtliche Gefühle für das Hoffräulein Lewenhaupt. Es war aber Nichts damit. Karls Großmutter Hedwig Eleonore gab sich große Mühe, unter den Prinzessinnen in der Nähe und Ferne ihrem Enkel eine passende Braut zu wählen. Es wurde nach und nach ein ganzes Schock heiratsfähiger Fürstentöchter in Vorschlag gebracht, allein umsonst: der junge König war und blieb ehescheu. „Arel" — sagte er eines Tages zu seinem Günstling Arel Wachtmeister, welcher in ihn drang, sich zu vermählen, —

„wenn du mich liebhaſt, ſo ſprich mir nie mehr davon.“

Sein Sinn war auf ganz Anderes geſtellt und er hatte zum Heiraten weder Luſt noch Zeit. Zwar die Regierungsgeſchäfte that er in läſſig-autokratiſcher Manier nur ſo nebenbei ab, indem er ſich in ſeinem Schlafzimmer durch die Quaſi-Miniſter Polus und Drenſtjerna über die auswärtigen und durch Piper über die inneren Angelegenheiten Vortrag halten ließ und ſeine Entſcheidungen gab. Dagegen aber waren ſeine Tage und theilweiſe auch ſeine Nächte hinlänglich ausgefüllt mit kraftgenialiſchen Uebungen und Strapazirungen, mit nimrodiſchen und ſoldatiſchen Zeitvertreiben aller Art. Wann noch eine Stunde übrigblieb, ſah man den König über einem Folianten von hundert Druckbogen ſitzen, welchen er zu ſeinem Leib- und Lieblingsbuch gemacht hatte. Das war der „Gideon von Maribrander“, ein alter Ritterroman, aus deſſen Leſung Karl ganz denſelben Nutzen zog, wie der Liebhaber Dulcinea's von Toboſo aus der Lektüre des Amadis von Gallien und des Palmerin von England. In allem Ernſte, der

König ſtudirte in dem genannten romantiſchen Wälzer Politik, Regierungsweisheit und Kriegskunſt und ſein Dichten und Trachten ging dahin, dem hochedeln Helden Gideon von Maribrander möglichſt ähnlich oder gar gleich zu werden. Kein Wunder daher, daß Karl der Zwölfte der Don Quijote der Weltgeſchichte wurde, welcher in der Perſon ſeines Landsmanns Fryxell nicht zwar ſeinen Cervantes, wohl aber einen höchſt fleißigen und von der Boswell-Seuche nicht allzu ſehr angeflogenen Biographen gefunden hat.

3.

Derweil war jene Konſtellation der europäiſchen Politik zur Reife gediehen, welche den ſogenannten nordiſchen Krieg herbeiführte und den achtzehnjährigen Schwedenkönig ſeine Rolle als hiſtoriſcher Maribrander zu ſpielen anheben ließ. Schweden

war damals, wie Jedermann weiß, im Beſitze von Finnland, Ingermanland, Eſthland und Livland, von Rügen, Vorpommern und Stettin, von Wismar, von Bremen und Verden. Es zählte mit unter den Staaten erſten Ranges. Da es aber gewaltſam auf dieſe Machtſtufe gelangt, da es ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriegsraub gewachſen war — „vivitur ex rapto“ ſei, ſagte man, Schwedens Loſung — ſo war es ganz natürlich, daß ſämmtliche Nachbarn mit Neid und Haß auf das Land blickten. Der Hingang Karls des Elften ſchien ihnen die langerſehnte Möglichkeit zu eröffnen, an dem von einem Knaben regierten Schweden für manche empfangene Unbill Rache zu üben und nun ihrerſeits vortheilhafte Kriegsraubgeſchäfte zu machen. An Vorwänden hiezu fehlte es nicht, und hätte es auch daran gefehlt, ſo kümmerte das die durchaus gewiſſenloſe Kabinettspolitik, die ganz und gar ſkrupelfreie Staatspraktik von damals, die nur eine organiſirte, im Großen betriebene Land- und Seeräuberei war, blutwenig oder gar nicht. Von den Völkern, ihren

Rechten, Bedürfnissen, Leiden und Wünschen war ohnehin keine Rede. Die Könige von damals würden, so man ihnen davon gesprochen hätte, ebenso verwundert aufgeschaut haben, wie heutzutage ein Schachspieler thäte, den man überreden wollte, er dürfte nicht eine beliebige Anzahl von Figuren opfern, um dahin zu gelangen, dem Gegner ein vielversprechendes Schach bieten zu können.

Ihre widerschwedischen Interessen und Absichten führten den vierten Friedrich von Dänemark und den körperstarken, aber geistes- und charakterschwachen Bruder Lüderlich, Kurfürst August von Sachsen und König von Polen, mit Czar Peter von Rußland leicht zu einer Koalition zusammen. Später trat auch Preußen der Kompagnie gekrönter Räuber bei. Die Operationen des gemeinsamen „Geschäfts" sollten darauf gerichtet sein, Schweden also zu berauben, daß Dänemark die Herzogthümer Schleswig-Holstein dem Gottorper, dem schwedischen Schützling, entrisse, daß ferner Kerholm, Ingermanland und ein möglichst großes Stück Finnland an Rußland, Livland und Esthland an Polen, Stettin und etwa ein

Stück Vorpommern an Preußen gebracht würde. Alle dieſe Raubgedanken ſind ſeither bekanntlich verwirklicht worden, und zwar in noch größerem Umfang, wenn auch ziemlich abweichend von der urſprünglich geplanten Weiſe. Der weitaus größte Brocken von Schwedens weiland Großmacht ſteckt in dem unverwüſtlichen Rieſenmagen der Matuſchka Moskavia, welche es zu jener Zeit und noch lange nachher nicht gerade als zur Bildung gehörig anſah, von Weile zu Weile gegen alle ihr „angeſonnenen“ Eroberungstendenzen und „untergeſchobenen“ Erweiterungspläne feierlich zu „proteſtiren.“

Nun aber hatten ſich Schwedens Feinde in dem Knaben Karl zunächſt bitterlich verrechnet. Er verblüffte die Gegner durch ſein erſtes Auftreten auf der Weltgeſchichtsbühne nicht weniger, als er noch lange nachher die Hiſtoriker verblüfft hat, gerade ſo lange nämlich, als die Geſchichtſchreibung von dem „göttlichen Recht“ monarchiſcher Willkür ebenſo feſt überzeugt war, wie dieſe ſelbſt. Ein unſäglich beelendendes Gefühl übernimmt Einen, wenn man durch die dicken Quartanten ſich durcharbeiten muß,

Digitized by Google

in welchen klägliche Pedanten mit in die Jauche gelahrter Niedertracht und niederträchtiger Gelahrtheit getauchten Federn die Ereigniſſe jener Zeit verzeichneten. Man muß die deutſchen Hiſtorienbücher von damals kennen, um ſo recht zu wiſſen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutſche Geiſt zu Anfang des 18. Jahrhunderts verſunken war. Was für eine Zeit, wo ein ſolches Laſterbündel von Landverderber, wie Auguſt der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als „der Große“ angedudelt wurde, ſondern alles Ernſtes für einen großen Mann und Muſterfürſten galt, ſelbſt in den Augen ſeines eigenen, von ihm bis aufs Blut geſchundenen Sachſenvolks! Die deutſche Knechtſchaffenheit jener Periode hat ſich in den Gedichten des Mannes, welcher lange Jahre den „deutſchen Parnaß gouvernierte“, ein Denkmal von Koth errichtet. Denn in Wahrheit, es dürfte in den verdorbenſten Zeiten von Rom und Byzanz ſchwerlich ein Afterpoet geſchweifwedelt und geſpeichelleckt haben, der es an ſuperlativiſcher Bedientenhaftigkeit mit Herrn Gottſched hätte aufnehmen

können *). Welche glorreiche Riesenarbeit haben unsere Helden, Heiligen und Märtyrer gethan, unsere

---

*) Das Tollste ist, daß, nachdem er sich in seinen Versen seitenlang vor August dem Starken förmlich im Staube gewälzt, der schamlose Pedant die Frechheit hatte, auszurufen: —

„Du, strenge Wahrheit (!), laß dies Blatt
In deinem Tempel ewig währen!
Mein Mund ist kein erkaufter Mund,
Er hat nicht schmeichlerisch gesungen."

Und doch sollte Gottsched noch übergottschedet werden, von einem gewissen Hanken nämlich, welcher edle Hofrath in seinem Trauergedicht auf den Tod Augusts des Starken (1733) also lobposaunete: —

„Kein König hat gelebt, kein König ist gestorben,
Der so viel wahren Ruhm gleich dem August erworben;
Schweig', pralerhaftes Rom, vom Titus und Trojan!
August hat Mehreren, als Jene, wohlgethan.
Es wird ganz Sachsenland und alle Welt bekennen,
Er sei ein Vater mehr als König zu benennen.
Wie man mit Klugheit herrscht, mit Gütigkeit regiert,
Das Volk bei Friedenszeit zur Kriegesschule führt,
Wie man durch Wissenschaft so Pracht als Kunst verbindet,
Die stolzen Feinde schlägt, ja selbst sich überwindet,
Der Rache Süßigkeit ganz aus den Augen setzt,
Des Landes Wohlfahrt mehr als eitle Ruhmsucht schätzt,
Dies Alles hat August, ja noch viel mehr erwiesen,
Was uns das Alterthum von Herkules gepriesen."

Der gute Mann hat gar keine Ahnung, daß er, da jede Zeile

Aufklärer und Klassiker, unsere Denker und Dichter, alle die unsterblichen Lichtbringer von Thomasius bis Kant, von Klopstock bis Schiller, indem sie eine so entsetzlich versumpfte Nation wieder zum Bewußtsein der Menschenwürde erhoben!...

Das Debüt des achtzehnjährigen Schwedenkönigs hatte etwas wirklich Ueberraschendes, so daß die Verwunderung Europa's sich leicht erklärte. Wie eines flammenden Nordlichts Aufleuchten war der Aufschritt des Jünglings, der Phantasie der Menschen sich bemeisternd und ihnen ein mit Schrecken gemischtes Staunen abnöthigend. Es schien eine Weile, daß im Norden ein moderner makedonischer Alexander aufgestanden und daß es Schwedens Geschick sei, die vorherrschende Macht des Erdtheils zu werden. Die blitzschnell sich folgenden, glanzfunkelnden Erstlingserfolge des jugendlichen Helden-

---

seiner Lobsalbaderei eine Lüge, eigentlich eine scharfe Satire geschrieben habe. Die sogenannten Historiker wetteiferten mit den sogenannten Poeten um den Preis der Gemeinheit. Man durchblättere, um sich davon zu überzeugen, die „Heldengeschichten" der Faßmann, Gundling und Konsorten.

königs, wie er alsbald genannt wurde, ließen selbst nüchtern gestimmte Beobachter nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb Schwedens darüber hinwegsehen, daß der schwedische Staat schon um seiner übel bestellten Finanzen willen — Karl hatte die sämmtlichen Ersparnisse seines klugen Vaters binnen drei Jahren kraftgenialisch verthan — gar nicht im Stande sei, der Durchführung einer Helden- und Eroberrolle zur Basis zu dienen. Daß aber Karl, durch seine ersten wundersamen Erfolge völlig in die Region donquijotischer Phantasiewillkür und maribranderischer Romantik hineingeschwindelt, diese Rolle sich aneignete, unterliegt keinem Zweifel. Sie machte ihn, mehr und mehr in seinem Gehirne zu einer fixen Idee sich verknöchernd, erst zu einem glänzenden, dann zu einem verwilderten Abenteurer und schließlich zu einem kompleten Narren, dessen lichte Augenblicke immer seltener wurden.

3.

Die Zettelungen und Zurüſtungen der Feinde Schwedens waren gerade mit dem Jahrhundert ſoweit gediehen, daß man die Koalitionsmine explodiren laſſen konnte. Zuerſt brach Dänemark los und zwar gegen Karls Schwager und Schützling, den Herzog von Schleswig-Holſtein, während Rußland und Polen ſich anſchickten, Livland und Eſthland anzufallen.

Karl hatte außerordentliche Mühe, die zu ſeinen Rüſtungen nöthigen Gelder aufzubringen, und er erkaufte dieſelben nur mittelſt ſchwerer Zugeſtändniſſe an die ſchwediſche Ariſtokratie. Am Abend des 13. April von 1700 verließ er die Hauptſtadt, um ſeine Maribrander-Laufbahn anzutreten, und er hat Stockholm nie wieder geſehen. Am 25. Juli legte die ſchwediſche Flotte am toberuper Felde zwiſchen Kopenhagen und Helſingör auf Seeland an und bewerkſtelligte Karl unter lebhafter Gegenwehr der Dänen die Landung ſeiner Armee. Mitten im Wirrwarr des Landungskampfes ſoll der König

einen alten Soldaten gefragt haben: „Was iſt das für ein Sauſen in der Luft?“ — „Das Pfeifen der Kugeln, Majeſtät.“ — „Wohl, das ſoll künftig meine Leibmuſik ſein.“ Dieſe Anekdote iſt, wie viele von Karl erzählte, nicht Geſchichte, ſondern Wachtſtubenpoeſie. Der däniſche Feldzug nahm übrigens ein raſches Ende. Denn bevor Karl zu ſeinem beabſichtigten Sturm auf Kopenhagen ſchreiten konnte, beſeitigte der am 8. Auguſt zu Traventhal zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein geſchloſſene Friede die Urſache des Krieges. Der Schwedenkönig benahm ſich, vor der däniſchen Hauptſtadt lagernd, mit der Großmuth eines irrenden Ritters, indem er von Dänemark als Friedensbedingung nur das Verſprechen forderte, den Feinden Schwedens keinen Vorſchub zu leiſten. Dann zog er ab und heim nach Schonen und von da nach Bleckingen, wo die gegen den Ruſſenczar Peter und den Polenkönig Auguſt, welche inzwiſchen ebenfalls den Krieg begonnen hatten, gerüſtet wurde.

Am 1. Oktober ſtach Karl mit einer Flotte von 200 Schiffen und 8000 Mann Truppen von Karls-

krona und Karlshamen aus in die Ostsee, landete nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächst auf Riga marschiren, weil er dort herum das Heer Augusts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachsen bereits in die Winterquartiere gegangen, brach er, ohne weitere Verstärkungen abzuwarten, mit seinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Czar Peter mit 80,000 Russen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit seinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache russische Uebermacht besiegte, ist bekannt. Der Czar, welcher den Tag von Narwa nicht mitgemacht, war in seiner Art Philosoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage seiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manches Mal schlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, sie wieder zu schlagen." Das hieß wie ein Staatsmann sprechen. Der Schwedenkönig sagte, über die erstegte Walstatt reitend: „Es ist gar kein Vergnügen, mit den Russen sich zu schlagen; denn sie halten nicht Stand,

ſondern laufen davon". Das hieß wie ein Maribrander ſprechen.

Dem raſchen Erfolg auf Seeland und dem Glanzſieg bei Narwa reihte ſich als dritte große Schickſalsgunſt der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein ſächſiſch-ruſſiſches Heer zu in alle Winde zerſtiebendem Müll zerſchlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mußten ihm die großartigſten Vortheile zufallen. Allein ſtatt Politik trieb der Schwedenkönig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starrſinn, der ſchon jetzt häufig den anhebenden Wahnſinn durchblicken ließ.

Er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, alle ſeine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichſten ſeiner Gegner zu wenden, gegen Auguſt den leibſtarken Schwächling, den er vom polniſchen Throne ſtoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half Nichts, daß Auguſt um Frieden bat. Es half Nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorſtellten, der Rachezug gegen den Kurfürſten von Sachſen würde das Gebiet der Republik Polen

berühren und demnach auch dieſe, welche bislang ihren König ſeinen Streit allein hatte ausfechten laſſen, gegen Schweden in Harniſch bringen. Es half endlich auch Nichts, daß man dem Könige zeigte, ſein weitaus gefährlichſter Gegner ſei der Czar Peter und gerade dieſem würden ja die ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen preisgegeben ſein, während Karl in Polen und Sachſen dem Phantom einer romantiſchen Rache nachjagte. Es half Alles Nichts, der Unſinn mußte ſeinen Lauf haben und damit iſt denn auch ſchon der große Wendepunkt in Karls Weltſtellung und Geſchicken eingetreten. Aus dem heldiſchen König, als welcher er ſo eben aufgetreten, ward ein blind ins Blaue fahrender Kriegsſpektakeler, deſſen anachroniſtiſches Geraſſel und Getobe lächerlich geweſen ſein würde, falls es nicht für Länder und Völker ſo unheilvoll und verderblich war. Vorab auch für ſein eigenes. Karl hatte von den Pflichten eines Regenten gar keine Vorſtellung und iſt trotz der ſchweinsledernen Bibel, welche er immer mit ſich herumſchleppte, ein ganz und gar gewiſſenloſer Menſch geweſen, der Alles ſeinen Grillen und

Launen, mit einem Wort, seiner Narrheit opferte und sein Vaterland zu Grunde gerichtet hat.

Unzugänglich allen Gründen der Vernunft und allen Regeln und Forderungen der Kriegs- und Staatskunst zum Trotz drang, die russische Macht in seinem Rücken lassend, der „nordische Alexander", wie der Unverstand ihn nannte, in Polen ein, überzog das Land und zwang den Reichstag, die Absetzung des leibstarken Augustus zu dekretiren und eine neue Königswahl anzuordnen, welche dann auch statthatte und dahin ausschlug, daß die widersächsische Partei den Kandidaten Karls, den Stanislaus Lescynski, ein Mitglied der polnischen Schlachta (niederer Adel), zum König erkor. Dieser nationalpolnische Gegenkönig des sächsischen Augustus war übrigens nicht mehr werth als dieser. Zwar lange nicht so lüderlich wie der Leibstarke, aber ein indolenter Tabaksschmaucher, ein Nichtkönig jeder Zoll. Einstweilen hielt Karls langer Degen diese Königspuppe auf ihrem Throne aufrecht, während der „löwenmuthige" Augustus das Hasenpanier ergriff und nach Sachsen entwich.

Digitized by Google

Bevor dies geschah und während der Krieg noch in Polen spielte, hatte sich in Karls Laufbahn eine Episode hineingeschoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment" bezeichnet werden darf. Der sächsische Augustus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papst Alexander dem Sechsten, nachsagte, daß er der Liebhaber einer seiner eigenen Töchter, der sogenannten Gräfin Orzelska — sie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beschenkt — also der sächsische Augustus glaubte, während er noch in Warschau saß, ein neunzehnjähriger Berserker von Schwedenkönig müßte doch wohl auch seine schwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, so doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich sein. Demzufolge suchte er einen unwillkommenen Besuch, womit ihn eine seiner abgelegten Maitressen, die bekannte schwedische Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht

hatte, in Warschau überraschte, zu Gunsten seiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (sie war 1668 geboren) — welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmission ins schwedische Hauptquartier betraute... Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte sich also nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daselbst an. Allein die Unterrocksdiplomatik scheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maribrander, kalt wie Schnee und keusch wie Eis, ließ die vornehme Er-Buhlerin gar nicht vor sich. Vergeblich ließ sie alle Künste ihres ehemaligen Gewerbes spielen; umsonst verlegte sie sich auf allerhand Listen, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte sie ihn mit zierlichsten Billets; umsonst reimte sie ihn französisch an, freilich in sehr ordinären Perückenstylversen*). Er wollte sie schlechterdings nicht

*) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.

Digitized by Google

ſehen und ließ ſie gänzlich unverrichteter Dinge, was man ſo nennt, abfahren. Deſſenungeachtet hat die nicht eben ſehr zartfühlende Dame ſpäter es noch einmal verſucht, dem Schwedenkönig ſich zu nähern. Nämlich als derſelbe nach dem Abſchluß des Friedens von Alt-Ranſtädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Miniſter Piper machte daſelbſt mit Feſten und Gaſtereien großen Aufwand und eines Tages beabſichtigte er zur Hochzeit ſeiner Schwägerin auch die in der Stadt anweſende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?“ fragt er ſeinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen ver-

---

En parlant des héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.
Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire,
Mais Venus, ni Bacchus n'en diront pas un mot.“

Digitized by Google

ſprochen hat. „Habe Nichts dagegen.“ — „Aber, Majeſtät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwieſen werden ſollen, ohne die Ranganſprüche der übrigen Damen zu beeinträchtigen.“ — „Ehrenbezeugungen? Was? Sie iſt ja 'ne Hure.“ — „Aber, Majeſtät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs geweſen zu ſein.“ — „Ei was! König oder Bauer! Sie iſt und bleibt eine Hure und ſoll wegbleiben!“ ... Das ſtimmte nun freilich nicht ſehr zu dem herrſchenden Ton im „galanten“ Sachſen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter- und Luderton der Zeit, war aber nur um ſo richtiger und braver geſprochen.

Alſo nach Sachſen hatte Karl in Verfolgung Auguſts des Starken den Krieg getragen, am 22. Auguſt von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernſtadt in Schleſien den deutſchen Boden betretend, auf welchem die Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die ſchwediſche Soldateska eifrig und erfolgreich ſich bemühte.

Digitized by Google

Schade, daß Strohköpfe von lutherischen Pfaffen und Konsistorialräthen noch nicht auf die sublime Idee verfallen sind, dem Gustav-Adolf-Verein, welcher mit beispielloser Gedankenlosigkeit einem der grimmigsten Feinde Deutschlands zu Ehren von Deutschen gestiftet worden, auch noch einen Karls-Verein zur Seite zu stellen. Das arme Sachsenland, welches der polnisch-schwedische Streithandel seines starken Bankertevaters gar Nichts anging, hatte in Folge der deutschen Landesväterlichkeits-praxis in diesem Streite dennoch schon 36,000 Soldaten, 800 Geschütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die schwedischen Pressen auf dem Halse, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche August — welchen Doktor Fastmann in seinem „Glorwürdigen Leben Friederici Augusti" (1733) den „Großen" zu betituln nicht unterlässet — mußte sich zu dem bereits erwähnten altranstädter Friedensschluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürsten von Sachsen degradirte. Der „Große" scheute nicht einmal vor der Schmach zu-

rück, den livländiſchen Patrioten und widerſchwediſchen Diplomaten Patkull, welcher kraß-völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königſtein ſaß, an Karl auszuliefern, der auf ſeinem im Herbſte von 1707 angetretenen Zuge von Sachſen nach Polen den Unglücklichen in ſo infernaliſch-grauſamer Weiſe hinrichten ließ, daß dieſe e i n e Brutalität ſchon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umſtänden ein ſehr grauſamer Narr ſein.

Der Aufbruch aus Sachſen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachſen maribranderiſch umhergeraſſelt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Ruſſenczar in den ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen ſolide Eroberungsgeſchäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete ſich ein, mit dem Peter ebenſo leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomiſch und moraliſch verlumpten polniſchen Magnaten und ihrem König Auguſt geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit ſeinen Schweden, für welche Sachſen, wie man

sich gelehrt ausdrückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schlesien nach Lithauen, von dort nach Großpolen und Masovien und von da immer weiter und mitten nach Rußland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marsche von Smorgoni gen Borissow, erhaschen wir, mit Hülfe der Memoiren des russifizirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menschlich-guten Schimmer in Karls Leben *).

---

*) Bulgarin (Mem. I, 75 fg.) theilt aus dem Munde seiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was sie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhause im Jahre 1708, zur Zeit, als sie ein halbwüchsiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angesagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüstete und putzte sich aufs Beste, den hohen Gast zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Offiziere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs sein mögen? So ärmlich gekleidet!" Die Offiziere stiegen ab und der Marschall (Hausmeister) empfing sie in dem Vorsal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher sich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hause?" fragte der Jüngere der beiden Offiziere höflich in deutscher Sprache. „Zu dienen. Was ist

Hundert und vier Jahre ſpäter iſt an der Spitze der gewaltigſten und ſtolzeſten Armada, welche die

---

Ihnen gefällig?“ — „Das königliche Quartier iſt hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König beſtimmten Zimmer zu zeigen.“ — „Mein ganzes Haus ſteht zur Verfügung Sr. Majeſtät.“ — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und die Adjutantur.“ — „Richten Sie Alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber ſagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anſchicken können, ihn gebührend zu empfangen.“ — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König“. . . Karl benahm ſich ſehr freundlich gegen ſeine Quartiergeber. Er aß am Familientiſche und war äußerſt genügſam und erkenntlich. „Mir iſt — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als ſähe ich ihn noch vor mir, dieſen ſchrecklichen König, über den ſo viele Bücher geſchrieben ſind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzensluſt an ihm ſatt zu ſehen. Er, welcher die Welt in Schrecken ſetzte, war ſanft wie ein Lamm und verſchämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, ſchlankem und ſchmächtigem Wuchſe, hatte er ein Geſicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und ſelbſt zum Schädel zu klein war. Schön iſt er nicht geweſen, aber man konnte ſein pockennarbiges Geſicht auch nicht häßlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeſchoren, nach oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zuſammengebunden. Er ſah ſehr jugendlich aus, ſtets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem

Welt geſehen, ein anderer Eroberer denſelben Weg gezogen, um in Moskau die Nemeſis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beiſpielloſen Mißbrauch eines beiſpielloſen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete ſeinen Marſch nicht ſoweit nach Oſten, ſondern bog in ſüdöſtlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er ſich, verführt von den überſtiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Koſakenhetman Iwan Stephanowicz Maſeppa ihm angetragene Bündniß, ſowie auf die Hülfeverheißung der Türken ſetzte, mit gewohnter Tolldreiſtigkeit in die Unermeßlichkeit der ſüdruſſiſchen Steppen warf. Ein recht und ſchlecht donquijotiſches Unternehmen vom Anfang an und ſo recht und ſchlecht maribranderiſch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeſchleppten Schweden hätten von Rechtswegen den Narrenkönig

---

Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, ſeine faſt bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandſchuhe, ſeine Stiefeln ſammt den Sporen ſtanden in ſo ungünſtigem Verhältniß zu ſeiner Geſtalt, daß wir Mädchen ſeine Goliathsrüſtung beſpöttelten."

in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimschicken sollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närrische Freude empfand, als ihm Maseppa — der bekanntlich ein Anderer in Byrons Prachtgedicht und ein Anderer in der Geschichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es seien von hier nur noch acht Meilen bis zur asiatischen Grenze; soweit also seien Sr. Majestät unwiderstehliche Waffen bereits vorgedrungen". Der König nahm diesen Humbug für bare Wahrheit, wie sich denn solche Starrköpfe am leichtesten mittelst Lügen gängeln lassen, und sagte eifrigst: „Dahin müssen wir, um sagen zu können, daß wir auch in Asien gewesen".

Derweil hatte Czar Peter sich bemüht, seine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. seine Russen von den Schweden lernen zu lassen, wie man die Schweden besiege. Er sorgte auch dafür, daß am Entscheidungstage die Russen ihren bis auf wenige Tausende herabgeschmolzenen, abgehetzten, schlecht mit Munition versehenen Gegnern sehr beträchtlich an Zahl

überlegen waren. Dieſer Entſcheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten ſeiner Getreueſten ungeachtet, allen Warnungen des ſchlauen Maſeppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantiſch-ſinnloſen Irrfahrt deſſelben ein Ende mit Schrecken. Das ganze ſchwediſche Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging er nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli ſetzte er mit ſeinen Fluchtgenoſſen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von dieſem bis nach Bender, die Gaſtfreundſchaft der Türken anſprechend.

„Nun ſtehen Petersburgs Grundmauern unerſchütterlich feſt!“ ſchrieb vom Siegesfeld bei Poltawa triumphirend der Czar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geſchichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er,

um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag", sicherlich das abenteuerlichste. Ein hülfloser Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringste Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigster Gastlichkeit aufgenommen, in freigebigster Weise jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechselnd, betrug durchschnittlich 400 Personen, zuletzt aber 700, und zum Unterhalt desselben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gast dagegen bietet Alles auf, um in seine tollen Händel auch seinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verstrickt denselben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter seines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade Diesen und Jenem im höchsten Grade überlästig, steigert aber nur in demselben Maaße seine unverschämten Ansprüche noch und endigt damit, das unbestreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemißbrauchten Wirthes, den tollen Gast zum Hause hinauszuweisen, mit der blanken Waffe zu bestreiten. Und das Alles, während sein heimisches

Land, in Todesnöthen ringend, umsonst des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, so hat es ein solches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu stacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe dessen die Größe und das Glück des Czaren Peter im Lager bei Husch am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großwesir Baltadschi Mohammed nicht entweder ein Esel oder ein Schuft oder auch Beides zumal gewesen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Czaren am Pruth habe laufen lassen, um dem ihm verhaßten Einlagerer von Schwedenkönig einen Possen zu spielen (Juli 1711). Sicher ist, daß es diesem nicht glücken wollte, die Türken zum zweiten Male gegen die Russen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einsehen mußte, sein Gewerbe in der Türkei sei zu Ende und er sei den Türken im höchsten Grade lästig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in seinem geliebten „Gideon von Maribrander"

ſtudirend und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe von Seiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen ſächſiſchen Auguſt, ſowie von Seiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, ſich abzappeln, bis zur völligen Erſchöpfung, bis zur Athemloſigkeit. Kamen mitunter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, ſo zuckte der „fromme Heldenkönig“ die Schultern und ſchrieb in ſein Notizenbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —“

worin ſich, urtheilt der geſunde Menſchenverſtand, bei Weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter iſt bemerkenswerth, eine Reminiscenz guſtav-adolfiſcher Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß proteſtantiſcher Fürſten in Deutſchland unter Karls Protektion zu Stande zu bringen. Natürlich ging der Einfall ſo raſch, wie er gekommen war, und

ſpurlos vorüber. Inzwiſchen waren die Türken, ſelbſtverſtändlich durch ruſſiſche Agenten in dieſer Richtung bearbeitet, des unholden, läſtigen und gefährlichen Gaſtes bis zum äußerſten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padiſchah im April von 1712 ſeinen Frieden mit dem Czaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entſchiedenen Worten auf, die osmaniſchen Staaten endlich zu verlaſſen. Zwar ſchienen Karls Fürſprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindſeligen Wendung gegen Rußland beſtimmen zu können; allein das erwies ſich bald als ein flüchtiger Schein. Und ſelbſt die türkiſche Geduld war endlich zu Ende. „Eide theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)“ hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reiſegeld“, ſagt Maribrander. Der Sultan gibt das Geld, legt ſogar noch 200 Chize (Beutel Goldes) zu, ſchenkt Wagen und Pferde zur Reiſe. Der tolle Gaſt verſchleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das iſt dem Großherrn denn doch zu ſchwediſch. Dem Giaur und vollends einem ſo undankbaren

Giaur darf nicht nur, sondern muß die Gastfreundschaft aufgekündigt und versagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, so laßt meinen Serasker und den Khan der Tataren, so es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranstalten", sagt der Padischah. „Sie sollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben", sagt Maribrander.

Und so geschah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Serasker, mit 15,000 oder mehr Janitscharen und Tataren und 14 Geschützen und verschritten, nachdem alle gütlichen Versuche der beiden türkischen Magnaten, den schwedischen Eisenkopf zur Abreise zu bewegen, mißlungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik") bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der also Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närrisch gewordener Löwe, zu welchem einer seiner treuesten Getreuen in diesen Tagen sagte: „Wenn denn Eure Majestät sich schlechterdings an Nichts kehren und halten

will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, so habe ich hier Nichts mehr zu schaffen."

Die Janitscharen, welche einen großen Respekt vor dem tapfern Sonderling hatten, schickten zum letzten Versuch einer Verständigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte sie nicht hören. „Jetzt — maribranderte er — ist nicht Zeit zum Schwatzen, sondern zum Fechten. Wenn die Kerle sich nicht fortmachen, laß' ich ihnen die Bärte absengen...." „Der schwedische Karl ist toll geworden!" schrieen die beschimpften Janitscharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eisenkopf! Der Eisenkopf!" kopfschüttelten diese.

Der Sturm hob an und der König begnügte sich nicht, demselben zu trotzen, sondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Pistol in der Linken, seine so verrückter Weise dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit seinem alten Schlachtruf befeuernd: „Frisch drauf los, ihr blauen Burschen (friskt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfge-

wühle, ſchonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und es ſteht ſtark zu vermuthen, daß ſie ſich dabei nicht allein von politiſchen Rückſichten, ſondern auch und vielleicht am meiſten von dem bekannten orientaliſchen Reſpekt vor dem Wahnſinn leiten ließen. Sie begnügten ſich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm weiter Nichts zu Leide. Wer aber in dieſer noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfſzene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit ſeinen Rieſenſporen an Etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldiſches ſehen wollte, unter deſſen Gehirndecke müßte es gerade ſo ausſehen, wie es unter der des Schwedenkönigs ausſah.

6.

Mit zerriſſenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geſchundener Naſe und pulverrauchſchwarzem Geſichte wurde der

Digitized by Google

Gefangene vor den Serasker geführt, welcher ihn höchst anständig behandelte. Auf sanfte Vorstellungen von Seiten seiner Getreuen über den begangenen Unsinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Rasenden als für einen Poltron angesehen sein.“ Czar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, sagte: „Nun sehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlassener Mann, da er die Tollheit beging, gegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen, gegen den Sultan, dermaßen sich aufzuführen.“

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenseits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Lustschloß Demürtasch gebracht, der Eisenkopf auf den Eisenstein; denn das bedeutet jener türkische Schloßname. Er und sein Gefolge sind daselbst Anfangs mit allen Ehren und höchst liberaler Gastfreundschaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anstalten machen würde, die Türkei von seiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu neh-

Digitized by Google

men ist, denn Karl gefiel sich in Demürtasch darin, bei gesunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb hartnäckig, wo er war, und wäre vielleicht freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus seinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufstörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahr von 1714 ernstlich mit allerlei Planen um, den halsstarrig abwesenden König-Narren so oder so zu ersetzen. Das schlug durch. Karl, dessen autokratisches Gottesgnadenbewußtsein ein ganz ungeheuerliches, beschloß jetzt, heimzukehren, und führte in seiner Art diesen Entschluß aus, nachdem ihn der französische Gesandte in Konstantinopel mit spärlichem Reisegeld versehen hatte. Seine in der Türkei massenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmster Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 stieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!" schrieen die Türken — seinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die

Digitized by Google

Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Schwedisch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore seiner Stadt Stralsund, von welcher aus er dann im gewohnten Style wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortsetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus diesem König werden?“ Es wurde aus dem Romantiker kein Verständiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück Nichts gelernt, bewies er schon dadurch, daß er zu seinem Leibpolitikus und ersten Minister den holstein-gottorpischen Grafen Görtz machte, einen der vorragendsten Schwindler und Plusmacher in einer an gewissenlosen politischen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derselben zugestehen, daß sie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, besagte Schwindler und

Plusmacher in der Regel schließlich das Defizit mit ihren Köpfen bezahlen zu lassen. Um Karl, wie dieser nun einmal war, erwarb sich aber Görtz ein wirkliches Verdienst, insofern er durch seine skrupellosen Finanzkünste dem König die Mittel verschaffte, fernerweit „für seinen Ruhm zu arbeiten", d. h. fernerweit zu maribrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu spielen auf Kosten seines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erschöpfung desselben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, so man in einer gleichzeitigen schwedischen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgesetzten gewaltsamen Soldatenaushebung die Rede ist, die Worte lies't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's gesagt, der König will sie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man sie nicht.
Das war 'ne böse Jagd, bis man sie hat gekriegt . . ."

So kam der Einfall in Norwegen im Herbst von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun seit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchras't hatte. Das dänische Norwegen sollte mittelst einer in zwei Ko-

lonnen geführten Invaſion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die ſüdliche der König, welcher die Feſtung Fredrikshall am Idefjord auf ſeinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters ſofort zu der ſchwierigen Belagerung derſelben ſchritt. Wie auf allen ſeinen früheren Feldzügen, gefiel ſich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verſtändigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verſtreichen, ohne in närriſcher Weiſe überflüſſigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftſtreich auszuführen. Die Phantaſie-Willkür hat ihn als einen echten Romantiker bis zuletzt unbedingt beſtimmt und beherrſcht und ſo war auch ſein Tod ein romantiſches Phantaſieſtück in Collot-Hoffmann'ſcher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab ſich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht geſpeiſ't, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikſtein. Es war ſehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihre

Feuer sicherer auf die Belagerungsarbeiten abgeben zu können. Mitten in diesem Feuer stieg Karl aus der Tiefe eines Laufgrabens heraus und schaute, mit den Armen auf die innere Böschung der Brustwehr gestützt, zu der Festung hinüber, Kopf und Brust den Kugeln derselben preisgebend. „Majestät, — sagt aus dem Laufgraben herauf einer seiner Genieoffiziere, der Franzos Maigret, zu dem König — das ist kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Respekt als vor einem Soldaten." — „Bah, sei unbesorgt." — „Ich bin nicht um mich besorgt, wohl aber um Eure Majestät." — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß sie sich eilen." Maigret will dem Halsstarrigen noch einmal die Gefahr vorstellen, welcher er sich so recht maribranderisch-zwecklos bloßstellte, allein andere Offiziere flüstern dem Franzosen zu: „Lassen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, desto mehr gefällt er sich darin, die Gefahr zu braviren." Das Wort war kaum gesprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . . .

Digitized by Google

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durch's Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und Alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erschüttert
Und bis nach Asia hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!"

Die Todeskugel, eine dänische Kartätschkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine schwedisch- oder französisch-meuchelmörderische Pistolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder herausgegangen.... Er ruht in einem Sarkophag von schwarzem Marmor im karolinischen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf sich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle Maßen glorifizirt worden ist *). Es liegt ja in der Knechtseligkeit der Menschennatur, Spektakelmacher um so mehr zu preisen, je ärger dieselben

*) Soweit dies von der urtheilslosen Menge geschah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erscheint es, wenn E. G. Geijer den Historiker also vergessen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz über-

die Menſchheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteoriſche Laufbahn viel die Phantaſie Beſtechendes hat, iſt gewiß. Aber ebenſo gewiß iſt, daß von dem Richterſtuhl der Geſchichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeſchichtlichen Styls — Summa: Ein König-Narr!

ſchwängliche Apotheoſe bereitete. Am Schluſſe ſeines Gedichtes „Carl den Tolfte“ hat er ſeinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona prålar.“

(An der Seite von Guſtav Adolf und Karl dem Großen — (eine abſonderliche Zuſammenſtellung!) — ſitze ich da. Auf meinem Arme ruht, ſtralend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmuck meine Krone.)

Beaumarchais.

Digitized by Google

Eines Abends speiſ'te der Duc d'Orleans, Regent von Frankreich, in Geſellſchaft ſeiner Favoritemaitreſſe, Madame de Parabère, ſeines Premierminiſters Dubois, Erzbiſchof von Cambray, und des ſchottiſchen Finanzſchwindlers Law *). Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Eliſabeth Charlotte genialiſcher und lüderlicher Sohn, betrank ſich, wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtiſch ein Staatsaktenſtück zur Unterzeichnung gebracht wurde, verſagte dem Betrunkenen die Hand den Dienſt. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin mit der Aufforderung: „Signe, putain!“ Worauf die alſo, zwar nicht ſehr höflich,

*) Kurz zuvor hatte man in Paris dieſe „Grabſchrift“ für Law in Umlauf geſetzt: —

Ci-gît cet Écossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital.

aber doch sehr richtig Angeredete: „Das ist nicht meine Sache.“ Der Regent gab das Papier dem Erzbischof von Cambray und sagte: „Signe, maquereau!“ Seine Eminenz in spe wies das Ansinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tausendkünstler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!“ Als aber auch der Schotte sich weigerte, unterschrieb der Herzog, so gut es eben gehen wollte, und stellte während dieser Arbeit die allerliebste Betrachtung an („fit cette belle réflexion“): „Das Königreich Frankreich ist vortrefflich regiert, das muß man sagen; regiert von einer Hure, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold *).“

Da haben wir ein Kabinettstück, welches die Orgie der Regentschaft malt, eine Orgie, die dem heuchlerischen Miserere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Bet-

*) Mathieu Marais, avocat au Parlement de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863, I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot. du règne de Louis XV. Paris 1847—52, I, 104.

bruder geworden, und kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als in der franzöſiſchen Geſellſchaft der erzwungenen Faſtenzeit, deren Taktſtab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Faſching folgte, deſſen zuchtloſem Reigen Philipp von Orleans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtſinn vollzogene Miſſion dieſes Prinzen, einen der Grundſteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen" aufgebauten franzöſiſchen Sultanats nach dem andern zu zerſtören, zu Müll zu zerreiben und das reinperſönliche Regiment, den vollendeten Abſolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf deſſen Weſen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfenſten Menſchen ſeiner Zeit, den Erzbiſchof und Kardinal Dubois, mit dem Szepter des Königthums handiren ließ.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime", die Monarchie des Urgroßvaters als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher ſich, vom Skepticismus-Scheidewaſſer des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenloſe Kothmeer der politiſchen Anarchie und der moraliſchen Peſtilenz verwandelte, das man die

Regierung der Pompadour und der Dubarry nennt, weil von einer Selbstregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede sein kann*).

---

*) Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind die „Rettungen" so sehr in der Mode, daß man nicht ansteht, selbst die anrüchigsten und abscheulichsten, auf Grund der bestimmtesten Zeugenaussagen ihrer Zeitgenossen vom Schuldigspruch der Geschichte betroffenen historischen Charaktere reinwaschen, ja sogar glorifiziren und freisprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologischen und historischen Seminarien kaum hinter den Ohren trocken gewordenen dummen Jungen heute der Sallust, morgen der Tacitus „vernichtet" wird, so müßte man den ganzen Schwindel sehr lächerlich finden, falls er nicht eine sehr ernste Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neuester Mode sind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der schönfärbenden, leisetreterischen, sammetbehandschuhten und bepatschuhten Historik, welche, um den Despoten und Dunklern der Gegenwart zu schmeicheln, die Despoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichst milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen sich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry so ein Retter erstände. In Erwartung desselben will ich meinerseits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Kosten, welche die beiden genannten königlichen Bettschwestern direkt für ihre Personen Frankreich verursachten, hier gelegentlich auf das richtige Maaß zurückführe und zwar auf Grund der authentischen Dokumente, welche Le Roi neuer-

Als sodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beschränkte und schwache sechszehnte Ludwig dem

---

lich in französischen Archiven aufgefunden und in seinen „Curiosités historiques“ (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poisson, von Kindheit auf und auch später als Ehefrau des Steuerpächters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für „le rôle honorable auquel elle venait de parvenir“, war vom September 1743 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitresse Ludwigs des Fünfzehnten. In diesen 19 Jahren hat sie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche gelangt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewissen Anne Becu, hieß ursprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher sie aus dem Schmutz der Pariser Gassenprostitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte sich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und schloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeschäft ab. Um Mademoiselle L'Ange „courfähig“ zu machen, mußte sie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu diesem „Sacrament“ sich hergab. Bei dieser Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die sechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als „Maitresse en titre“ inthronisirt und blieb es, bis der König starb (1774).

ſchandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauſpiel, zu ſehen, wie alle die gutgemeinten Verſuche, eine bis an den Hals in das beſagte Kothmeer verſunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu ſtellen, kläglich mißlangen. Wie hätten ſie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, ſchon in allen Geiſtern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatſache wiederholen und einſchärfen — man hätte ſie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gerne vertuſcht, geleugnet und vergeſſen — die große Thatſache, daß die privilegirten Klaſſen ariſtokratiſch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher ſpäter zur terroriſtiſchen Carmagnole ausgeſchlagen iſt. Um 1780

In dieſen fünf Jahren hat ſie für ihre Perſon verbraucht und demnach Frankreich gekoſtet 12,459,529 Livres. Die Koſten des „Parc aux Cerfes“, welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755 — 1771 unterhielt, ſind nicht aktenmäßig feſtzuſtellen. Dieſes Harem war übrigens keineswegs ein „Park“, ſondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirſchgarten gehabt, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Verſailles.

war in Frankreich der ſoziale Zerſetzungsprozeß ſchon ſo weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Verſailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus" von Voltaire mit ſtürmiſchem Beifall („avec enthousiasme") begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verſe: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur."

Das arme, todesbänglich ſich abzappelnde Königthum ſank immer tiefer in den grundloſen Schlamm hinab, bis ihm derſelbe über dem Kopfe zuſammenſchlug. Dann kam ein vulkaniſches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüſte Maſſe und die Sündflut begann. Sie mußte folgerichtig zu einer europäiſchen werden, wie ja auch die Urſachen der Revolution keineswegs nur franzöſiſche, ſondern vielmehr europäiſche oder, wenn man will, menſchheitliche geweſen ſind. Aber Frankreich, d. h. Paris war, was es noch heute iſt, das Ziffernblatt der

Weltgeschichtsuhr — (die Deutschen sind bekanntlich ihre Bleigewichte) — und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen sei. Da, wo Jungfrau Klio die seit 1815 gemachten Anstrengungen, den Weltgeschichtsuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch" verzeichnet, schreibt sie achselzuckend die Randglosse bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . ."

Es ist die Epoche des versinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, dessen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden soll, und zwar unter Vortritt eines scharfausblickenden Pfadfinders und verläßlichen Führers *). Schwer-

---

*) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Études sur la société en France au XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich gestehe gerne, daß, wie ich durch dieses Buch zu der vorliegenden Studie angeregt worden, mir dasselbe auch zur Hauptquelle gedient hat. Selbstverständlich habe ich aber auch noch andere benutzt. Loménie's Arbeit — zwei starke Bände, 1115 Seiten — gehört ohne Frage zu den besten

Digitized by

lich dürfte ein zweites Menſchendaſein aufzufinden ſein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein ſittengeſchichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruheloſe, buntwechſelnde, mit den mannigfaltigſten Verhältniſſen und Beziehungen verflochtene Daſein von Beaumarchais es iſt, — von dieſem franzöſiſchen Proteus, welcher in ſeiner Perſon die wunderlichſten Gegenſätze und widerhaarigſten Widerſprüche vereinigte. Denn was kann es Gegenſätzlicheres und Widerſpruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geſchäftsmann, Schriftſteller und Millionär, Opernbichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausſchuſſes, ein boshafter Spötter und ein herzguter Menſch, mitunter ein

---

biographiſchen, welche in unſerem Jahrhundert erſchienen ſind. Ja, wenn ich recht erwäge, iſt das Buch die gediegenſte Biographie, welche die franzöſiſche Literatur überhaupt beſitzt. In wahrhaft hiſtoriſchem Geiſte angelegt, vereinigt ſie mit emſiger Forſchung und geſundem Urtheil ſtyliſtiſche Klarheit und künſtleriſche Architektur.

Digitized by Google

Wüſtling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater geweſen zu ſein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klaſſen an Vielgeſtaltigkeit unſtreitig ſehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch ſehr fraglich ſein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelſtand den ideellen Intereſſen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derſelbe in der zweiten Hälfte des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die ſeit 1815 eifrigſt geübten pfäffiſchen Verdummungskünſte insbeſondere im franzöſiſchen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird ſehr geneigt ſein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'ſchen Empire eine Handwerkerfamilie exiſtirte, deren Mitglieder

— namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geiſtige Regung und Bewegung manifeſtirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in ſeinem beſcheidenen Hauſe in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 ſein Sohn Pierre Auguſtin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre ſpäter aus der Verpuppung ſeines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais" hervorſchlüpfen und auf den Luftſtrömungen des Ruhms, nicht ſelten auch im pfeifenden Windzug des Skandals luſtig durch die Welt flattern laſſen. Allein niemals vergaß er ſeines Urſprungs in der „boutique d'horloger" in der Straße Saint-Denis und ſein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenſtand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürſorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf ſeinen Sprößling ſtolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal ſchrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu; cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils

comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi"... Es iſt nicht überflüſſig, derartige Bezeugungen menſchlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, ſei es aus Unwiſſenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthloſigkeit" und „Herzenshärte" der Menſchen jener wunderbar großen und reichen Zeit ziſcheln und winſeln... Unter den fünf Schweſtern von Beaumarchais ſind namhaft zu machen die zweite, Marie Louiſe, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo beſtandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatiſirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der franzöſiſche Eſprit mouſſirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgeſinnte, verſtändnißvolle und treuergebene Freundin geweſen iſt.

Der Sohn des Hauſes, „gai et drôle", zum Metier des Vaters angeleitet und im Uebrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente ſo zu ſagen im Fluge haſchend, hatte bis zum 20. Lebens-

jahre hin alle Aussicht, aus einem pariser Gamin ein pariser Vaurien zu werden, ein potenzirter sogar, und Père Caron sah sich einmal veranlaßt, als drastisches Besserungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hause in Anwendung zu bringen. Den Jugendmost heiß und hoch aufgähren, aufsieden, aufschäumen zu lassen ist nun einmal, wie die Gefahr, so auch das Vorrecht genialischer Begabung, und wenn die dabei reichlich sich entwickelnde Kohlensäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philistäa's heftig affizirt, so hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geisthaltiger Most klärt sich doch zu edlem Wein, so da „der Menschen Herz erfreuet." Das Genie kann auch Nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sausen sei Hauptsache und Selbstzweck, deßhalb mittelst reichlicher Anwendung der Pottasche der Lüderlichkeit eine schlechte Nachahmung des genialisch-naturgemäßen Gährungsprozesses zuwegezubringen sich bemüssigt findet und sodann folgerichtig nicht zu edlem Wein sich klärt, sondern zu fauligem Essig „umsteht."

Digitized by Google

Der junge Caron ſtand nicht um, ſondern ward als Sauſer und Brauſer zunächſt ein tüchtiger Uhrmacher. Er beſaß jene glücklich gebauten Hände, welche Alles geſchickt anzufaſſen und aus jedem Ding Etwas zu machen wiſſen. Zwanzigjährig, iſt er in ſeiner Kunſt ſoweit geweſen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und dieſe Erfindung gab ihm Veranlaſſung, zum erſten Mal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeſchichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Prozeßlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur ſein Lebenlang Prozeſſe aller Art geführt und die meiſten ſchließlich gewonnen, ſondern man iſt auch berechtigt, ſein ganzes Leben einen unabläſſigen Prozeß, eine echte und gerechte „Plaidoierie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn um und um, durch und durch, ein allzeit geſtiefelter und geſpornter Geiſt, ſtets fertig und bereit, auf die Menſur zu treten, falkenäugig, ſpottlächelnd, biegſam, zäh und ſchneidig wie eine beſte Stahlklinge ... Er hatte ſeine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monſieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher

von damals, anvertraut, welcher ſich unredlicher Weiſe die Ehre dieſer Findung aneignete, indem er dieſelbe als ſeine eigene im „Mercure“ ausposaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntſchaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein Schüchterner, ſondern er ging dem Unredlichen im Merkur ſcharf zu Leibe, wußte die Sache vor die Akademie der Wiſſenſchaft zu bringen, von derſelben einen vollſtändig zu ſeinen Gunſten lautenden Entſcheid herauszuſchlagen und außerdem die ganze an ſich unbedeutende Angelegenheit ſo gewandt ins Publikum, ſowie an den Hof zu bringen, daß ihm dieſes ſein erſtes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber ſchon eine gewiſſe „Notoriété“ verſchaffte. Ah, er war ein „praktiſcher“ Burſche, ein ſehr praktiſcher! Wo ihn die Schale der Auſter des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinſte, erſperbern ließ, da iſt er, ſcharfſpitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeſchlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sauſewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Perſon.

Digitized by Google

„Caron fils, horloger du roi," ſchreibt er ſich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefaßte Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babyloniſchen Majeſtät Jeanne Antoinette Poiſſon, Madame d'Etiolles, Marquiſe de Pompadour. Auch der „allerchriſtlichſte" Sultan ſelber hat aus der Dunſtwolke ſeiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künſtler geworfen und begehrlich-lüſterne Blicke warfen verſchiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und ſchlank gewachſenen jungen Manne zu, deſſen Züge ſo hübſch, deſſen Mienenſpiel ſo belebt, deſſen Augen ſo unternehmend, deſſen Auftreten ſo ſicher und keck. Die Männer freilich zucken die Achſeln und brummen: „Der Geck!" Aber die Weiber flüſtern ganz leiſe in ſich hinein: „Ein Prachtmenſch von Mann!"

Unſer Caron hatte aber nicht umſonſt in jungen Jahren ſchon einen Regulator erfunden. Das will ſagen: er wußte den Gang ſeiner Lebensuhr zu dieſer Zeit bereits ſehr verſtändig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktiſcher Mann das Nützliche mit

dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzoſen war ihm überdies die Weisheit eingeboren, daß man in dieſer Welt mittelſt der Weiber am beſten und leichteſten weiterkomme, und der Uhrenkünſtler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Ducheſſen, Marquiſen und Comteſſen vorübergehend lächeln konnte, das beſcheidenere, aber ſolidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinſte Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Auguſtin Francquet geheißen, der eines der zahlloſen Hofämter jener Zeit beſaß, welche, eifrig erſtrebt und mit ſchwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leidlich nährten, ſondern auch vortrefflich mäſteten. Der alte Küchenſchreiber oder, wie ſein Titel franzöſiſch groß- und lächerlich-maulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche du roi“ beſaß neben ſeinem Alter, ſeinem Amt und ſeinen Gepreſten eine etwa dreißigjährige, hübſche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuſe unſerem Caron ihre Uhr zum Reguliren

gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger gestatteten, seinem Amt mit gebührender Würde vorzustehen. Demzufolge trat er dasselbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Also ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, dessen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechselnd mit seinen Herren Kollegen die Schüsseln auf die königliche Tafel zu setzen, in großem Kostüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite. In der höfischen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi"). Gewiß hatte der Küchenschreiber und Tafelbeschicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl stäcke, welcher bestimmt sei, der spottlachende Todtengräber des französischen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro" Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er starb. Im

November 1756 heiratete unſer Küchenkontrolirer die troſtloſe und wohlbemittelte Wittwe und bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß er ſeinem ſchlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais“ anklebte, welchen er, wie er ſagte, einem kleinen Lehensgute ſeiner Frau entlehnte. Das Manoeuvre, dadurch aus der „Canaille“ oder „Roture“ in die „Nobleſſe“ ſich hinüberzuſchwindeln, gelang jedoch erſt fünf Jahre ſpäter wirklich, — gelang dann, als unſer Abenteurer und Geſchäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs ſich erkaufte. Dieſer Kauf machte den Uhrmachersſohn von Rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm ſpäter ſeinen Adel beſtreiten wollte, triumphirend-ſpöttiſch ausrufen: „Niemand kann mir meine Nobleſſe ſtreitig machen; denn ich beſitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!“

Inzwiſchen war ſein Eheglück und ſein Wohlſtand nicht von Dauer geweſen, indem ſchon im September von 1757 ſeine Frau von einem typhöſen Fieber weggerafft wurde. Da er zu ſorglos ge-

weſen, das Vermögen ſeiner Frau unanfechtbar rechtskräftig ſich zuſichern zu laſſen, warf ihn dieſer Todesfall in die Armuth zurück, ſo daß er Mühe hatte, ſeine Hofbedienſtung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüſtige Schwimmer arbeitete ſich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächſt gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender muſikaliſcher Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläſer und eleganter Harfner war. Die Harfe iſt zu jener Zeit in Frankreich ein noch ſo neues Inſtrument geweſen, daß z. B. Diderot daſſelbe erſt im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber raſch in die Mode und Beaumarchais' meiſterliche Behandlung deſſelben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzeſſinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louiſe — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die ſüßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geſchicklichkeit unſeres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wußte er ſich den gelangweilten vier alten

Jungfern so angenehm zu machen, daß sie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkonzerte übertrugen, welche sie in ihren Zimmern veranstalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wußte sich in diesem Kreise mit solchem Geschick und Takt zu bewegen, daß er sich allgemeine Achtung und Gunst erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner seinen eigenen Lehnsessel und eines andern sagte der ernste und ehrbare Dauphin — (es ist der im Jahre 1765 gestorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das ist der einzige Mensch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir spricht.“

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war also auf gutem Wege, ein rechter Hofgünstling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunst ist bekanntlich mit verdächtigem Buschwerk eingefaßt, hinter welchem zahllose grüne Neidaugen lauern. Besitzer derartiger Augen stellten sich auch wohl in erklecklicher Anzahl unserem keck aus- und aufschreitenden Harfenkünstler in den Weg, Spottknallbonbons vor seinen Ohren

loslaſſend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwiſchen ſeine Beine werfend. Aber unſer neugebackener „De“ iſt mit Zungen- und Degenſpitze raſch bei der Hand, wo es gilt, ſeine „Nobleſſe“ darzuthun. Kommt da eines ſchönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monſieur — redet ihn ein Hofmann an, welcher ſich ſo eben gegen ſeine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzeſſinnen „dekonzertiren“ zu wollen — Monſieur, erweiſen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei ſo bewandert ſind, die Gefälligkeit, dieſe meine in Unordnung gerathene Uhr zu unterſuchen.“ — „Mein Herr, ſeit ich aufgehört habe, mich mit dieſer Kunſt zu beſchäftigen, bin ich darin ſehr ungeſchickt geworden.“ — „Ah, Monſieur, thun Sie mir doch den Gefallen!“ — „Von Herzen gern; aber ich ſage Ihnen, ich bin ſehr ungeſchickt.“ Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet ſie, hält ſie an's Licht und thuend, als wollt' er ſie unterſuchen, läßt er ſie zu Boden fallen. Dann ſagt er zu ſeinem dekonzertirten Dekonzertirer:

„Ich habe Ihnen vorhergesagt, daß ich äußerst ungeschickt" — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer seiner Uhr zusammenzusuchen. Nicht so komisch, sondern sehr tragisch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beschimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C . . . . ., schlug sich Beaumarchais unter den Mauern des Parks von Meudon mit demselben und rannte seinem Gegner den Degen durch die Brust. Der Verwundete starb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens seines Tödters zu verweigern, so daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine übeln Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politisch und sozial die Aristokratie über der Bourgeoisie stand, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, diesen durch den Sohn eines pariser Kleinbürgers einem Seigneur straflos versetzten Todesstoß mit unter die zahllosen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der französischen Gesellschaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

Digitized by Google

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten also, worunter auch Duelle, brachte seine Stellung als Quasi-Kapellmeister der Töchter des Königs unserem flinken, vielgewandten Musiker und Küchenschreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, dessen er am meisten bedurfte, maßen man die Kosten einer Laufbahn bei Hofe mit einer Jahreseinnahme von etwa 1500 Francs unmöglich bestreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quasi-Kapellmeisters ganz eigene, so zu sagen prinzeßliche Begriffe. Sie standen nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläser mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. s. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm seine Auslagen zu erstatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten sich bekanntlich allezeit häufig davon dispensirt, mit so Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. sich zu befassen. Nachdem Beaumarchais dies

erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Musik, welche er den Prinzessinnen machte, für ihn durchaus keine „Musik mit ihrem Silberklange“ sei, sah er sich nach Eröffnung anderweitiger Hülfsquellen um.

Sollte er es mit der Schriftstellerei versuchen? An Vorübungen hierzu in Versen und Prosa hatte er es nicht fehlen lassen und er hatte seinen Styl namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geschickt. Der „Barbier von Sevilla“ und die „Hochzeit des Figaro“ wissen noch davon zu erzählen. Bei der Machtstellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der quecksilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geschmeidigen Formtalent unseres Mannes nicht übermäßig schwer geworden sein, als Autor, was man so sagt, einen Stand sich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anschwellenden literarischen Sturm- und Drangsymphonie ein Instrument, ein vortretendes vielleicht, zu spielen, die innerste Fiber von

Beaumarchais' Weſen ſympathiſch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von Weitem daran, daß es ihm beſchieden ſein würde, eines Tages das von Zerſtörungsjubelklängen ſtrotzende Finale dieſer Symphonie zu komponiren. Und dann ſtoßen wir hier auf Etwas, das zwiſchen den Trägern der franzöſiſchen und der deutſchen Befreiungsliteratur einen charakteriſtiſchen Unterſchied markirt. Zwiſchen der überwiegenden Mehrzahl derſelben wenigſtens.

Laſſen wir nämlich vor unſeren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiſte vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhunderte ihre ewigglorreiche Rieſenarbeit in Deutſchland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutſchen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Deſpotismus auf allen Gebieten ſiegreich bekämpft, die deutſche Aufklärung, Wiſſenſchaft und Poeſie geſchaffen, ja geradezu in unſerem Lande zuerſt eine Civiliſation, welche des Namens werth iſt, begründet haben: ſo erkennen wir, daß dieſe Heroen, dieſe unſere Heiligen, wirklich und wahrhaft vom

„göttlichen Anhauch" erfaßt und von echteſter Inſpiration getrieben waren, daß ſie aus innerſtem Herzensdrang, mit rührender Selbſtloſigkeit und opferfreudiger Begeiſterung für Menſchenwohl und Menſchenwürde ihre befreiende Miſſion zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthuſiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzoſen, nur den einzigen Rouſſeau ausgenommen. Denn berechnend und praktiſch, wie die Franzoſen ſind, haben die franzöſiſchen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre emanzipative Aufgabe nicht in der Weiſe von begeiſterten Propheten, ſondern vielmehr in der Art ſcharfrechnender Geſchäftsleute gefaßt und gethan. Um das recht deutlich zu ſehen, braucht man ſich bloß zu erinnern, wie ein Klopſtock und Kant, ein Leſſing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literariſche Stellung nahmen und verſtanden und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er ſich die Frage ſtellte, ob er die Literatur zu ſeinem „Geſchäft" machen ſollte. Seine Antwort war dieſe: — „Ich habe ſo viele arme und verachtete Schriftſteller geſehen,

daß ich die Anzahl derſelben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer ſein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren." Er iſt denn auch bekanntlich ein tüchtigſter Stahlhammer geworden, deſſen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtauſende hinabſchallen werden, ob ſich Finſterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch ſo oft auf den Kopf ſtellen mögen. Aber bekannt iſt auch, daß der kluge Mann, ſtatt die Anzahl der armen und verachteten Schriftſteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittelſt Handels- und Finanzoperationen ſich in den Stand ſetzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen ſeine weltgeſchichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß ſein „Patron", der Patriarch von Ferney, ſehr wohl und weiſe gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres ſich zu erſpekuliren, und dieſe Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der erſten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittelſt ſeiner Beziehungen

zu Mesdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienſt zu leiſten. Der Geldmann fand an Beaumarchais ſo großes Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geſchäftsmänniſche Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rath, mit Fonds und Kredit unterſtützt, ward unſer unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als ſolcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was Etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine ſo ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatſache war, wie er es heutzutage iſt. Sein Lebenlang iſt Beaumarchais von da ab ein Geſchäftemacher geblieben; durch alle ſeine buntwechſelnden, vielfachſt gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer ſchlängelt ſich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realiſt jeder Zoll, ſtets auf beſtimmte Ziele gerichtet und feſten Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächſt wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktiſch und realiſtiſch wie ein Schweizer, hat er

den Geldſack doch niemals als ein an ſich werthes Ding betrachtet und geſchätzt, ſondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedeſtal angeſehen, auf welchem die hübſche Figur des Meſſire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt ſich präſentiren ſollte. Und doch geſchähe wiederum dem Manne ſchweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der franzöſiſchen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter Nichts. Nein! Denn es war Etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloſer Thätigkeitsdrang und emanzipativer Schaffenstrieb, und er hat in ſeiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermeßlichen Kultur-Kapitals, von deſſen Zinſen das neunzehnte Jahrhundert geiſtig lebt...

Es wirkt komiſch, wenn wir unſeren Proteus, den künftigen komödiſchen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächſt als wohlbeſtallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre“ wiederfinden, was zu Deutſch ſagen will: als Oberaufſeher des Jagd-

monopols, welches im Umkreis von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem König ausschließlich zustand. Beaumarchais hatte für schweres Geld dieses Hofamt erkauft, welches ihn zum ersten Offizier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitain der Jagden, machte, ihm gewisse richterliche Befugnisse übertrug und dem Uhrmachersſohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir sehen ihn also in eigener Karrosse gravitätisch nach dem Louvre fahren, um daselbst ebenso gravitätisch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ vorzusitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung desselben bestimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhaßtesten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebtesten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien bestickten Richterstuhl eine der drückendsten Anmaßlichkeiten des Despotismus wahrend, — Frau Historia hat nicht allzu viele Bilder von so prickelnd-ironischer Kaustik in ihrem unend-

lichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unſeres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denſelben in einer von den vorhergehenden ſehr verſchiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders, und zwar auf ſpaniſchem Boden . . . Göthe hat, wie bekannt und wie ſchon erwähnt, dieſe Beaumarchais-Epiſode dramatiſirt und ein Trauerſpiel daraus gemacht, welches der klarverſtändige Merck, einer der wenigen Deutſchen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen geweſen ſind, in ſeiner rückſichtslos-wahrhaftigen Weiſe einen „Quark" genannt hat. Das Thatſächliche des Abenteuers war dieſes: — Beaumarchais' Schweſter Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schweſter Louiſe nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiſelle Caron errichteten daſelbſt mitſammen ein Modemagazin. Louiſe Caron war ſchon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der ſpaniſche Literat Joſeph Clavijo ſie im Jahre 1763

kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsverſprechen und die Verbindung ſollte ſtattfinden, ſobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er ſich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet ſtatt. Aber plötzlich bricht Clavijo ſein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen ſchweren Makel auf ſeine Verlobte. Dieſe geht ihren Bruder um Rath und Hülfe an. Meſſire Caron de Beaumarchais ſchnallt ſeinen Degen um, eilt ſpornſtreichs nach der „Hauptſtadt der Zwiebeln und der Serenaden“ und zwingt mittelſt ſeiner aus Kaltblütigkeit und Energie gemiſchten Interventionspolitik dem treuloſen Seladon eine für dieſen wenig, für Mademoiſelle Caron dagegen ſehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erſchreckt, mit einem ſo entſchloſſenen Gegner zu thun zu haben, ſucht eine Verſöhnung mit ſeiner verlaſſenen Braut und geht den Bruder um ſeine Vermittelung an. Dieſe wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächſter Tage ſtattfinden, muß er erfahren, daß

Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derselbe ihn eines mörderischen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erschlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unser Messire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Ministern, dringt zum Könige selbst, rechtfertigt sich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrlose Mann seines Amtes entsetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieses Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 spielte, ist nachmals die Frau eines in Madrid angesiedelten Franzosen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der spanischen Hauptstadt, spielend, tanzend, musizirend und liebelnd; daneben spekulirend und Projekte schmiedend. Er schrieb viel während dieser Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an seinen Vater, erotische Madrigale und satirische Couplets; aber nicht minder geschäftsmäßige Denkschriften, welche er den spanischen Ministern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine französische Compagnie organisiren, welche den Han-

del mit Louiſiana ausbeuten ſollte; er reichte einen Plan ein, die ſämmtlichen ſpaniſchen Kolonieen mit Negern zu verſorgen, und einen anderen, wie die Koloniſation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und iſt ſchlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaiſe gedeihen konnten und können, und ſo ſchüttelte denn unſer Meſſire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erſte Idee der Figuren ſeiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorſchritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odyſſeus der franzöſiſchen Literatur ſtoßen wir zuvörderſt auf einen Umſtand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutſche Verhältniſſe hinüberzublicken. Es iſt

Digitized by Google

das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier stehen sich deutscher Idealismus und französischer Realismus scharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöschlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poesie umfließt die Beziehungen Klopstocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Ernestine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und selbst des hochernsten und scharfverständigen Lessings Ehe mit Dorothea König ist voll dichterischer Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zu Emilie du Châtelet oder das Rousseau's zu Louise de Warens. Oder man stelle mit einer der klopstock'schen Oden an Cidli, mit einem der göthe'schen Lieder an Lotte, Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unseres Beaumarchais zusammen: „Ich erhole mich von den Geschäften" — aber die Wendung ist so echtfranzösisch, daß man sie schlechterdings französisch mittheilen muß: — „Je me délasse des affaires avec les belles-

lettres, la belle musique et les belles femmes.“ Iſt es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondſchein und Nachtigallengetön in ein modiſch aufgeſlittertes Kaffeehaus, wo Dominoſteine klappern und eine tadellos angezogene Dame du Comptoir lockende Blicke verſendet?

In Wahrheit, die Frauen ſind häufig genug die „Zerſtreuung, aber niemals die Beſchäftigung, die Begeiſterung oder die Qual“ von Beaumarchais' Leben geweſen. Sein Verhalten zu denſelben war niemals ein ſentimentales, ſondern allzeit entweder ein ſinnliches oder ein ſpekulatives — „ſpekulativ“ ſelbſtverſtändlich nicht im deutſch-philoſophiſchen, ſondern im franzöſiſch-geſchäftsmänniſchen Sinne genommen — und ſo verlief denn auch ſeine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen ſchien, ſeine Liebſchaft mit der jungen, ſchönen und ſcheinbar ſehr reichen Kreolin Pauline Le B....., welche Liebſchaft ihn unmittelbar nach ſeiner Heimkehr aus Madrid nach Paris ſtark beſchäftigte, in den troſtlos dürren Sand geſchäftlicher Auseinanderſetzungen von höchſt proſaiſcher Natur.

Digitized by Google

Nachdem unser Parvenu das unerquickliche Drama dieses „Délassement" durchgespielt hatte, schickte er sich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenschaften seiner ulyssеischen Persönlichkeit die eines dramatischen Autors beizufügen. Daß ein Mann seines Schlages, ein Mann der rastlosen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher schon so manche Szene der „Tragikomödie des Menschenlebens" mitangesehen und mitgemacht hatte, sich, so er überhaupt literarisch thätig sein wollte, vorzugsweise zum Drama hingezogen fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge erwarten sollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht so und Beaumarchais hat erst später erkannt, worin seine eigentliche Kraft und Mission liege. Zunächst versuchte er sich im Rührfache, welches zu dieser Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Wasser setzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literarischen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18.

Jahrhunderts der politiſchen voraufging, wie der Blitz dem Donner, auch eine bedeutſame Umwandlung, ja Umwälzung des franzöſiſchen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerſtörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geſchaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modifiziren. Es mußte ſich aber auch auf dieſem Gebiete erſt der Einfluß der engliſchen Literatur geltend machen, die Franzoſen mußten erſt mit dem Richardſon'ſchen ſentimental-moraliſirenden Familienroman und dem Lillo'ſchen Rührdrama bekannt ſein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique“ herabſteigen zu laſſen, die majeſtätiſch-ſteifleinene Dame ſo zu ſagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuſchneidern und ſie in der theatraliſchen Region anzuſiedeln, allwo Schauſpiele aufwucherten, welche man der Miſchgattung der „tragédie domestique“ und der „comédie sérieuse“ (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante“ genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bour-

geois)" zeigt den Gegensatz zum höfisch-heroischen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenspiel, an die Stelle des knarrenden Phrasenblasebalges die träufelnde Thränendrüse. Der ganze Genre ist dann auf deutschem Boden durch Iffland zu einer quasiklassischen Gestaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht übersehen, daß in den Schauspielen dieser Gattung alles Seufzergewinsels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug sich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel sentimentaler Zerflossenheit trat in diesen „bürgerlichen" Dramen für sehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand ist Nichts; aber er will Etwas, er will Alles werden.

Diesen revolutionären Instinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erstlingsdrama „Eugenie", dessen Handlung einen edelmännischen Schurkenstreich zum Angelpunkt hat. Die Censur fühlte diese oppositionelle Spitze wohl heraus und zwang deßhalb den

Autor, die Szene seines Schauspiels nach England zu verlegen und den Personen desselben englische Namen zu geben. Der ästhetische Werth des Stückes ist übrigens ein sehr geringer und selbst die theatralische „Mache“ desselben war so mittelmäßig, daß es bei der ersten Darstellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, deßhalb sein Kind aufzugeben. Er stutzte das Ding für eine zweite Aufführung besser zurecht, so daß seine zwei Vorzüge als dramatischer Autor, eine ungemeine Geschicklichkeit in der Szenirung und eine seltene Kunst des Dialogs, recht ins Licht traten, und so hatte Eugenie — die Titelrolle wurde gespielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiselle Doligny, welche acht Jahre später glanzvoll die Rosine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel schlimmer erging es unserem angegangenen Dramatiker mit seinem Schauspiel „Deux amis“, welches man als ein kaufmännisches bezeichnen kann und welches er drei Jahre später auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von derselben weggepfiffen und Grimm führte

in seiner „Literarischen Korrespondenz", wo er dieses Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intérêt*)."

Aber mochten sie pfeifen, spotten und lachen, Messire Caron de Beaumarchais hatte inzwischen anderweitig sein Schäfchen auf's Trockene gebracht, und zwar in Gestalt der jungen, schönen und reichen Wittwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unser glücklicher Glücksritter im April 1768 sich verheiratete. Leider hielt auch diese Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, starb sie schon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre später ins Grab. Die Neuigkeitsjäger zischelten, Beaumarchais habe seine Frau

*) Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Palissot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant."

vergiftet, um sie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um so mehr, da der größere Theil des Vermögens der Verstorbenen aus lebenslänglichen Renten bestanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmste hin, er wird stets begierig danach schnappen. Ganz in der Ordnung also, daß die zahlreichen Feinde unseres Parvenu, welcher, so wie er war, zahlreiche Feinde haben mußte, später denselben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmischer" signalisiren konnten. Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode seiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmachersohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine stetig aufsteigende Spirallinie heißen. Nun aber schien es mit dem Aufsteigen zu Ende zu sein. Dickes Gewölke des

Digitized by Google

Mißgeſchickes umhüllte den Weg unſeres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergerniſſes ſchlug ihm ins Geſicht. Aber der Mann hatte ſcharfſichtige Augen, ein geſundes Knochengeſtell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll ſtählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elaſtiſch gebaute Sterbliche können fallen; aber ſie fallen nie auf den Kopf, ſondern katzengleich ſtets auf die Beine, und ſie laſſen ſich durch ſo einen gelegentlichen Sturz keineswegs abſchrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenſpitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, ſchöne, reiche Frau todt, ſein Ruf als dramatiſcher Autor nicht ſehr viel über oder gar unter dem Strich, ſein Privatcharakter häßlich verdächtigt. Dazu nun kam ein Prozeß, welcher angeſtrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomiſch zu ruiniren. Dieſe Gefahr aber rief in Beaumarchais den Prozeßkünſtler wach, wie es einen ſolchen niemals wieder gegeben hat, und als der erſte Prozeß einen zweiten zeugte, diente derſelbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die

Talente unſeres Mannes zur höchſten Kraftäußerung zu ſteigern, zu einer vielſeitigen Thätigkeit, mittelſt welcher er zu einem höchſt bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem ſo glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteſte und populäriſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit geweſen iſt.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, ſtarb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlaſſung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, deſſen Erbe einer ſeiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Dieſem war die Freundſchaft, welche ſein Großoheim für Beaumarchais gehegt, ſtets ein Dorn im Auge geweſen, und da unſer Emporkömmling wohl wußte, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittelſt eines im April 1770 abgeſchloſſenen Vertrags ſeine geſchäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abſchluß zu bringen und das beiderſeitige Soll und Haben feſtzuſtellen. In der ganzen Sache hat ſich Beaumarchais, das mußte jedes unbefangene Auge ſofort er-

kennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon seines Verwandten zu sagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, sobald sein Großoheim die Augen geschlossen, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht bei Seite zu setzen, um seinen Haß zu befriedigen. Er begnügte sich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derselbe angeblich seinem verstorbenen Großoheim noch schuldig gewesen sei, zu belangen, sondern zog den Gehaßten auch wegen angeblicher Fälschung des Rechnungsabschlusses vom April 1770 vor Gericht. Der Prozeß währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Instanz durch das Parlament der Provence vollständig zu Gunsten von Beaumarchais entschieden, dessen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung gesetzt hatte und schließlich mit allen seinen Forderungen abgewiesen, außerdem aber zur Bezahlung der Prozeßkosten und zur Entrichtung von 12,000

Digitized by Google

Francs an seinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieser Prozedur fand unser zu Handen seiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslassender Prozeßkünstler Zeit und Stimmung, seinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu seinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu Anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübschen und pikanten Mademoiselle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wissend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorsichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer besagter Zerbrechlichkeit anzustellen als nur einen, und daher kann es nicht überraschen daß Mademoiselle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandseigneur, den Duc de Chaulnes, mit besagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war seiner Pflicht eine Weile sehr eifrig nachgekommen und hatte seine schöne Schützlingin unter Anderem auch mit einem Töchterlein beschenkt. Dann war der

bizarre Menſch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf ſeinem Poſten abgelöſ't, als er auf den Einfall kam, es ſei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu ſein, und folglich müßte er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph de Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homeriſchen Helden Ulyſſes und Ajax; allein alle ſeine Vielgewandtheit vermochte unſern Caron-Ulyſſes nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derſelben Stunde überfiel der wüthende Ajax ſeinen Mithüter komödiantiniſcher Tugend, überfiel denſelben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorſaß, überſchüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hauſe, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, ſchund ihm

mit ſeinen herzoglichen Nägeln das Geſicht, kurz, führte ſich wie ein beſoffener Matroſe oder wie ein Kurfürſt von Dulderland auf. Es iſt halb mitleidswerth und halb lächerlich anzuſehen, wie der Mißhandelte in dieſer kläglichen Situation ſich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Reſpekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Reſpekt ſoweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie er in ſeinem über dieſes Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft ſeines Armes dem Herzog einen Fauſtſchlag mitten ins Geſicht verſetzte.“ Herbeigerufene Polizeimannſchaft riß endlich die homeriſchen Zweikämpfer auseinander und unſer geprügelter und zerraufter Ulyſſes beſaß Elaſticität genug, eine auf den Abend dieſes Unglückstages angeſetzte Vorleſung ſeines „Barbier von Sevilla“ nicht zu verſäumen und einer zahlreichen Verſammlung ſein Stück mit Geiſt und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht

zu Ende. Der Duc de Vrillière, Miniſter des königlichen Hauſes, und das Tribunal der Marſchälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwiſchen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wiſſen, „en vertu de sa quittance“ ein ſolcher — zur Verhandlung kamen, miſchten ſich darein. Der Duc de Vrillière belegte Beaumarchais mit Hausarreſt, bis der König in der Sache ſeinen Willen kundgethan hätte. Der Gerichtshof der Marſchälle aber citirte den Arreſtanten, ließ ſich von demſelben unſchwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, ſondern auf dem Duc de Chaulnes läge, ſchickte daraufhin dieſen Grandſeigneur mittelſt eines Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarreſt Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Miniſter des königlichen Hauſes, erboſ't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs“ einen Arreſt aufzuheben, welchen er, Monſeigneur le Duc, „im Namen des Königs“ verhängt hatte, ſchickte, immer „im Namen des Königs“, den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübſche

Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eines der gehässigsten und gehaßtesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte mittelst Edikts vom 7. Dezember 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Prozeßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Er-

fahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlags ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kikericki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Prozesses zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zu-

gänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Prozeß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar *seine* Elastizität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend

kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Prozesses, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickericki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof,

ſo wie er war — das „Parlement Maupeou“ — ſeinem Mitglied Goëzman unter allen Umſtänden gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verſtand ſich von ſelbſt. Aber Einerlei, unſer Vielgewandter fühlt Angeſichts dieſer Gefahr zum erſten Male ſeinen Genius ganz und voll und ſo ſetzt er ſich hin und ſchleudert ſeine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logiſcher Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und ſchmetternden Donnern der Beredtſamkeit gewobene Offenbarungen der polemiſchen Muſe, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigſte Kunſt des unvergleichlichen Prozeßkünſtlers aber war dieſe, daß er ſich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt ſeiner Nation aufſchwang, zum Geiſt und Feuer ſprühenden Rächer der von der franzöſiſchen Juſtizpflege hunderttauſendfältig geſchädigten und geſchändeten Gerechtigkeit, zum unwiderſtehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpreſſung und Grauſamkeit zuſammengeſchwindelten Injuſtizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufſehen, welches die beaumarchais'ſchen Streit-

ſchriften erregten, war ungeheuer: ſie ſind in Wahrheit ein Ereigniß geweſen, nicht allein für Frankreich, ſondern für ganz Europa. Es wurde darin einer der wichtigſten Grundſätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetz, ſiegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies Alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, deſſen Sache ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es ſcheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerſtehen verurtheilt würde, den Entſchluß gefaßt hatte, dieſem Aeußerſten durch Selbſtmord zu entgehen. Der Urtheilsſpruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, ſeinem Amte zu entſagen und verlor ſich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem un-

Digitized by Google

endlich viel beſſeren Mann, als er ſelber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was ſoviel hieß wie: Du biſt unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du biſt bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieſes Urtheil werthete, dieſe Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie ſchon damals ein Theil der franzöſiſchen Ariſtokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime ſtand, kann ſchon die eine Thatſache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Feſt veranſtalteten. In ſeinem Einladungsſchreiben hatte der letztgenannte Grandſeigneur zu Beaumarchais geſagt: „Wir ſind aus einem ſattſam guten Hauſe, um Frankreich zu zeigen, wie es einen ſo großen Bürger, der Sie ſind, ehren ſoll.“ War das nicht auch ſchon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou iſt an der Todeswunde geſtorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geſchlagen. Daſſelbe aufzulöſen und die früheren Parlemente wiederherzuſtellen, iſt bekanntlich eine der erſten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten geweſen. Nun war für unſern „Blamirten" die Zeit gekommen, ſich entblamiren zu laſſen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entſcheid des „Grand-Conſeil" des pariſer Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, ſowie die Entſcheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Prozeß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Inſtanz gewieſen. Dort erfolgte dann, wie ſchon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunſten unſeres Prozeßkünſtlers lautende endgültige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieſer Weiſe ſeine Rehabilitation und ſein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte" Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Muſiker, Küchenſchreiber, Jagdgerichtspräſident, Duellant, Spekulant, Rührdramen-

ſchreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatiſcher Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeſchichte der unglücklichen — wenn auch keineswegs ſchuldloſen oder gar „engelreinen" — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umſtand, welcher ſehr geeignet iſt, denkender Menſchen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angſt, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature", die Halsbandgeſchichte-Lamotte, aus England, wohin ſie entflohen war, zurückkehren würde*). Die Großen der Erde, falls dieſelben Zeit hätten, Geſchichte zu ſtudiren, und Verſtand genug, ſie zu verſtehen, könnten aus dieſem Zittern der armen Königin, wie aus

*) Correspondance inédite de Marie Antoinette, publ. sur les docum. origin. par l. c. Paul Vogt d'Hunolstein. 2 édit. Paris 1864, p. 168—69. Es haben ſich gegen die Echtheit dieſer Briefe im Einzelnen Zweifel erhoben, wodurch dieſelbe jedoch im Ganzen nicht beanſtandet wird.

der ganzen Halsbandprozedur und ihren Nachwehen, Manches, ſogar Vieles lernen. Vor Allem dieſes, daß in der Stickluft des Deſpotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, ſo auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltſamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menſchen dahin führt, von ihren Vergewaltigern ſelbſt das Abenteuerlichſte und Infamſte als ſelbſtverſtändlich mit Begierde zu glauben.

Unter den zahlloſen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltſamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendſten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppoſitionelle, in England und Holland aufgeſtellte Preſſe, die häufig nur eine Schandpreſſe war, zu führen ſich veranlaßt ſahen. In dieſem Kriege ließ ſich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunſten des ſcharlachenen Laſters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter ſei, und unſer Mann hat auch nie den Anſpruch erhoben, ein ſolcher zu ſein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigſtens ſeinem Reinlichkeitsſinn

keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben müsse, sich mit der ihm aufgegebenen schmutztriefenden Mission zu befassen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach seiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti absolutes Stillschweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an seiner Rehabilitation zu arbeiten. In diesem unerträglichen Zustande befand er sich, als ihm der König durch seinen ersten Kammerdiener De la Borde sagen ließ, er könnte, so er wollte, seine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte i. J. 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Mensch gelebt haben, welcher unter dieser Umständen nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich stehe Sr. allerchristlichsten Majestät zu Befehl.“

Es lebte damals ein französischer Industrieritter niedersten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von Libellen nach Frankreich hinüberschmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie Männiglich weiß, überhaupt sehr schwunghaft betriebenes Geschäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry von Seiten dieses Bieder-

mannes die briefliche Anzeige, daß er demnächst ein Buch, dessen Heldin Madame sei, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique.“ Aufgestürmt durch die also Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom englischen Kabinett die Auslieferung des Libellisten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Gesetz und Brauch Altenglands verstößt; wenn aber Se. allerchristlichste Majestät im Geheimen eine Truppe Polizisten herüberschicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen lassen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin schickte der französische Polizeiminister wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Polizisten nach London. Allein der schlaue Morande, welcher in Paris seine Korrespondenten besaß und zwar in hohen Gesellschaftsregionen, hatte Wind bekommen, signalisirte die bevorstehende Ankunft seiner Entführer in spe geräuschvoll dem englischen Publikum und so sahen die Sendlinge der pariser Polizei ihr Unternehmen

nicht nur zum Voraus vereitelt, ſondern entgingen auch nur mit höchſter Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themſe geworfen zu werden. Stolz auf dieſen Erfolg, beeilte Morande den Druck ſeiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Verſendung nach Frankreich über Holland und Deutſchland bereit. Inzwiſchen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletiſten zu verhandeln und mit dieſer Verhandlung unſern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wußte ſich mit dem ebenſo mißtrauiſchen als pfiffigen Morande in Beziehung zu ſetzen und von demſelben zu erlangen, was der König wünſchte. Die Handſchrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es koſtete dieſe Operation 20,000 Francs, welche aus der franzöſiſchen Staatskaſſe zur Vergütung an Morande ſofort bezahlt wurden, ſowie ferner all-

jährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente sich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergernisses ausbedungen hatte. Man sieht, das französische Volk hatte den Schutz des „guten" Rufes der Scharlachenen ganz anständig zu honoriren; denn, wohlverstanden, Monsieur Morande bezog auch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten seine Jahresrente. Im Uebrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er seine schmutzige Mission möglichst säuberlich vollzog, indem er sich weigerte, dem Ansinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinsam mit der Staatshure Frankreich regierte, zu entsprechen, dem Ansinnen, die Korrespondenten und Korrespondentinnen Morande's zu erlickern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber später an Ludwig den Sechszehnten schrieb, gereichen ihm sicherlich zur Ehre: — „Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale

et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots."

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn ſeiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. ſeine Rehabilitation, fand er den König todt und deſſen Enkel und Nachfolger ſehr geneigt, von ſeiner ſo eben bewährten Geſchicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unſern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers" — erſcheinen ſollte und deſſen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderloſe Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche, gleich ihrem Gemahl, dadurch höchlich beunruhigt wurde *). Ausgeſtattet mit einem Atteſt

*) Wahrſcheinlich bezog es ſich auf das in Rede ſtehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choiſy vom 8. Oktober 1773 datirten Brief an ihren Bruder Joſeph

von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und ſtumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italiſcher Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demſelben handelseinig. Allein der verſchmitzte Sohn Israels ſuchte unſern Vielgewandten zu überliſten und nach Empfang der genannten Summe, ſowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren ſeines Machwerks, daſſelbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energiſche Vereitelung dieſes Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amſterdam, von Amſterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchſter Aufregung, im Wund-

---

äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abominables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il étoit l'auteur.“ Corresp. inéd. p. 72.

Digitized by Google

fieber — denn er iſt unterwegs bei einem tapfer beſtandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiſerin Maria Thereſia beſtürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beſchimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchaliſchen Deſpotin kam aber der in die Hauptſtadt Oeſtreichs hereingeſchneite Stürmer und Dränger ſelbſt höchſt verdächtig vor und ſie fand es bedenklich, daß „ſo ein Menſch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich ſich zu ſchaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis man ſich aus Paris Aufſchluß über ihn verſchafft hatte. Dies geſchehen, ließ man ihn laufen und die Kaiſerin bot ihm zum Abſchied ein Geſchenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er ſtolz verweigerte, wie er denn auch vom franzöſiſchen Hofe keine Bezahlung ſeiner Dienſte in dieſen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um ſeine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verurſachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche

mitsammen keinen Franc werth waren, der französischen Staatskasse eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott schon vor der Thüre stand. Und noch immer gibt es „Historiker", welche schamlos genug sind, die Finanz- und sonstige Lotter- und Luder-Wirthschaft des Ancien Régime schönfärben zu wollen!

Es liegt im Wesen der diplomatischen Geheimagentschaft, ja, wie Wissende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem sich befassen zu müssen. Ist doch die genialste Denkerin, welche Deutschland bislang hervorgebracht hat, soweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menschheit werden Diplomat und Schurke dereinst gleichbedeutend sein. In Erwartung dieser paradiesischen Zukunft sagen wir, daß unser Geheimagent zunächst allerdings noch ein weiteres mißduftendes Geschäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den schmutzigen Hergängen seiner Privat-Diplomatik verwendet und gezwungen worden war, sich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London

aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerſt unangenehm ſich machte *). Nachdem es Beaumarchais gelungen war, dem alten Abenteurer, der ſo vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu ſtopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der ſehnſüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, ſeine ſchon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Alſo wieder ein „ehrlicher“ Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beau-

*) Im Vorbeigehen ſei das wenig bekannte Kurioſum erwähnt, daß ein gewiſſer Gaillardet zur Erklärung der erzwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypotheſe aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages ſeine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterſtützt von ihrem Leibarzt, ihrem bekanntlich ſehr bornirten Gemahl weiszumachen gewußt, der Chevalier ſei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigungen eingezogen und der Letztere, um die Königin zu ſchonen, die Angabe derſelben beſtätigt, zugleich aber zur Aufrechthaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beſtändig Frauenkleider zu tragen.

Digitized by Google

marchais frisch daran, die diplomatische Gewandtheit, welche er sich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon sich umtrieben.

6.

Beaumarchais'sche Beweglichkeit kann sich jedoch nicht begnügen, nur eine Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut sind wie die unseres Mannes, fassen immer rechts und links an und bewältigen spielend die verschiedenartigsten Sachen zur gleichen Zeit. Das ist ein rastloses Agiren, Spekuliren, Prozessiren und dazu noch ein Dramatisiren, kraft dessen der „Barbier von Sevilla" am 23. Februar 1775 in Szene geht, nachdem es seinem Verfasser unsägliche Mühe gekostet, das Stück durch die Censur zu bringen, obgleich den demokratisch-revolutionären Grundgedanken desselben keiner der Herren Censoren witterte. Vielleicht, daß dieser Gedanke unserem Komöden selber nicht zu klarem Be-

Digitized by Google

wußtſein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umſtand, daß der Barbier Figaro, ein auf der unterſten Leiterſproſſe der ſozialen Hierarchie ſtehender Menſch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieſelbe in einer Weiſe durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standesperſonen, die er gängelt und leitet, überlegen iſt. Es heißt, wenigſtens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man ſagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die ſymboliſch-prophetiſche Antecipation vom nahebevorſtehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeſchichtsbühne geweſen ſei.

Der Zudrang zur erſten Aufführung war ein beiſpielloſer; aber das Stück mißfiel und La Harpe gab darüber das ſtrenge Verdikt ab: „Es hat zu Viel von einer Poſſe, ſeine Weitſchweifigkeiten haben Langeweile, ſeine ſchlechten Späſſe Widerwillen, ſeine ſchlechten Sitten Entrüſtung erregt.“ Aber Beaumarchais, längſt gewöhnt, ſeine Erfolge der Welt zu entreißen, gab ſeinen Barbier nicht ſo leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erſchien

die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeschmolzen, schon am 25. zum zweiten Mal auf den Brettern. Am 26. schrieb Frau Du Deffant an Horaz Walpole: „Gestern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweiten Mal gab. Bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen, hatte sie gestern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatscht, daß die Wände des Saals hätten bersten mögen; sie wird bis zu den Wolken erhoben." Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatischen Literatur Frankreichs entschieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgestanden wie der Schöpfer des Figaro und diese Charakterfigur durfte auf dem sozial-politischen Gebiete ganz dieselbe Bedeutung ansprechen, welche auf kirchlich-religiösem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes ist bekanntlich eine sehr alte Geschichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher seine schöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieses Stoffes ist so voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt so prächtig von Geist, Witz und Bosheit, daß

ein beſſeres Intrikenſtück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichſt drängen und häufen ſich die Kontraſte, mitunter die grellſten, im Daſein unſeres Mannes. Zur Zeit, wo er ſich ſeiner Komödie halber mit Cenſoren, Kritikaſtern, Schauſpielern und Schauſpielerinnen herumbeißt, wird ihm die abſonderliche Aufgabe geſtellt, ſeinen ſterbenden Gönner, den atheiſtiſchen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbeſakramenten ſich verſehen zu laſſen. Der Verfaſſer des Barbiers von Sevilla in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchof von Paris daran arbeitend, den „franzöſiſchen Alkibiades" — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien" ſterben zu machen, d. h. demſelben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . iſt das nicht eine der bizarrſten Szenen der tollſchönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies iſt ein bizarrer Charakterzug derſelben, daß nach dem Tode des franzöſiſchen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie geweſen war, der gelehrte Direktor dieſes Inſtituts, Monſieur Gaillard, dem Verſtorbenen

in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und so viele Andere haben, geblendet von seinem Ruhm, entzückt von seiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm besiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, sondern nur seine Unbeständigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und er bevorzugte alle.“ So leierte es noch lange weiter in der Lobpsallirung der Wüstlingschaft des Prinzen und dies geschah in feierlicher Versammlung des Instituts von Frankreich, als schon die Sturmglocken leise zu schwingen begannen....

Die weltgeschichtliche Schicksalsironie hat es, wie Jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende absolute Königthum der jenseits des Ozeans erstehenden Demokratie aufhelfen mußte. Daß und warum und wie der französische Hof mit den amerikanischen Rebellen gegen England gemeinsame Sache machte, ist sehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreisen, daß in diesem ewig denkwürdigen Unternehmen

Beaumarchais nicht nur einen Finger, ſondern eine ganze Hand hatte, daß er eines der bedeutendſten Triebräder der widerengliſchen Politik ſeines Landes, einer der eingreifendſten Bundesgenoſſen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht geweſen iſt.

Das wurde er aber erſt im Verlaufe dieſes „Geſchäftes"; denn wir ſehen ihn zuvörderſt in ſeiner alten beſcheidenen Rolle als geheimer Agent in daſſelbe eintreten. Als ſolcher iſt er im Auftrag des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigſten Miniſter, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbſt von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das franzöſiſche Kabinett über den Stand der engliſchen Parteien und ihre Stellung zur amerikaniſchen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England herübergeſchickten Agenten der amerikaniſchen „Inſurgenten" anzuknüpfen. Unſer Proteus löſ'te dieſe Aufgaben meiſterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford,

Digitized by Google

wußte er ſich einen Späherpfad in das Kabinett des engliſchen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tiſchgenoſſe von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Oppoſition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünſtigte, ſo zu ſagen auf Du und Du ſtand. Schon im September von 1775 ſandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, deſſen Darlegungen ſchließlich alſo zuſammengefaßt waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit iſt hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boſton. Das Ende der Kriſis wird ein Krieg mit Frankreich ſein.“ Im Fortgang ſeiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf dieſen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß ſie in ihrem Kampfe unterſtützen; denn falls ſie unterlägen, würden ſie ſich gemeinſam mit den Engländern gegen uns kehren.“ Zunächſt empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüſtet ſei, geheime Unterſtützungen der Rebellen

in Form von Handelsgeschäften und seine Anschauung drang im französischen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von 1776 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeschlagene eigenthümliche „Handelsgeschäft", kraft dessen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition versehen werden sollten, ins Werk zu setzen. Die französische Regierung griff dabei im Geheimen dem kühnen Händler zunächst mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der spanische Hof. Sofort begann Beaumarchais seine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüstete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geschäft, anfänglich mit so geschickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhnischen Engländer Nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältnisse an, und nachdem die Sachen so weit gediehen waren, daß

Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denſelben ſchloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauſes Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'ſche Schiff „Le fier Rodrigue" von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Inſel Granada, wo der franzöſiſche Admiral d'Eſtaing den engliſchen Admiral Byron zum Rückzuge zwang, tapfer zur Entſcheidung mitwirkte.

Allein das weltgeſchichtliche, zu Gunſten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeſchäft hatte neben ſeiner glänzenden auch ſeine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausſchuß des Kongreſſes der Vereinigten Kolonieen geſchrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen ſein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geſchickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank ſchul-

dig ſind als irgendeinem Menſchen auf dieſer Seite des Ozeans.“ Unglücklicher Weiſe hatte unſer Geſchäftsmann nicht nur ſchön klingende Worte nöthig, ſondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachſenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und ſie brachten ihn dadurch gegenüber ſeinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Hofe, nicht ſelten in die peinlichſte Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbeſiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres ſchuldete. Von dieſer ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heiſchebrief hinüberſchickte, erhielt er die überraſchende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur Nichts ſchuldig ſeien, ſondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs ſchulde.“ Auf die unabläſ-

ſigen Reklamationen von Seiten Beaumarchais' hin ließ ſich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs ſchuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorſtellungen an den Kongreß und an das amerikaniſche Volk richtete. Umſonſt. Dieſen Prozeß hat der große Prozeßkünſtler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft ſchreiender Weiſe auf ſeiner Seite war. Er vermachte denſelben ſeinen Hinterlaſſenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Prozeß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl ließ zwiſchen 800,000 Franc oder Nichts. Natürlich mußte ſie ſich entſchließen, die mit ſchnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungsſumme zu wählen. Unendlich viel anſtändiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er dieſem als Entſchä-

digung für seine in dem amerikanischen Handelsgeschäft nachgewiesener Maßen erlittenen Verluste 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der also Entschädigte seine „Hochzeit des Figaro" auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt sein wie ein glaubenseiniger Tiroler und servil wie ein deutscher Patent-Liberaler, um nicht einzusehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli von 1789 die französische Revolution thatsächlich schon in raschem Gange war. Widerstandslos mit der Zeitströmung treibend machte der arme sechszehnte Ludwig mit seinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein sehr lautredendes Zeugniß hiefür ist die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geschaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikanischen Rebellen mit Wort und That höchst bedeutend gefördert und zum Ueberfluß so eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieses letztere Unternehmen, vom Jahre 1779

datirend und während der Fortdauer des großen amerikaniſchen Geſchäftes gleichſam ſo nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft koloſſales, ein bis dahin beiſpielloſes. Zu den techniſchen und ökonomiſchen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrſchenden Klaſſen mit Wolluſt verſchlungen und wieder verſchlungen wurden. Iſt es doch eine allgemein bekannte Thatſache, daß Parlementsräthe, während ſie voltaire'ſche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buchhändler des Verkaufs dieſer Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieſelben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taſchen hatten. Selbſtverſtändlich ließ ſich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er ſich einen Rückanhalt geſichert hatte, und zwar in der Perſon des damaligen Quaſi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein dezidirter „Voltairien" war und dem Unternehmen ſeinen und

des Königs heimlichen Schutz zusicherte. Das steht unbestreitbar fest. Der gute Gudin, Beaumarchais' treuester Freund und begeisterter Denkwürdigkeitenschreiber, Gudin, welcher für unsern Freund das gewesen, was Spucknapf Boswell für Johnson war, mag das Faktum ein Bißchen zu sehr dramatisirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Gesammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu lassen. (Es war dieses Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Czarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windstöße, losgelassen, um die französischen Schöngeister in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieser Neuigkeit spornstreichs zum Grafen Maurepas nach Versailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollständiger Voltaire zuerst bei den Barbaren von Russen erschiene!" — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wissen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwischen den Klerus und das Parlement, welche mitsammen nur allzusehr den Nachtvögeln gleichen,

die ſich über das Licht des Tages erboſen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indeſſen, die Sache ließe ſich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unſerem Lande nur einen Mann, welcher eines ſolchen Wagniſſes fähig wäre." — „Wer iſt der Mann, Herr Graf?" — „Sie." — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und laſſen mir das ganze Unternehmen konfiszíren, wie dann?" — „Hm, wiſſen Sie was? Wagen Sie friſch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen ſchützen und verſpreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parentheſe) — Ihnen ſeinen Schutz angedeihen laſſen ſoll."

Daraufhin ging unſer Vielgewandter tüchtig ins buchhändleriſche Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Beſitze deſſelben befindlichen, handſchriftlich hinterlaſſenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht ſehr bedeutenden

Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogesen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daselbst eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde der Gesammt-Voltaire in 162 Bänden (Oktav- und Duodezausgabe zusammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare starken Auflage gedruckt — die ersten Bände erschienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieser Masse von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuschmuggeln, was kaum möglich gewesen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger gesehen. Zwar war Voltairien Maurepas schon 1781 mit Tod abgegangen, zwar bliesen die Pfaffen die Posaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juristen-Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invasion Gesammt-Voltaire's in Frankreich; allein unser Ulysses-Buchhändler hatte sich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beschützer seines Unter-

nehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Miniſters, dem Abbé de Calonne, ausgeſucht feine Diners gab. Im Uebrigen iſt zu ſagen, daß die Voltaire-Spekulation, vom Standpunkt des Geldſacks angeſehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig ſehr ſatt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu leſen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feſte Abnehmer. Seine Verluſte bei dieſem Unternehmen ſind daher enorme geweſen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Luſt, ſich Viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unſer Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbſtzweck anzuſehen, ſich groß um Geldverluſte kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe ſeines Daſeins ſich erhob? Ganz im Gegen-

Digitized by Google

theil! Um leichter emporzuſchweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, proſaiſch zu ſprechen, ſagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung ſetzte, um ſeine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne zu bringen, auch dieſes anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandſeigneurs und Petitemaitreſſes, von Literaten und Komödianten ſich anpumpen zu laſſen. In der That, es befanden ſich unter ſeinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinſen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Dienſten“ zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmenſch von Praktiker, unſer Vielgeſtaltiger und Vielgewandter. Er wußte, was das „Eine Hand wäſcht die andere“ zu bedeuten hat in dieſer ſchmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — ſo errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaſchenwerdens ſehr bedürfen.

Wohl, er hatte alſo inmitten ſeiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsſpekulant, als kriegführende Macht, Prozeßkünſtler, Buchdrucker,

Digitized by Google

Buchhändler und Voltaire-Schmuggler ſeine große Streitkomödie geſchrieben: „Le mariage de Figaro.“ Ein pulſirendes, explodirendes Ding von Luſtſpiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüderlich-luſtige Geſellſchaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche ſich über das allerliebſte Geſprühe und Geprasſel dieſer Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher ſeinem Diener Figaro deſſen Schätzchen abſpenſtig machen will, aber ſchmählich abgeführt, von dem Diener überliſtet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter Nichts. Aber wie iſt das in Handlung geſetzt! So, daß, wer ſehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro ſchon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren beſaß, aus dem Hintergrunde der Bühne ſchon die Fallbeilſchläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es ſolche Augen und Ohren? Es ſcheint, und wunderlicher Weiſe ſcheinen ſie in und an dem, wie man leider geſtehen muß, etwas ſehr ſchafsmäßig gebildeten Antlitz des armen ſechszehnten Ludwig geſeſſen zu haben. Man kennt aus den Memoiren

der Madame Campan die Szene, wo ſich der nicht uneinſichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von beſagter Madame die ſeit dem Ende des Jahres 1781 handſchriftlich umlaufende neue Komödie vorleſen ließ. Als die Vorleſerin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifeſt des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das iſt abſcheulich! Dieſes Stück ſoll niemals aufgeführt werden! Man müßte die Baſtille zerſtören, falls die Aufführung dieſer Komödie keine gefährliche Inkonſequenz ſein ſollte. Dieſer Menſch verhöhnt ja Alles, was an einer Regierung zu reſpektiren iſt.“ Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß ſie „die Hochzeit des Figaro“ nicht ungern auf den Brettern ſähe: „Alſo das Stück kommt nicht zur Aufführung?“ — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können ſich darauf verlaſſen...“ Ach ja, man konnte ſich auf die Feſtigkeit des armen Schloſſerlehrlings von König verlaſſen. „Nie ſoll dieſes Stück aufgeführt wer-

den!“ hatte er gesagt und, siehe, am 27. April 1784 wurde die Hochzeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit sehr gemischten Gefühlen mitansehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung setzen mußte, um seine Komödie zur Darstellung zu bringen, — er, der so eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama gewesen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen versuchen — eine unermeßliche Wohlthat für die Menschheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unser Mann aus dem historisch-heroischen Fache, in welchem er so eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgesunken, so kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Prozeß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie Jedermann

weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer französischen Staatsfrage zu machen. Es bildete sich zu Gunsten der Darstellung des Stückes eine Verschwörung, an welcher Minister und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, Alle sich betheiligten, welche irgendwie zur „Gesellschaft" gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtlosen agitirten für den Figaro, nein, auch so anerkannt ehrsame und tugendhafte Personen, wie die Prinzessin von Lamballe, verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Szene gehen zu sehen. Es ist, entgegen den Angaben der Madame Campan, jetzt erwiesen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenso, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronsac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Duchessen, Marquis und Marquisen, Comtes und Comtessen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Massen signalisirt zu werden."

Digitized by Google

Und so geschah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von sechszehntem Ludwig dem Figarosturm auf die Länge widerstehen können? Nachdem er sich erst die Erlaubniß, daß die „Hochzeit" vor der Crême der höfischen Gesellschaft im Landhause des Grafen von Vaudreuil zu Gennevilliers gespielt werden dürfe, hatte entreißen lassen, war kein Aufhalten mehr. An dem schon bezeichneten Apriltage von 1784 erschien das „abscheuliche", das „niemals zu spielende" Stück auf den Brettern des Theater Français, dessen Eingangsthüren von der vornehmen Menge schon am Morgen belagert und förmlich erstürmt wurden, so daß in dem Gedränge drei Personen den Erstickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Szene zu Szene begleitete, steigerte sich bis zur Raserei. Der Erfolg war ein beispielloser. Achtundsechzig Darstellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française" nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfasser zufielen, ohne daß unter dieser Summe die

Einnahme der 50. Aufführung begriffen gewesen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunsch und Bestimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an dessen weiches Herz die Armen und Verlassenen nie vergeblich appellirten. Es ist sogar erwiesen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beschimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Christenthum belfern, puhsten und zetern, bekanntlich wenig wissen.

Selbstverständlich war der Schöpfer des Figaro nach seinem jüngsten beispiellosen Triumph nicht minder Gegenstand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literarischen Lumpenhunde kläfften ihn neidisch an. Einen der Kläffer, einen gewissen Suard, dessen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geschleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence ermuthigt, ja sogar, wie man sagte, redigirt wurden, fertigte unser Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger besiegt

habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablaſſen, eine Wanze zu züchtigen?" Aber —

„Ach, der ſchrecklichſte der Schrecken
Iſt der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Geſtank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze ..."

Wanze und Kompagnie wußten es nämlich dahin zu bringen, dem guten ſechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern" Beaumarchais' ſeien eigentlich er, der König, und ſeine Frau Marie Antoinette verſtanden. Ludwig, deſſen Sanftmuth mitunter ſtarken Anwandlungen von Jähzorn weichen mußte, ließ ſich durch dieſe abſurde Einflüſterung ſo zur Wuth ſtacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltiſche ſitzend, auf der Rückſeite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das ſchimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüſtlinge, Verſchwender und Schuldenmacher, ge-

Digitized by Google

bracht wurde. Die Entrüſtung über dieſen Akt brutaler Gewalt, welcher an die ſchlimmſten Zeiten deſpotiſcher Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch raſch zur Erkenntniß des begangenen Mißgriffs und ordnete ſchon nach fünf Tagen die Freilaſſung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem mißhandelten Manne eine Genugthuung zarteſter Art geben und ſo erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engſten Hofcirkel nach Trianon, um daſelbſt einer Aufführung ſeines „Barbier von Sevilla" auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette ſelber ſpielte hiebei die Roſine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva... Alſo leckte und lohte das revolutionäre Feuer ſchon i. J. 1785 in die innerſten Gemächer des Königthums hinein und die unſeligen Menſchen da drinnen ſpielten mit dem ſcheinbar harmlos-ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos-verzehrenden Element. Daß zur Wirkſamkeit dieſes Feuers in den Maſſen von allen franzöſiſchen Autoren ſeines Jahrhunderts

Beaumarchais durch seine zwei großen Streitkomödien das Meiste beigetragen hat, ist Wissenden wohlbekannt.

8.

Nun aber ist die Arbeit unseres Vielgestaltigen und Vielgewandten gethan und seine Mission zu Ende. Denn die Losung lautete jetzt: Plänkler zurück und die Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaise kein Raum mehr darauf. Also sehen wir denn unsern Mann von der Sonnenhöhe seines Ruhms, seines Glückes und seiner Volksbeliebtheit rasch bergabwärts gehen, und das Gestirn, welches in so wechselnden Brillantfarben gespielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöschen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichster Rüstigkeit zu spekuliren, zu prozessiren und zu dramatisiren; allein sein

Digitized by Google

fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachſpiele oder auch unerquickliche Nachwehen ſeiner früheren Anſtrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt ſich der Prozeß Beaumarchais contra Kornmann-Bergaſſe neben dem Prozeß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waſchlappig der Operntext „Tarare“ (1787) und das Rührſtück „La mère coupable“ (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat ſeine Zeit!“ ſpricht der Koheleth und der ſkeptiſche Weiſe hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann ſeine Zeit um iſt! Aller Anfang iſt ſchwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören iſt eine noch ſchwierigere Kunſt....

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenſtrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Baſtilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Prozeßkünſtlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Baſtille gegenüber und wie derſelben zum Trotz, erbaute er ſich ein Prachthaus,

Digitized by Google

deſſen Bau und Einrichtung ihm nicht weniger als 1,663,000 Francs koſteten. Aus den Fenſtern dieſes i. J. 1789 noch nicht ganz vollendeten Narrenſchloſſes („folie“), wie Napoleon ſpäter das koſtſpielig-bizarre Ding ganz richtig bezeichnete, ſah der Schöpfer Figaro's am 14. Juli den auf die alte Zwingburg ausgeführten Sturm mit an. Wer aber im Falle war, den Baſtilleſturm aus den Fenſtern ſeines Hauſes mitanzuſehen, welches mehr als anderthalb Millionen gekoſtet hatte, der konnte unmöglich dem Schickſal entgehen, für einen „Ariſtokraten“ zu gelten, und da ariſtokratiſch und verdächtig bald Wörter von gleicher Bedeutung waren, ſo wurde unſer Sieur Caron de Beaumarchais binnen Kurzem ein Gegenſtand, auf welchen ein zum Sankt Jakobus und zur Sainte-Guillotine betender Patriotismus mit Argwohn zu blicken ſich veranlaßt ſah. Ein bedenklicher Umſtand ohne Frage, wenn man erwägt, daß die mit der rouſſeau-robespierre'ſchen Republik ſchwangergehende Dame Revolution dem abſonderlichen Gelüſte nachgibt, nicht allein ihre Kinder, ſondern auch ihre Väter zu verſchlingen

Glücklich Voltaire und Diderot, daß sie i. J. 1793 nicht mehr lebten; denn sie wären dem „Rasoir national“ schwerlich entgangen. Daß Beaumarchais demselben entging, kann für ein halbes oder ganzes Wunder gelten.

Er wollte nicht emigriren, obzwar es gar nicht nach seinem Geschmacke, daß die Witze Figaro's in blutigen Ernst übersetzt wurden. Er konnte auch nicht stillsitzen in seinem prächtigen Hause am Bastilleplatz; er mußte spekuliren und prozessiren, das war sein Lebenselement. Gewiß kam auch noch eine patriotische Regung dazu, um ihn anzueifern, zu Anfang des Jahres 1792 der Regierung seine guten Dienste anzubieten. Zunächst zu dem Zwecke, dem Mangel des Staats an Waffen abzuhelfen. Er übernahm es, 60,000 Gewehre zu liefern, die er aus Holland kommen lassen wollte. Inzwischen kam der 10. August und fegte König, Thron und Regierung weg. Am folgenden Tage stürmte eine Pöbelschar das Prachthaus unseres Spekulanten, welchem es zuvor noch gelungen war, seine dritte Frau und sein einziges Kind Eugenie nach Havre zu retten. Die

Digitized by Google

wüthende Menge durchwühlte das Innere der „Folie“ von Unten bis Oben, „sans cependant soustraire une épingle“, weil man ihr weisgemacht hatte, der Aristokrat Beaumarchais habe sein Haus zu einem heimlichen, mit Waffen vollgestopften Arsenal für Monsieur und Madame Veto gemacht. Obgleich der Augenschein die lächerliche Grundlosigkeit dieser Anschuldigung zeigte, verfügte der Sicherheitsausschuß der Commune dennoch die Verhaftung von Beaumarchais, welcher bekanntlich am 23. August in die „Abtei“ gebracht wurde, wenige Tage später eine Hauptszene der Septemberblutorgie. Zum Glück für unsern Gefangenen fiel dem Prokurator der Commune, Manuel, ein, daß er früher verschiedene Händel mit Beaumarchais gehabt und daß sich der berühmte Komöde höchst geistreich über ihn lustig gemacht habe. Wie wär' es, wenn ich eine „edle Rache“ an meinem Gegner nähme? denkt Manuel und thut so, indem er am 30. August nach der Abtei eilt und Beaumarchais befreit.

Unerschüttert durch die Gefahr, daß die Säbel der Septembermörder so zu sagen haarscharf über

ſeinen Kopf hingeſtrichen, nimmt unſer Mann ſein 60,000 Gewehre-Geſchäft wieder auf, in welches er 745,000 Francs geſteckt hat und eilt, den Gang deſſelben zu beſchleunigen, mit einem Regierungspaß verſehen nach dem Haag. Hier lieſ't er am 1. Dezember in der Zeitung, daß er in Paris der Verſchwörung gegen die Republik, der heimlichen Korreſpondenz mit Ludwig dem Sechszehnten und der Verſchleuderung öffentlicher Gelder angeklagt ſei. Unter dieſen Umſtänden nach Paris zurückkehren, heißt ſeinen Kopf in einen Tigerrachen ſtecken; aber unſer furchtloſer Ulyſſes wagt es. Im März von 1793 finden wir ihn wieder in der franzöſiſchen Hauptſtadt, wo jetzt „La Terreur" dunkelroth zu wirthſchaften angefangen hat. Er läßt ein Mémoire drucken, in welchem er die gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen nicht nur energiſch zurückweiſ't, ſondern auch ſeine Verleumder mit äußerſter Kühnheit angreift. „Ich bin — mit dieſen Worten begleitete er das Exemplar ſeiner Denkſchrift, welches er dem Nationalgardekommandanten Santerre überſendet — ich bin gekommen, meinen Kopf dem

Schwerte der Justiz zu überliefern, so ich nicht den Beweis beibringe, daß ich ein großer Bürger."

Der kühne Mann — es gleicht, wie schon gesagt, einem halben oder ganzen Wunder! — wurde nicht guillotinirt; aber der Wohlfahrtsausschuß gab ihm auf, die unglückseligen 60,000 Gewehre endlich zu beschaffen, welche derweil die Engländer in Holland mit Beschlag belegt hatten. Um die Waffen loszueisen, geht Beaumarchais, weiland Geheimagent des inzwischen hingerichteten Königs, als „Kommissär der Republik" unter dem Namen Pierre Charron abermalen nach Holland. Seine Bemühungen führen ihn im Zickzack von Amsterdam nach Basel, von Basel nach Hamburg, von Hamburg nach London. Aber während er allen seinen Witz aufbietet, um den so zu sagen unmöglichen Auftrag des Wohlfahrtsausschusses zur Vollziehung zu bringen, setzt daheim in Paris der Sicherheitsausschuß den geheimen Agenten des Wohlfahrtsausschusses auf die Liste der Emigranten, d. h. der Proskription, und belegt sein unbewegliches und bewegliches Eigenthum mit Beschlag. Noch mehr — und dies kennzeichnet traurig-deutlich das

anarchiſche Durcheinander dieſer Baſtard-Republik — die von Havre nach Paris zurückgekehrten Angehörigen unſeres Vielgewandten, deſſen Vermögen durch das ſchließlich gänzlich mißlungene Gewehrgeſchäft einen tödtlichen Schlag empfing, die Frau, die Tochter und die Schweſter von Beaumarchais wurden auf Anordnung des Sicherheitsausſchuſſes eingekerkert und hätten ſicherlich „la fatale charrette“ beſtiegen, falls nicht wenige Tage nach ihrer Verhaftung der 9. Thermidor dem Blutregiment, welchem er keineswegs ein Ende machte, eine andere Richtung und demzufolge den drei Citoyennes Caron die Freiheit gegeben hätte.

Derweil ſaß der geächtete Flüchtling Beaumarchais zu Hamburg in einer kahlen, kalten Dachkammer und mußte erfahren, wie es thut, wenn die garſtige Megäre, die Sorge um das tägliche Brot, einem dreiundſechzigjährigen Exilirten in die grauen Haare greift. Erſt nach Einſetzung der Direktorialregierung konnten ſeine Angehörigen die Streichung des Verbannten von der Emigrantenliſte erlangen und ſo kehrte er im Juli 1796 nach Frankreich zurück,

Digitized by Google

verheiratete seine Tochter mit einem braven jungen Mann, welcher später einer der angesehensten Bourgeois von Paris geworden ist, und dann ging er mit Jünglingsfeuer daran, die Regierung prozeßkünstlerisch zu zwingen, ihm wenigstens seine Baarauslagen im mehrerwähnten Waffenhandel zurückzuerstatten. Im Januar von 1798 gelangte er zwar nicht zu seinem Gelde, doch aber zu der förmlichen Anerkenntniß, daß ihm die Republik 997,875 Francs schulde.

Dies war der letzte Erfolg, welcher — freilich weit mehr Schein als Wirklichkeit, denn die Republik schuldete zwar, bezahlte aber nicht — dem alten Kampfhahn im bunten Prozeßgang seines ruhelosen Daseins zu Theil geworden. Das letzte Lebensjahr des Greises — er selbst zeichnet sich in einem aus dieser Zeit stammenden Vers als „un bon vieillard grand, gris, gros, gras“ — verlief friedlich und ein freundliches Wort, welches ihm der jugendliche Sieger Bonaparte brieflich aus Italien sagte, mag einen Freudenschimmer darauf geworfen haben. Hiebei ist erwähnenswerth, daß Bonaparte, welcher

ja bekanntlich auf seinen italischen und ägyptischen Siegesflügen den Ossian und den Werther las, in Beaumarchais nicht den streitkomödischen Schöpfer des Figaro, sondern den Rührdramatiker schätzte: — („Je saiserai avec plaisir toutes les circonstances qui se présenteront de faire la connaissance de l'auteur de la Mère coupable"). Figaro's Hochzeit hat Napoleon, wie Jedermann weiß, auf Sankt Helena als die „révolution déjà en action" beurtheilt und verurtheilt. Der große Despot vermochte auch nach seinem Sturze den Gedanken einer Opposition noch nicht zu ertragen.

Beaumarchais seinerseits hat die bittere Enttäuschung unzähliger Zeitgenossen, daß Bonaparte's so hoffnungsschön aufgegangenes Gestirn zum Irrstern wurde, welcher kaiserwahnwitzig die Welt durchrasete, nicht mehr miterlebt. Nachdem er noch mit Geist und Feuer ein Mémoire über den schnöden Gesandtenmord bei Rastadt niedergeschrieben, ist er in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 tödtlich vom Schlage betroffen worden. Friede und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Rastlosen, welchen

Digitized by Google

der Tod ſo plötzlich zur Ruhe gebracht hatte, — er, der große Beruhiger, welcher, ſo die altgewordenen Kinder ſich müde gearbeitet mit Hacke und Hammer, mit Feile und Feder, mit Fibel und Bibel, und ſich müde geſpielt haben mit den Rechenpfennigen der Leidenſchaften oder mit den Seifenblaſen des Ruhms, mehr oder weniger freundlich zu ihnen ſagt: — Geht ſchlafen, ihr Verbrauchten und Unnützen, damit für Friſchlinge Raum werde auf der ewigen Ringbahn des Lebens!

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Aspaſia	1
Meſſalina	59
Das Theater im Mittelalter	117
Ninon de Lenclos	143
Ein König-Narr	181
Beaumarchais	239

Berichtigung.

S. 76, Z. 8 v. u. ſtatt „glatzköpfig und ſtarkbärtig“ iſt zu leſen „glatzköpfig, ſonſt aber ſtarkbehaart“ (circa verticem capillo nullo, hirsutus cetera).

Digitized by Google

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Studien.

II.

Digitized by Google

To hold, as 'twere, the mirrour up to nature; to shew virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time, his form and pressure.

Shakspeare.

Digitized by Google

Studien

von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Das rothe Buch	1
Weimar und Paris	27
Fichte	97
Oktoberfeuer	141
Ein Dies irae	191
Der Dezemberschrecken	291

Digitized by Google

Das rothe Buch.

Digitized by Google

1.

Voltaire, welcher, genauer angeſehen, weit ernſter geſtimmt war als oberflächliche Betrachter von dem Verfaſſer der Pucelle wiſſen, hat eines Tages die Aeußerung gethan, daß Einer, der ſich anhaltend mit hiſtoriſchen Studien und Arbeiten befaßt habe, nicht mehr fähig ſei, mit rechter Freude in das Leben zu blicken. In Wahrheit, es bedarf nur etwa noch eines Anfluges von Hypochondrie, um den Geſchichtekundigen zu der peſſimiſtiſchen Anſicht zu verleiten, die griesgrämig-religiöſe Anſchauung von unſerer Erde als einem „Jammerthal" ſei doch nicht ſo ganz ohne, ja, dieſes Jammerthal ſei geradezu nicht mehr und nicht weniger als eine Bühne, worauf Narren und Schurken das Drama agiren, welches Weltgeſchichte zu nennen ſie mit einander übereingekommen.

Digitized by Google

Auch wenn ſich der Säure des Peſſimismus die Süßigkeit des Humors beimiſcht, wird es der letztere kaum zu einem größeren Zugeſtändniß bringen als zu dieſem, die Komödia humana habe häufigſt bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Komödia diabolika und Thoren und Schelme ſpielten in derſelben unbeſtritten die Hauptrollen.

Feſte Nerven gehören dazu und ein ſolid angelegtes Kapital von geſundem Menſchenverſtand iſt erforderlich, um hiſtoriſches Wiſſen mit unbeirrbarer Urtheilskraft zu verbinden, mit einer Urtheilskraft, welche in dem ungeheuren Wirrſal disparater, in ihren Einzelnheiten wenig erbaulicher oder auch geradezu anwidernder Erſcheinungen das ewige Grundgeſetz einer unendlich langſamen und ſchwierigen, aber ſtätigen und unaufhaltſamen Entwickelung nicht aus den Augen verliert. Der weltgeſchichtliche Entwicklungsproceß wäre aber keiner, könnte keiner ſein, ſo er nicht ein ſittlicher. Die ſittliche Idee iſt demnach die Seele der menſchlichen Civiliſation, d. h. der vorſchreitenden Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts. Der negative Motor dieſes Vor-

ſchritts heißt Schuld, der poſitive Vergeltung. In der That, der ganze Verlauf der Weltgeſchichte iſt nur eine unendliche Notenfolge zum Texte des Jus Talionis. Schiller, an deſſen geſchichtlichen Verſuchen der gemeine Neid ſylbenſtechender Kleinmeiſterei früher ſchon und neueſtens wieder den gewohnten Kitzel, „das Stralende zu ſchwärzen", geübt hat, Schiller, welcher mehr hiſtoriſchen Sinn beſaß als Dutzende von zunftmäßigen Hiſtorikern zuſammen, er ſah mit Augen, wie ſie eben nur Sehern, nicht aber Sitzfleiſchern vom Genus der gedankenlos-gelehrten Wiederkäuer gegeben ſind, die große „Vergelterin thronen mit des Gerichtes Wage."

Solchen ſehenden Augen ſichtbar, thront ſie auch an Orten, wo man ſie wahrlich nicht vermuthen ſollte. Als im Sommer von 1863 auf dem deutſchen Fürſtentag zu Frankfurt — dieſem weltgeſchichtlichen Armuthszeugniß, welchem ſich an ſchneidender Schärfe nur etwa das in der Zeit von 1848—49 in derſelben Stadt geſchwatzt habende deutſche Parlament gleichſtellen läßt — der Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich es ausſprach, daß

„der deutschen Nation bislang die Mittel politischer Entwickelung entzogen gewesen seien", da hat er wohl nicht daran gedacht, daß er das Sprachrohr der „Vergelterin" sei, welche ihn, den Erben der Lothringer-Habsburger, wenn auch in mildester Form, über seinen Großvater Franz und dessen Metternich, über Friedrich Wilhelm den Dritten und dessen Hardenberg, über die deutsche Fürstenschaft der Vergangenheit und der Gegenwart, über die Heilige-Allianz-Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz das auf Schuldig lautende Verdikt, den gerechten Verdammungsspruch fällen ließ.

„Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!" Dieses Wort, von dem unglücklichen Relejeff im Jahre 1825 am Strande der Newa gesprochen und wie ein slavisches Echo des bekannteren schiller'schen klingend, tönt uns auch aus allen Akten und Szenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche französische Revolution betitelt ist und immer und immer wieder die Blicke denkender Menschen auf sich zieht.

Es hat lange gewährt, bis eine allseitig unbe-

fangene und gerechte, eine wahrhaft hiſtoriſche Anſchauung und Würdigung des ungeheuren Ereigniſſes an die Stelle des blindeifrigen Für und Wider getreten iſt. Denn obzwar in Wurzeln und Anfängen ein Produkt zwingender Nothwendigkeit, wurde die Revolution mit einem Fanatismus, welcher dem chriſtlich-frommen der Autos de Fé, der Bartholomäusnächte und Dragonnaden Nichts nachgab, mit einer Leidenſchaftlichkeit durchgeführt, welche rechts und links wiederum Leidenſchaften entzünden mußte. Unmittelbar unter den Eindrücken der Schreckenszeit und ihrer Nachwehen wurde es guter Ton, die Revolution in Bauſch und Bogen zu verdammen. Dann kam Napoleon, um mit ſeinem Gloire-Lack die verblaßten Züge der Liberté vollends zu überpinſeln. Hierauf erfüllte das Heilige-Allianz-Elend die Welt, eine Zeit, wo die Menſchen- und Völkerrechte förmlich in Acht und Bann gethan wurden und eine zwiſchen Opiumrauſch und Blödſinn ſchwankende Romantik den geſunden Menſchenverſtand als den ärgſten aller Verbrecher verfolgte. Da war es denn ganz in der Ordnung, daß die armſeligſt-ſervilen

Digitized by Google

Kapuzinaden gegen die glorreichen Ideen und titanischen Thaten der französischen Staatsumwälzung hergegeifert wurden. Nun aber erfolgte ein Umschlag. Die allmälig wieder sich sammelnde und kräftigende Vorschrittspartei in Europa und vorab in Frankreich griff — gerade wie die Reaktion ihrerseits auf das Mittelalter zurückgegriffen und dasselbe zweckdienlich schöngefärbt hatte — auf die Erinnerungen der Revolution zurück und stutzte dieselben zweckdienlich zu, die Lichtseite in die volle Beleuchtung rückend, die Schattenseite unter der Draperie achselzuckender Phrasen möglichst verbergend. So kam es, daß in den Händen der Parteien die Geschichte der französischen Revolution zu einem bloßen „Phantom" ward, an welchem die Einen die Gottgefälligkeit des Obskurantismus und Despotismus, die Andern die Vorzüge des Liberalismus und Demokratismus demonstrirten.

Endlich aber sind wir doch dazu gelangt, ohne so oder so gefärbte Parteibrillengläser uns das grandiose Revolutionstrauerspiel anzusehen, welches den aristotelischen Satz, daß die Tragödie da sei, um durch

Schrecken und Mitleid zu wirken und dadurch die Leidenschaften zu reinigen, welthistorisch illustrirt. Wir wissen jetzt, daß wir ein ungeheures Wechselspiel von Schuld und Sühne, von Frevel und Strafe vor uns haben, und unter allen gebildeten Nationen Europa's sind Geschichtschreiber von bedeutenden Gaben und lauterem Willen aufgestanden, um uns die einzelnen Akte und Szenen des beispiellosen Drama's bis ins Einzelne und Einzelnste hinein vor Augen zu führen. Auch ist eine bewundernswerthe Geduld und Mühwaltung darauf verwendet worden, die tausendfach verschlungenen Fäden der Revolutionsursachen bloßzulegen. Gerade in dieser Richtung ist jedoch Manches noch zu thun, um insbesondere der fortgesetzten bedientenhaften Schwarzmalerei des großen Ereignisses gegenüber deutlicher aufzuzeigen und klarer zu veranschaulichen, daß die Revolution mit allen ihren Schrecken nur die naturnothwendige, unausbleibliche Vergeltung der Verschuldung des Ancien Régime gewesen ist.

Für diesen Satz wird die nachstehende Episode aus der Geschichte der konstituirenden National-

Digitized by Google

verſammlung einen unwiderleglichen, einen ſo zu ſagen mathematiſch-ſtrikten Beweis beibringen.

2.

Zu Ende Novembers von 1789 benachrichtigte der redliche, ſtrenge, aufrichtig-fromme Janſeniſt Camus die Nationalverſammlung, daß ein geheimes Verzeichniß der höfiſchen Verſchleuderungen der Staatsgelder exiſtire, welches den Titel „das rothe Buch“ führe. Dies hieß der Verſammlung ein ſehnlich begehrtes Wild zeigen und den Jagdruf erheben. Alsbald begann auch die Hatz.

Camus hatte es eigentlich nur darauf abgeſehen, durch Einſicht in den „Livre rouge“ dem Penſionenunweſen zu Leibe gehen zu können. Allein das Rothe-Buch-Skandal nahm raſch viel größere Dimenſionen an: — es wurde ein tüchtigſter Hebel zum Umſturz der Monarchie.

Die Nationalverſammlung beſchloß auf die er-

Digitized by

wähnte Anregung hin, es solle die Liste sämmtlicher Pensionäre des Hofes veröffentlicht und zu diesem Ende das rothe Buch gedruckt werden. Dieser Beschluß jagte dem Finanzminister Necker, welcher die Geheimnisse des rothen Buches gar wohl kannte, gewaltigen Schrecken ein und er wußte seine Bedenken, so viel Schmähliches bekannt werden zu lassen, auch dem Finanzausschuß der Nationalversammlung einzuflößen. Minister und Ausschuß wollten die widerwärtige Sache mittelst etwelchen parlamentarischen Hokuspokus, wie ja Minister und Ausschüsse solchen in derartigen Fällen immer bei der Hand haben, vertuschen. Aber das ging nicht. Der unerbittliche Camus gab keine Ruhe und zudem waren die Ausflüchte, die Bekanntmachung des geheimen Ausgabebuches zu unterlassen, gar zu dumm. Entblödete man sich doch sogar nicht, mit der kläglichen Lüge vor die Nationalversammlung zu treten, die Veröffentlichung des rothen Buches sei fast eine Unmöglichkeit, da die Druckkosten kaum weniger als 280,000 Livres (!) betragen würden. Die Versammlung beantwortete diese ungeheuerliche Dummheit damit, daß sie das

Anerbieten des Pariſer Buchdruckers Baudoin, das Buch gratis zu drucken, annahm.

Necker ſtand auf glühenden Kohlen oder ſaß auf Nadelſpitzen. Er hat eben auch in dieſer Angelegenheit, wie auf ſeiner ganzen Laufbahn bewieſen, daß er nur in den Augen ſeiner Tochter ein großer Menſch und Miniſter geweſen iſt. Die Tragweite ſeines Blickes ging im Grunde niemals über die Wände eines Bankier-Komptoirs hinaus. Statt den Argwohn, welchen die Exiſtenz des rothen Buches wachgerufen, durch raſche Veröffentlichung deſſelben und durch den leicht erbringlichen Nachweis, daß es auch etliche für den Staatsdienſt mehr oder weniger nothwendige Ausgabepoſten enthielte, zu dämpfen und zu mindern, mehrte und durchgiftete er vielmehr dieſen Argwohn durch eine ängſtliche Heimlichthuerei und ſetzte dem laut und lauter anſchwellenden Ruf: „Das rothe Buch! Das rothe Buch!“ welchen die Nationalverſammlung und die Preſſe alltäglich erhoben, wahrhaft kindiſche — Neckereien entgegen. Bald hieß es, das unſelige Buch befände ſich gerade in den Händen des Königs; bald, der Herr Mini-

ſter habe dermalen keinen Augenblick Zeit, mit dieſer Sache ſich zu befaſſen; bald, der Herr Miniſter ſei krank und gänzlich außer Standes, ſeinen Drangſalirer Camus — (möchte ihn doch der Teufel holen!) — zu empfangen. Aber der hartnäckige Janſeniſt ließ nicht ab von der Fährte des Wildes, und da ſeine Geduld zu Ende, ſo erhob er in der Sitzung vom 5. März 1790 ſo beſtimmte und herbe Klagen gegen Necker, daß die Verſammlung mittelſt eines ernſten und bündigen Votums dem Miniſter aufgab, das rothe Buch ihrem Penſionsausſchuß auszuliefern, deſſen Obmann Camus.

Noch zehn Tage zog Necker die Sache hin, dann aber, am 15. März, theilte er in Gegenwart ſeines Kollegen Montmorin dem genannten Ausſchuß das Buch mit, deſſen Einband von rothem Marokkin ſo viele häßliche Myſterien umſchloß. Die allerhäßlichſten ſollten aber unbekannt bleiben. Ludwig der Sechszehnte hatte nämlich bei Auslieferung des Buches die Bedingung geſtellt, daß der Inhalt der Blätter deſſelben, worauf die geheimen Ausgaben ſeines Großvaters verzeichnet waren, nicht bekannt

Digitized by Google

werden ſollte. Der Finanzausſchuß ehrte dieſe, obzwar einem Pompadour- und Dubarry-Louis gegenüber übelangebrachte Enkelpietät und ließ demzufolge die betreffenden Blätter mit einem Papierband verkleben. Das ganze Buch enthielt 222 Blätter. Die erſten zehn waren mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, die folgenden zweiunddreißig mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Sechszehnten angefüllt; die übrigen waren leer.

Am 18. März zeigte Camus der Nationalverſammlung an, daß das rothe Buch endlich ausgeliefert ſei. In den erſten Tagen Aprils ſchon war es gedruckt und aus ſeinen Blättern ging ein Getoſe hervor und über Frankreich hin, als wäre des alten Aeolus bekannter Sturmſack geplatzt*).

„Endlich haben wir das rothe Buch!“ triumphirte Camille Desmoulins in der 21. Nummer

*) Livre rouge, Paris 1790. Der Inhalt dieſer Separatausgabe des fatalen Buches wurde auch im Moniteur von 1790 veröffentlicht, in den Nummern 78, 97, 98, 101, 107, 109, 111, 113, 117.

ſeiner „Révolutions de France et de Brabant“. „Die Kommiſſion der Penſionen hat die ſieben Siegel gelöſ't, welche es verſchloſſen hielten, und erfüllt iſt die furchtbare Drohung des Propheten: Revelabo pudenda tua! Du ſollſt nicht einmal ein Feigenblatt finden, um Angeſichts der Welt deine ſchmachvolle Nacktheit zu verhüllen, nein! Man wird deinen ganzen Ausſatz erblicken und auf deinen Schultern die Brandmarke: Galérien — welche du, Ancien Régime, ſo wohl verdient haſt.“

Noch nachdrücklicher und eindrucksvoller ſprach ſich in ſeinem Journal „Révolutions de Paris“ der ſtrenge Louſtalot aus, einer der tüchtigſten und ehrenhafteſten Menſchen von damals. „Während der letzten Jahre Ludwigs des Fünfzehnten und ſeit der Throngelangung Ludwigs des Sechszehnten iſt das Elend der Bevölkerung Frankreichs immer größer geworden. In den Städten verbarg ein ſinnloſer Luxus, welcher ſo ziemlich alle Klaſſen gleichmäßig verdorben hatte, nur nothdürftig eine furchtbare Armuth. Auf dem Lande waren die Bauern in der Nähe der Städte von allen Laſtern der letztern angefreſſen und von

Digitized by Google

einer mit der Liebe zur Arbeit unverträglichen Raubgier beſeſſen. Weiter in die Provinzen hinaus lebten die Landleute in zerfallenen Hütten, waren mit Lumpen angethan und nährten ſich großentheils mit ſchlechtem Schwarzbrot, mit Wurzeln und Waſſer. Nächſt dem Loos des Bauern war das des Soldaten das jammervollſte. Um nicht daran zu zweifeln, genügt es, das Kommisbrot (pain de munition) geſehen zu haben. Die Haupturſache von allem dieſem Elend war die Verſchwendungswuth eines ſchwelgeriſchen Hofes, wo Julien und Meſſalinen mit Claudiuſſen und Neronen um den Preis der Infamie ſtritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menſchen koſtete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold zeugte und wo die franzöſiſche Nation weniger galt als ein Rennpferd oder ſonſt irgendein Spielzeug . . . Leſ't das rothe Buch!“

Digitized by Google

3.

Und man las es, man staunte, lachte, knirschte mit den Zähnen, schrie auf vor Entrüstung und Zorn. In Wahrheit, Camille hatte recht: die „Pudenda" der Monarchie waren entblößt. Wenig auch nützte es, daß die Unzuchtkosten des Dubarry-Louis mit einem Papierstreifen verklebt waren; denn die Lotterwirthschaft, wie sie unter des „sittenreinen" und „haushälterischen" sechszehnten Ludwigs Regierung mit den Staatsgeldern getrieben worden und wurde, reichte gewiß allein schon aus, die revolutionäre Stabbrechung über ein solches Königthum vollständig zu rechtfertigen.

Um jedoch gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Gesammtsumme der geheimen königlichen Ausgaben, welche in dem rothen Buch verzeichnet waren, an und für sich betrachtet nicht als eine unmäßige sich darstellte. Sie betrug nämlich von 1774 bis 1789 nicht mehr als 227,985,517 Livres und es befanden sich darunter, wie schon erwähnt worden, etliche staatsdienstliche Kostenposten, wenngleich nur wenige

(„Affaires de finances“ — „Affaires étrangères et postes“). Die öffentliche Entrüſtung aber wurde wachgerufen durch die Entdeckung, wie, wofür und an welche Leute die Staatsgelder ſo ſchamlos vergeudet worden, auch unter und von dem „ſparſamen“ und „gewiſſenhaften“ Sechszehnten.

Da waren zuerſt die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und der Graf von Artois. Dieſen beiden Herren bezahlte der Staat mitſammen jährlich für ihre Prinzenſchaft 8,240,000 Livres, eine für damals gewiß ſehr anſtändige Apanage. Allein ſie genügte bei Weitem nicht. Dem rothen Buch zufolge hatte der lüderliche Verſchwender Artois nur während Calonne's Finanzminiſterſchaft neben ſeinem regelmäßigen Einkommen nicht weniger als 14,550,000 Livres außerordentlich aus der Staatskaſſe bezogen, um die Schulden ſeines Lotter- und Laſterlebens zu bezahlen, was Calonne dem König als nothwendig vorgeſtellt hatte, „um die Gemüthsruhe des Prinzen zu ſichern“, und Ludwig der Sechszehnte genehmigt hatte, weil die Gemüthsruhe einer ſo hohen Perſon mit 14 Millionen, dem zer-

lumpten und hungernden Volke abgepreßt, denn doch nicht zu theuer erkauft war. Der „philoſophiſche“ und nur „ſeinen Studien lebende“ Provence hatte ſich begnügt, innerhalb derſelben Friſt nicht mehr als 13,824,000 L. außerordentlich aus dem Staatsſchatz zu beziehen. Sehr theuer kam das franzöſiſche Volk auch das Kindbetten der Prinzeſſinnen zu ſtehen. Für ihre Mühwaltung, den Duc de Berry zur Welt gebracht zu haben, bezog die Gräfin d'Artois 24,078 Livres und ſieben Jahre ſpäter abermals „pour son accouchement“ wiederum 24,000; dazwiſchenhinein auch 24,078 L. „comme simple cadeau“.

Die Rubrik „Dons et gratifications“ enthielt überhaupt allerliebſte Ausgaben. Zum Beiſpiel: dem Herrn von Croismard 50,000 L., um ihn „in den Stand zu ſetzen, das Gut Voiſins zu kaufen.“ Dem Herrn Gourdin 15,000 L., damit er „die Charge des Herrn Gaffe zu kaufen vermöge.“ Dem Polizei-Generallieutenant Sartines „zur Bezahlung ſeiner Schulden“ 200,000 L. Dem Herrn de Lamoignon 200,000. Der Madame de Maurepas 166,000. Der Gräfin von Albani, weil ſie die Frau des Prin-

Digitized by Google

zen Eduard Karl Stuart, 60,000 L. jährlich. Dem Herzog von Polignac ein Geschenk von 1,200,000 L. zum Ankauf der Domaine Fenestrange. Derselbe Seigneur, notorisch eine der gefräßigsten und verderblichsten Hofwanzen, bezog eine jährliche lebenslängliche Pension von 120,000 L. Die verschiedenen Mitglieder der Familie Polignac, gemeinschädliches Geziefer allesammt, hatten zusammen Pensionen von mehr als 700,000 L.

Das Pensionenkapitel war überhaupt ein rares, absonderliches, märchenhaftes. Die Prinzen vom Geblüt — o Himmel, was war das mitunter für „Geblüt"! — verschmähten, obgleich mit Gütern und Reichthümern aller Art ausgestattet, es keineswegs, noch jährliche Pensionen im Betrage von 2,550,000 L. einzusacken. Mit ihnen wetteiferte die hochnoble Familie Noailles, deren Mitglieder in Form von Pensionen und Gratifikationen jährlich um nahezu 2 Millionen die Staatskasse erleichterten. Ein Herr Desgalois de la Tour hatte drei Pensionen, zusammen 22,720 L.; die erste „als erster Präsident und Intendant", die zweite „als Intendant und erster

Präſident", die dritte „pour les mêmes considérations." Dem Marquis d'Autichamp waren vier Penſionen zugetheilt; die erſte „für die von ſeinem verſtorbenen Vater geleiſteten Dienſte", die zweite „ebendafür", die dritte, „ebendeßhalb", die vierte „ebendeßwegen". Ein deutſcher Prinz beſaß gleichfalls vier Penſionen; die erſte „für ſeine Dienſte als Oberſt", die zweite „für ſeine Dienſte als Oberſt", die dritte „für ſeine Dienſte als Oberſt", die vierte „für ſeine Dienſte als Nicht-Oberſt (pour ses services comme non-colonel)". Dem Generalanwalt Joly de Fleury gab man eine lebenslängliche Jahresrente von 17,000 L. dafür, „daß er ſeine Stelle an ſeinen Sohn abgetreten." Die Gräfin d'Oſſun, Staatsdame der Königin, war mit einer Penſion von 20,000 L. bedacht. Der Haarkräusler Ducrot hatte eine lebenslängliche Penſion von 700 L. jährlich, weil er ein Prinzeſſin-Töchterlein des Grafen Artois „friſirt" hatte, welches geſtorben, bevor es Haare gehabt. Es gab Penſionäre, die unter ihren eigenen Namen, dann unter denen ihrer Frauen, ihrer Söhne und Töchter, Brüder und Schweſtern

Digitized by Google

in den Listen figurirten. Nicht minder solche, welche, wie z. B. eine Marquise de la Force, längst gestorben und begraben, dennoch wunderbarer Weise fortfuhren, ihre Pensionen zu beziehen. Mit welcher bronzestirnigen Schamlosigkeit die Minister zu ihren und ihrer Familien Gunsten dies Unwesen, diese ruchlosen Diebereien trieben, kann das Beispiel des Marschalls und Kriegsministers de Ségur zeigen. Obgleich vom Könige mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäuft, obgleich für seine Person an Besoldungen und Pensionen jährlich 98,622 L. beziehend, obgleich in den Stand gesetzt, nicht weniger als 11 Mitgliedern seiner Familie — darunter, wie er angab, zehn Offizieren, von welchen sich aber bei näherem Zusehen vier als Mädchen herausstellten — Pensionen zuzutheilen, hatte der Mensch noch die Frechheit, im Jahre 1787 von dem König weiter zu erbitten: ein erbliches Herzogthum, 60,000 L. Pension, 15,000 L. Pension für seine zwei Kinder und eine Baarsumme, um seine Schulden zu bezahlen.

Also wurde unter des „gewissenhaften" und „sparsamen" Sechszehnten Regiment mit den Staats-

geldern gewirthſchaftet. Vergleicht man mit dieſen Summen und vergleicht man auch mit den weiteren, welche die Königin Marie Antoinette, die eine unterthänige Spucknapfhiſtorik neueſtens mit aller Gewalt zu einer Heiligen umſchönfärben möchte, mit vollen Händen an die flüchtigſten Modethorheiten und Weiberlaunen, ſowie an ihre Günſtlinge, die Polignacs, Coigny, Dillon, Ferſen, mit vollen Händen wegwarf, die winzigen Bagatellen, welche im rothen Buch unter der Rubrik „Almoſen“ zu finden ſind, ſo wird man auch wiſſen, was man von der vielgerühmten Chriſtlichkeit und Barmherzigkeit Ludwigs und ſeiner Frau zu halten hat. Der Ausgabenetat für König und Königin perſönlich wurde im Jahre 1789 auf 25 Millionen jährlich „beſchränkt“, — ein Einkommen, womit, wie man denken ſollte, ein „haushälteriſcher“ Familienvater und eine „verkannte deutſche Frau“ ſchon hätten auskommen können*).

*) Als „verkannte deutſche Frau“ nämlich ward Marie Antoinette neueſtens lobpſallirt, auf Grund ihrer von dem Grafen Vogt d'Hunolſtein veröffentlichten „Correspondance inédite“ (Paris 1864, 2me édit.). Der Lobredner hat in

Es konnte nicht fehlen, daß da und dort ein Blick der Neugier auch hinter den Papierſtreifen zu

---

ſeinem Eifer ganz überſehen, daß er eine ungeheure Lächerlichkeit beging, wenn er die Königin als „deutſche" Frau verherrlichte, da ſie ja in ihren eigenen Briefen zu wiederholten Malen von ſich rühmt, ſie habe ſich völlig entdeutſcht, vollſtändig franzöſirt, ſei Franzöſin mit Leib und Seele. Die Korreſpondenz der Königin kann nur das Urtheil einer ſtrengen, aber gerechten Geſchichtsanſchauung beſtätigen, daß Marie Antoinette's Einſicht ſehr oberflächlich, ihre Bildung ſehr ordinär, ihr abſolutiſtiſcher Hochmuth aber gränzenlos war und daß ſie erſt in den Tagen ihres Unglücks ein Gegenſtand des Mitleids nicht nur, ſondern auch der Achtung wurde. Im Uebrigen war die angezeigte Briefſammlung gar nicht werth, daß man einen ſo großen Lärm darüber aufſchlug. Das Buch enthält für den Kenner der Revolutionsgeſchichte gar nichts oder doch nur verſchwindend wenig Neues. Zu dem Bemerkenswertheſten gehört die Stelle eines Briefes, welchen die Königin am 7. Juli 1790 an ihren Bruder Leopold ſchrieb (Corresp. 152. seq.). Sie ſpricht darin von ihrer berühmten Zuſammenkunft mit Mirabeau in St. Cloud. „J'ai donc vu le monstre ces jours derniers avec une émotion à être malade, mais que son langage a bien vite contrebalancée sur le moment, c'étoit à Saint-Cloud il y a quatre jours. Le roy était auprès de moi et a été fort content de Mirabeau qui lui a paru de la meilleure foi et tout à fait dévoué. On croit tout sauvé." Dieſer einfachen Darſtellung zufolge gewinnt es den Anſchein, als ob der roman-

Digitized by Google

dringen verſuchte, womit im Originalexemplar des rothen Buches die Schandausgaben des fünfzehnten Ludwig verklebt waren. Nur eine Probe von den Miasmen, welche von dort hervorſtanken: — Als die Dubarry in ihrer Stellung als neue Haupt- und Staatsmaitreſſe feierlich bei Hofe eingeführt und vorgeſtellt wurde, gab ſich Madame Katherine de Béarn dazu her, der „Maitresse en titre“ bei dieſer Einführung und Vorſtellung zur „Pathin“ zu dienen, wie man das nannte, und erhielt für dieſe ſchmachvolle Gefälligkeit 20,000 Livres. Das franzöſiſche Volk hatte demnach das Vergnügen, 20,000 L. dafür zu bezahlen, daß eine ehrloſe Dame eine aus dem Pfuhl der pariſer Gaſſenproſtitution aufgeleſene Dirne in das „Ochſenauge“ des verſailler Schloſſes begleitete.

Und da will man ſich noch verwundern, daß ein allzeit zwiſchen Extremen, zwiſchen Soccus und Ko-

---

tiſche Aufputz, womit Zoſe Campan an der bekannten Stelle ihrer Memoiren (chap. 21) und Graf d'Allonville (Mém. secr. II, chap. 10) die Zuſammenkunft Mirabeau's mit der Königin garnirt haben, ganz wegzuſtreichen wäre.

Digitized by Google

thum, zwischen Sklaverei und Empörung, zwischen Infamie und Gloire hin und her sich werfendes Franzosenthum bei Enthüllung aller dieser Schändlichkeiten in Wuth ausgebrochen ist? Der Terrorismus von 1792—94 schrieb den rothen Kommentar zum rothen Buch von 1790.

Digitized by Google

Weimar und Paris.

thurn, zwiſchen Sklaverei und Empörung, zwiſchen Infamie und Gloire hin und her ſich werfendes Franzoſenthum bei Enthüllung aller dieſer Schändlichkeiten in Wuth ausgeborſten iſt? Der Terrorismus von 1792—94 ſchrieb den rothen Kommentar zum rothen Buch von 1790.

Digitized by

Weimar und Paris.

Digitized by Google

1.

Ariſtogeiton an Harmodios *).

Weimar, Auguſt 1794.

Erinnerſt du dich, Freund und Bruder? Als wir vor einem Jahrdutzend zu Eleuſis**) vor dem Illuminatus Illuminans ſtanden, um den Areopagiten-Grad zu empfangen, da gab Spartakus***) dir als Weihewort: „Des Wackern Welt iſt, wo er wirkt!“ und mir: „Des rechten Menſchen wahres

*) Für urtheilsfähige Geſchichtekenner bedarf es keiner Erinnerung, daß die Thatſachen, Anſchauungen und Stimmungen, welche in dem auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefwechſel der beiden geweſenen, hier mit ihren Ordensnamen bezeichneten Illuminaten vorkommen, durchweg und bis ins Einzelne hinein auf unanfechtbar quellenmäßigen Zeugniſſen beruhen.

**) Ingolſtadt.

***) Weishaupt.

Digitized by Google

Vaterland iſt die Menſchheit!“ Wohlan, mochten Judaſſe, Inquiſitoren und Deſpoten den Orden in ſeinem äußeren Beſtande vernichten, ich bin mit ganzer Seele Perfektibiliſt und Illuminat geblieben und halte demnach den Glauben an die Wahrheit und an das Heil der Grunddogmen: Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechts und Weltbürgerthum! unerſchütterlich feſt. Ja, noch immer ſchwillt mir das Herz in der Bruſt bei dem Gedanken, daß Bildung und Aufklärung über alle Hinderniſſe triumphiren werden und müſſen; daß im Fluge der Jahrhunderte und Jahrtauſende die Natur ihre Aufgabe löſen muß und löſen wird; daß eine Zeit kommt, ein Tag erſcheint, wo die ſeelenzerreißenden Mißklänge des von Pfaffen gepredigten und von Tyrannen unterhaltenen Krieges Aller gegen Alle in die Harmonie des Weltfriedens ſich auflöſen, ein Tag, wo die Nationen, von der ſchrecklichen, künſtlich ihnen eingeimpften Peſt des Haſſes, der Feindſeligkeit und Unterdrückungsſucht geneſen, ihre wahren Intereſſen erkennen, auf den Trümmern der Zwingburgen, der Königsthrone und Götzenaltäre das Panier der Hu-

manität und Bruderschaft aufpflanzen und unter demselben zu einer Völkerfamilie sich sammeln werden, wie liebende Brüder, die im langentbehrten Vaterhause endlich sich wiederfinden und nun einander haben und halten bis an's Ende der Tage.

Du siehst, ich bin kein Spieß- oder Pfahlbürger, kein Patriot von Lalenburg oder Schilda. Ich kann es verstehen und mitfühlen, daß der große Geist und die weite Seele eines Lessing über die Schranken des Patriotismus sich hinweggehoben, um auf Adlerfittigen in der Aetherregion des kosmopolitischen Bewußtseins sich zu wiegen. Aber trotzdem wollte sich doch unwillkürlich in mir ein heftig Zürnen regen, als du, seit vier Jahren als ein Verschollener von mir betrauert, deinen hochwillkommenen Brief aus der Hauptstadt der Neufranken mit der Frage beschlossest: „Was macht ihr denn da drüben im Heimatlande des Sauerkrauts, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei?"

Denn in jedes fühlenden und denkenden Menschen Brust muß die Saite Vaterland, ob sanft ob unsanft angeschlagen, einen Klang geben, und du, in dessen

Seele dereinſt die Vollglut von Klopſtock's Vaterlands-oden loderte, du müßteſt die vollſtändigſte aller Meta-morphoſen durchgemacht haben, wenn ich glauben ſollte, daß hinter dem Dorngeſtrüppe deiner Ironieen und Sarkasmen nicht noch immer die rothe Roſe der Vaterlandsliebe ſich berge. Du thuſt auch unrecht, wenn du in deinem Schreiben, das mir den ſo lang und ſchmerzlich entbehrten Freund und Herzbruder wiedergab, den Umſtand, daß das „ungeheure Bei-ſpiel" der franzöſiſchen Revolution dieſſeits des Rheins nicht zündend gewirkt, der „deutſchen Be-dientenhaftigkeit" auf Rechnung ſetzeſt. Es läßt ſich für die Thatſache des Nichtzündens in der Maſſe der Deutſchen ein richtigerer und zugleich ehrenhafte-rer Grund angeben, wobei ich ganz davon abſehe, daß, wie du ja ſelber halb und halb zugibſt, der ganze Verlauf der furchtbaren Umwälzung nicht da-nach angethan war, die Nachbarvölker zur Nach-ahmung zu reizen. Auch davon will ich als von allgemein Bekanntem und Anerkanntem abſehen, daß die bildungs- und urtheilsloſen Maſſen, ſoweit ſie überhaupt von der geiſtigen Strömung des Daſeins

Digitized by Google

berührt werden, überall und allzeit Wahn und Lüge, die lächerlichſten oder infamſten Afterwitzigkeiten und Blödſinnigkeiten mit Begierde aufnehmen und mit Zärtlichkeit hegen und pflegen, während ihnen die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit, die Ideen des Wahren und Schönen ſtets mühſam aufgedrungen, ja ſogar mit Gewalt aufgezwungen werden müſſen. Denn Dummem iſt Dummes, Gemeinem Gemeines wahlverwandt. Allein die Urſache, aus welcher die franzöſiſche Revolution bei den deutſchen Bevölkerungen keine Theilnahme und Nachahmung fand, war vor allen dieſe: — Bei uns in Deutſchland war, ſeit dem Uebergang des brutalen Sultanismus in den erleuchteten Deſpotismus, in vielen Staaten und Stäätchen nicht nur, ſondern weitaus in den meiſten für den Bauer und Bürger, für die Hebung der Landwirthſchaft, der Gewerbethätigkeit und des Verkehrs unendlich viel mehr geſchehen als in Frankreich. Der Beweis läßt ſich beibringen und iſt beigebracht, daß namentlich im ſüdweſtlichen und mittleren Deutſchland durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft, woran in vielen Gegenden die Abſchaffung

des Frohndienstes und der sinnlos-drückenden Hut- und Triftservitute sich anschloß, in den Ackerbau, in das ganze bäuerliche Dasein und folgerichtig auch in das bürgerliche eine neue Regung und Bewegung gekommen und daß in der Bauerschaft und im Bürgerthum, wie die Volkszahl, so auch der Wohlstand ganz augenscheinlich gestiegen war, während dagegen in Frankreich die mittelalterliche Knechtschaft, Barbarei und Armuth noch immer mit ihrer ganzen Bleiwucht auf dem Volke lagen. Als dieser Zustand den naturnothwendigen und glorreichen Ausbruch von 1789 herbeiführte, fand er diesseits des Rheins nur bei den Gebildeten Beachtung und Theilnahme, bei den Massen aber nicht, weil diese, nur um des Lebens Nothdurft und um ihr sinnliches Behagen sich kümmernd, materiell sich leidlich wohlbefanden. Die Leute aber, welche man zu den gebildeten Ständen zu zählen pflegt, werden unter keinen Umständen eine Revolution machen, soweit eine solche nämlich nicht mittelst Worten gemacht werden kann.

Da ist nun zu beachten und dir, einem seit Jahren in der Fremde Weilenden, in Erinnerung zu

Digitized by Google

bringen, daß es an kühn revolutionärer Wortsaat auch bei uns nicht gefehlt, daß ihm aber aus dem eben beregten Grunde der empfängliche Volksboden gemangelt hat. Es wäre ein grober Irrthum, zu meinen, erst die französische Revolution habe in Deutschland das politische Denken geweckt. Von den unklaren alterthümelnden Phantasieen und fratzenhaften Teutonismen der Klopstockianer will ich gar nicht reden, wohl aber der rastlosen und fruchtbaren patriotisch-publizistischen Thätigkeit von Männern wie die beiden Moser, Möser und Schlözer dankbar gedenken. Und hat nicht unserer besten Geister einer, hat nicht Bruder Humanus*) schon vor sechszehn Jahren den großen Jammer der Deutschen, unsere staatliche Zerrissenheit und Zerstückelung, unsere Vaterlandslosigkeit mit Scharfblick erkannt und mit Trauer genannt? Ja, schon im Jahre 1778 richtete er an den Kaiser Joseph den Zuruf:

*) Herder, welcher mit Göthe und dem Herzog Karl August — (dieser unter dem Namen Aeschylos) — dem Illuminatenorden angehörte.

„O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!“

Derselbe große Seher und Prediger der Humanität, welcher leider inmitten der unseligen deutschen Verhältnisse keine Stellung gefunden, in welcher seine hohen Gaben zur vollen Entfaltung und Wirkung hätten gelangen können, er hat bei jeder Gelegenheit die „duldsam träge Eselei“ unseres Volkes wie die Laster und Frevel unserer Fürsten mit Flammenworten gezüchtigt. Zur Zeit, als der ruchlose Menschenhandel, welchen der ekelhafte Sünder, der Landgraf von Hessen-Kassel, und andere fürstliche Menschenfleischkrämer nach England und Holland trieben, im höchsten Schwunge war, ließ Herder ein Strafgedicht ausgehen, worin es von den verschacherten Soldaten hieß: —

„Sie sind in ihrer Herren Dienst
So hündisch treu, sie lassen willig sich
Zum Mississippi und Ohiostrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels

Digitized by Google

Verkaufen. Stirbt der Sklave, ſtreicht der Herr
Den Sold ein, doch die Wittwe darbt,
Die Waiſen zieh'n den Pflug und hungern. Nun
Das ſchadet nicht, der Fürſt braucht einen Schatz."

Mannhafter und deutlicher hat ſicherlich kein engliſcher oder franzöſiſcher Oppoſitionsmann des Jahrhunderts geſprochen und ſelbſt in den berühmten Briefen des Junius oder in den nicht minder berühmten vier Mémoires des Beaumarchais finde ich keine Stelle, welche an concentrirtem Zorn der herder'ſchen Auslaſſung gleichkäme oder gar ſie überträfe. Ihren ſchwungvollſten und energiſchſten Ausdruck fand aber die deutſche Freiheitsſtimmung an verſchiedenen Stellen der, wie dir wohl erinnerlich, im Jahre 1787 von Gedike und Bieſter gegründeten, höchſt verdienſtlichen „Berliner Monatſchrift" welche z. B. im Jahre 1787 eine Ode auf die Befreiung Amerika's brachte, worin die demokratiſche Gleichheit begeiſtert geprieſen *) und die Verjagung der Fürſten Europa's,

*) „O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
— — — — — — — — —
Dein Schiffer deckt die Meere, die goldne Saat

der Triumph des republikaniſchen Prinzips auch in unſerem Erdtheil beſtimmt prophezeit wurde*).

Siehſt du, ſo weit, ſo hoch verſtieg man ſich ſchon in dem „Heimatland des Sauerkrauts, der Knechtſeligkeit und der Schwarmgeiſterei," noch bevor es einen Baſtilleſturm, eine Auguſtnacht, einen Konvent, einen Wohlfahrtsausſchuß und — eine Guillotine in der Welt gab. In Wahrheit aber war und iſt es hier zu Lande und allenthalben in Europa

---

Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blüh'n;
Der Miethlingsſklave ſieht's und ſtaunet,
Fühlt ſich, wird Bürger und küßt als Brüder,
Die er vertilgen ſollte. Du ſchenkſt ihm Haus
Und nie geträumtes Erbtheil und nennſt ihn Freund;
Froh krümmt er ſchon das Schwert zur Sichel,
Segnend die beſſere Hemiſphäre,
Wo ſüße Gleichheit wohnet, wo Adelbrut,
Europens Peſt, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienſtlos beſſern Menſchen
Trotzt und vom Schweiße des Landmanns ſchwelget."

*) „Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einſt glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirſt, deine Fürſten
Scheuchſt und ein glücklicher Volksſtaat grüneſt!"

Digitized by Google

Schwarmgeisterei, von Demokratie und Republik reden zu wollen bei dem jetzigen Bildungs-, d. h. Unbildungsgrade der Völker. Nicht politische Stichworte, nicht politische Formen sogar, sondern humane Kultur und sittlicher Charakter schaffen und erhalten die Freiheit und Wohlfahrt der Nationen. Es ist gleich viel werth, ja, und gleichbedeutend, ob ein deutscher Ochse brülle: „Es lebe der König!“ oder ein französischer Esel schreie: „Vive la république!“ . . .

Deine Frage: „Was sagen denn die Stimmführer deutscher Nation zum Gange der Dinge in Frankreich?“ ist wohl auch nur ironisch gemeint. Denn leider kann ja ein Deutscher, im Hinblick auf das kläglich in Regensburg spukende Reichsgespenst, von seiner „Nation“ nur im Sinn und Ton bitterer Selbstverspottung reden. Unsere Stimmführer sind, mit wenigen Ausnahmen, antirevolutionär gestimmt; vollends seit die unerbaulich in Szene gesetzte Klubbistenposse zu Mainz so tragikomisch ausgegangen ist. Der alte Klopstock hat, sowie er erfahren mußte, daß man eine Staatsumwälzung nicht mit idyllischen

Gefühlen und Rauschbauschphrasen macht, die Segensoden, womit er die Revolution anfänglich begrüßt hatte, mittelst einer ganzen Reihe von Fluchoden widerrufen. Wieland, welcher in seinem „Merkur“ die Sache der Neufranken bis zur Proklamirung der Republik gehalten und vertheidigt hat, stimmt jetzt Jeremiaden über das Schalten und Walten des Konvents an, was ihm seine Freunde Knebel und Herder übel vermerken; denn diese beiden, und Bruder Humanus insbesondere, sind standhafte Demokraten und sie überließen sich nie der kindischen Illusion, eine große Revolution könne und müsse sich so geräuschlos, sauber und grandezzamäßig vollziehen wie die Haupt- und Staatsaktionen fürstlicher Hochzeiten und Kindertaufen an einem unserer Duodez- und Sedezhöfchen. Was Göthe angeht, so ist er, ob zwar von Hufschmieden und Schneidern abstammend, ein geborener Aristokrat im Hochsinne des Wortes, eine jupiterliche Natur, die auch in seinem Aeußern mächtig und prächtig sich ausgeprägt hat, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß unser Jupiter in Haltung, Gebaren und Sprechweise einen höchst

störsamen Zug reichsstädtischer Versteifung nicht zu verbergen vermag.

Wenn nun der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Faust in seiner Sturm- und Drangzeit auch ein Stück von Revolutionär gewesen ist, und zwar ein gewaltiges Stück, so hat Se. Excellenz der Herr Kammerpräsident und Geheimerath von Göthe dafür poetisch Reu' und Leid gemacht oder, wie böse Zungen sagen, sehr unpoetisch. Denn, fürwahr, nur ausgemachte Göthe-Narren — es gibt deren eine gute Zahl — können in den dramatisirten Fehdebriefen, betitelt „die Aufgeregten" und „der Bügergeneral", welche der große Dichter gegen die französische Revolution zu erlassen sich bemüssigt fand, etwas Besseres finden als ordinären Gelegenheitskram eines Hofmanns, welcher darüber verstimmt ist, daß die Weltgeschichte anderwärts ein anderes Gesicht macht als am kleinen Musenhof zu Weimar. Man muß jedoch billig berücksichtigen, daß alles Revolutionär-Gewaltsame zwar nicht dem werdenden Göthe zuwider war, wohl aber der ganzen Natur und Art des gewordenen zuwider sein muß. Da er für

das Verſtändniß der Geſchichte gar kein Organ beſitzt — ſein „Egmont“ bezeugt es — ſo kann und will er in allen den großen Kriſen und Kataſtrophen, welche die Stationen auf dem Vorſchrittsweg der Menſchheit bezeichnen, nur gemachte Gewaltſamkeiten ſehen, nur willkürliche Eingriffe in ſein Ideal „ruhiger Bildung.“ Daher hat er neulich dieſes Epigramm niedergeſchrieben, welches mir zu ſehen gegönnt war: —

„Was das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in dieſen Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück —“

worin er, wie du ſiehſt, Reformation und Revolution in einen Verdammungstopf zuſammenwirft. Die Bonzen werden ſich, wenn ſie es erfahren, weidlich daran erbauen und erfreuen.

Du wirſt es ohne Zweifel begreiflich finden, daß unſer weiland Ordensbruder alſo zur Revolution ſich ſtellt und verhält, ja, daß er im direkteſten Gegenſatz zum neufränkiſchen Evangelium der Freiheit und Gleichheit in ſeinem „Taſſo“ nachdrücklich ausgeſprochen hat:

Digitized by Google

„Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edlen gibt's kein höher Glück
Als einem Fürſten, den er liebt, zu dienen . . .“

Was dich aber nicht wenig in Verwunderung ſetzen wird, iſt, daß der Dichter der „Räuber,“ des „Fiesko,“ der „Luiſe Millerin“ und des „Karlos“ eifrigſt in daſſelbe widerrevolutionäre Horn bläſ't. Für den über den Wolken zwiſchen den Sternen wandelnden Idealismus Schillers konnte ein Ereigniß wie die franzöſiſche Revolution nur ſtörſam ſein. Denn ſolche Wolkengänger und Sternenwandler ſehen mit Verachtung darüber weg, was innerhalb des Dunſtkreiſes der gemeinen Wirklichkeit vorgeht, und wenn, was nicht ausbleiben kann, dieſe Vorgänge ihnen dann und wann einen unliebſamen Stoß verſetzen, ſo ſchelten ſie zornig über die leidige Thatſache, daß ihren Idealen die Proſa des Lebens nicht entſpreche. Eine ſo weſentlich idealiſch angelegte, ſtets auf das Höchſte und Edelſte gerichtete Natur, wie die Schillers, iſt nur allzu geneigt und bereit, zu überſehen, daß große Ideen, wenn ſie nicht wirkungslos im Himmelsblau des Idealismus verflattern ſollen,

Digitized by Google

mit gemeinem Erdenstaub sich umkleiden, in Gestalt von menschlichen Interessen und Leidenschaften zu Fleisch und Blut werden müssen. Daraus, sowie aus unserer deutschviereckigen Unbeholfenheit in Sachen der Politik, aus unserer angeborenen staatsbürgerlichen Nullität, erklärt es sich, daß unser theurer Schwabe, ohne aufzuhören, ein Dichter der Freiheit zu sein, von Anfang an gegen die Revolution gestimmt sein konnte. Er hat, wie ich aus besten Quellen weiß, nach Eröffnung der Nationalversammlung im Mai 1789 des Bestimmtesten verneint, daß dieselbe etwas Rechtes und Dauerndes schaffen könnte. Ferner hat er beim Empfang der Nachricht vom Bastillesturm den Jubel, welchen seine Braut, Lotte von Lengefeld, und ihre Schwester, Frau von Beulwitz, darüber aufschlugen, mit den Worten gedämpft: „Die Franzosen kennen und anerkennen keine andere Ordnung, als die militärische, und es ist daher höchlich zu bezweifeln, daß sie sich republikanische Gesinnungen anzueignen, daß sie überhaupt die Freiheit zu ertragen vermögen.“ Als der Prozeß Ludwigs des Sechzehnten bevorstand, trug sich Schiller

alles Ernſtes mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsſchrift für den entthronten Monarchen dem Könvent vorzulegen. Die Hinrichtung des Königs erfolgte aber, bevor der Dichter ſeine angefangene Arbeit vollenden konnte. Seither und vollends ſeit der Guillotinirung der Königin ſpricht er von den Franzoſen nur noch als von „elenden Schindersknechten.“

Sei gegrüßt und befriedige bald und vollauf die gerechtfertigte Neugier des Freundes, zu erfahren, was Alles du die letzten Jahre her erlebteſt.

2.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, Oktober 1794.

Es gab eine Zeit, eine kaum verfloſſene Zeit, wo ich es lächerlich fand, daß Danton, deſſen Stärke ſonſt und überhaupt im läſſigen Hinwerfen oder zer-

Digitized by Google

malmenden Herausdonnern von Gigantismen bestand, die Klagefrage thun mochte: „Kann man das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ Denn ich, mein Freund, ich hatte auf der Rheinbrücke bei Kehl allen deutschen Staub und Schmutz sorgsam von den Reiseschuhen geschüttelt, um ja nichts Vaterländisches mit hinüber zu nehmen in das gelobte Land der Freiheit und Gleichheit. Ich arbeitete mit allem Fleiße daran, mich zu entdeutschen, und warum sollte es mir nicht gelingen? Haben uns nicht deutsche Prinzen und Prinzessinnen, welche so oder so auf fremde Throne berufen worden, herrliche Beispiele von raschester und vollständigster Entdeutschung gegeben? Hat nicht z. B. die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Katharina die Zweite, stets als eine Todfeindin ihres Vaterlandes sich erwiesen? Hat nicht die Königin Marie Antoinette im Mai von 1777 an ihre Schwester Marie Christine frohlockend geschrieben: „Je me sens françoise jusqu' aux ongles“? Mußten wir uns nicht von deutscher Unterthänigkeit wegen angeeifert fühlen, solche allerhöchstsublime Vorbilder, welche ich leicht bis zu einer statt-

Digitized by Google

lichen Zahl vermehren könnte, in ſubmiſſeſter Unterwürfigkeit erſterbend, nachzuahmen?

Wohl, ich wähnte, es wäre mir wirklich gelungen. Da führt mich vor etlichen Wochen mein Unſtern in den Handſchriftenſaal der Nationalbibliothek und ſpielt mir dort einen Kodex altdeutſcher Gedichte in die Hände, welchen die Franzoſen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten zu Heidelberg oder ſonſtwo geſtohlen haben. Eingedenk, daß ich in den Flegeljahren meines klopſtöckiſchen Teutonismus eine Weile altdeutſche Studien getrieben, d. h. mit den göttinger Hainbündlern einen Hoppſaſſa um die Wodans-Eiche getanzt hätte, durchblätterte ich den Band, und als ich auf die Stelle ſtieß, wo ein mittelalterlicher Dichter wehklagt: —

„Owe war ſint verſwunden alliu miniu jar!
Iſt mir min leben getroumet oder iſt ez war?
Liut unde lant, da ich von kinde bin erzogen,
Die ſint mir fremde worden, reht', als ez ſi gelogen —"

da überſtürzte mich nicht das Heimweh, wohl aber das Gefühl der Heimatloſigkeit wie ein Katarakt von Schmerz und ich glaube faſt, mir altem Narren

Digitized by Google

wurden die Augen naß. Ich weiß, ich vermöchte nicht mehr unter euch zu leben; ich könnte in eurer von Theologismen, Servilismen und Philisterismen miasmaisirten Atmosphäre nicht athmen; die deutsche Krähwinkelei macht mir noch in der Erinnerung übel und ich habe sattsam erfahren, welche jammerselige Engherzigkeit, welche hartgesottene Selbstsucht, welche kleinliche Bosheit nur allzu häufig hinter eurer vielgerühmten Gemüthlichkeit steckt. Aber trotz Alledem hab' ich Mühe, mich aufrecht zu halten unter der Last des Gefühls, heimatbar und vaterlandslos da zu stehen in der unabsehbaren Oede eines phantastischen Weltbürgerthums, und wenn ich den Blick rheinüber wende und bedenke, daß unser Volk die Vormacht Europa's sein könnte, während es, und zwar durch eigenes Verschulden, nur dessen Spott ist, da siedet mir der Zorn in der Brust und mein Herz möchte aufschreien vor Pein. Siehst du, man muß ein deutscher Prinz oder eine deutsche Prinzessin sein, um sich wirklich und völlig entdeutschen zu können. An und in uns Anderen erneut sich immer wieder die alte Geschichte vom horazischen Topf: —

Digitized by Google

„Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu . . .“

Was du mir vom Schiller ſchriebeſt, verwunderte mich gar nicht. Der Mann iſt nach Allem, was ich von ihm weiß, ein Deutſcher höchſter Potenz, ein wahrer Idealmenſch unſerer Nationalität. Es war der große deutſche Jammer zu aller Zeit, daß die Beſten unſeres Volkes von der Idee zur That keine Brücke zu ſchlagen verſtanden, ja nicht einmal ſchlagen wollen. Denn beim Brückenſchlagen geht es ſchlechterdings etwas turbulent und unreinlich her und darf man nicht davor erſchrecken, bis an die Kniee und bis über die Kniee und gelegentlich bis an den Hals in trübem Waſſer zu ſtehen und im Schlamm und Moraſt zu arbeiten.

Die ewigen Wolkenkukuksheimer! Sie verlangen, daß ſich die Weltgeſchichte in der Wirklichkeit gerade ſo ſauber und nett, ſo ungefährlich und äſthetiſch ausnehme wie in Gemälden oder auf der Bühne. Freilich, keine Frage, das Brautbett iſt auch ein ſchöner Ding als das Kindbett, und doch findet der Gedanke des Brautbettes ſeine Erfüllung und Ver-

wirklichung nur im Kindbett. Mit eurer „ruhigen Bildung“! Das ist ja doch nur eine blöde Marotte, welche durch das Buch der Geschichte, wie jeder Schuljunge wissen könnte, von Blatt zu Blatt Lügen gestraft wird. Denn niemals haben die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen es gestattet, daß ein tüchtiger Vorwärtsruck geschah ohne die heftigsten Erschütterungen und wüthendsten Kämpfe. Kümmert sich etwa eine in der Qual der Wehen sich windende Kreißende um die Vorschriften der Anstandslehre? Mit nichten! Und die kreißende Menschheit, wenn sie unter vulkanischen Krämpfen ein neues Zeitalter in die Welt setzt, sollte dabei säuberlich und ordentlich nach dem Katechismus „ruhiger Bildung,“ wie ihn stubenhockende Poeten und Gelehrte zusammengefabelt haben, verfahren können? Firlefanz!

Sage doch dem Herrn Hofrath Schiller — denn er scheint es nicht zu wissen — daß er ein Mitbürger der „elenden Schindersknechte“ ist, ein „Citoyen français“ in aller Form. Denn die Nationalversammlung hat ihm vor zwei Jahren zugleich mit Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopstock und

Peſtalozzi das franzöſiſche Bürgerrecht als Ehrengeſchenk zuerkannt. Man ſpielt hier im Theater des Marais ſeine „Räuber“ unter dem Titel „Robert, chef des brigands,“ aber ganz ſansculottiſch zugeſchnitten und verhunzt. Ich ſah dort im vorigen Jahre das Stück in Geſellſchaft des Barons Wilhelm von Wolzogen, welcher ſich damals als Geſchäftsträger des Herzogs von Würtemberg hier befand. Es kam uns vor wie eine Büſte des Brutus, die man, wie um die Züge des Tyrannentödters recht grell hervortreten zu laſſen, mit Blutfarbe angepinſelt hatte. Da Schiller durch die Hinrichtung des Königs ſo ſehr erſchüttert worden, ſo mache ihn doch gelegentlich aufmerkſam, daß die Republikaner nur das Opfer vollzogen, welches die Konſtitutionellen zubereitet hatten. Dieſe Herren, die Lafayette, die Lameths, die Duport, die Maubourg, kurz die ganze konſtitutionelle Blaſe, ſie hat von Anfang an nichts Anderes gewollt als an die Stelle der völlig unhaltbar gewordenen Privilegien des Ancien Régime ein unter den Formen des verfaſſungsmäßigen Königthums neu und feſt zu begründendes Privilegium der Nobleſſe

Digitized by Google

und Bourgeoiſie zu ſetzen. Nobles und Bourgeois ſollten fortan in Frankreich ſein, was Nobility und Gentry in England ſind, die Herren des Monarchen, die Nutznießer der Monarchie. Um die wirkliche Sorte der Loyalität und des Monarchismus der konſtitutionellen Führer zu erkennen, genügt es, ihr Gebaren mitangeſehen zu haben, als die Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt geworden. Wie Lafayette vergnügt hohnlächelte! Was er für cyniſche Witze ausgehen ließ! Wenn man in den konſtitutionellen Kreiſen von dem entflohenen Monarchen ſprach, hieß es ganz ungenirt: „Ce gros cochon là est fort embarassant“ — und ganz offen erörterte man die Fragen: „L'enfermera-t-on? Régnera-t-il? Lui donnera-t-on un conseil?“ Es hat nie eine ſchnödere Heuchelei auf Erden gegeben als das konſtitutionelle Weſen, das aber eigentlich gar kein Weſen iſt, ſondern eben nur Schein, Gaukelei, Blendung und Selbſtverblendung . . .

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragſt du? O, Bruder von Eleuſis her, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich geſehen,

was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sauſen iſt in meinen Ohren wie Meeresbrauſen und die Pulſe meiner Schläfen pochen, als wollte mir der Kopf zerſpringen. Der Lavaſtrom des Schreckens, der ſich an mir vorübergewälzt, hat mir mit ſeiner Höllenglut die Haare weißgeſengt. An meinen jetzt vor Begeiſterung flammenden, jetzt vor Entſetzen ſtarrenden Augen iſt eine Koloſſaltragödie vorübergegangen, die ohne ihres Gleichen auf Erden. Menſchen-Götter und Menſchen-Beſtien die Schauſpieler und Schauſpielerinnen! Und inmitten dieſes raſenden Wirbelwindes von Erhabenſtem und Gemeinſtem, von Scheußlichſtem und Rührendſtem hab' ich gelebt!!! Weißt du, was das heißen will, Gelebthaben im Vulkanskrater des terroriſtiſchen Paris? Nein, du kannſt es nicht wiſſen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx Revolution aus nächſter Nähe ins tödtliche Auge ſah, wo ſie mich packte mit ihrer Löwenkrallenfauſt, mich als „Verdächtigen" in die Abtei ſchleuderte und ſchon im Begriffe war, in die Pickenſpitzen und Säbelſchneiden der Septembermörder mich

zu werfen, als ein Machtwort Dantons, gesprochen auf Betreiben des armen, guten, närrischen Redners des Menschengeschlechts, unseres Landsmanns Klootz aus Kleve, mich rettete.

Ah, wer wie ich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus geschaut! Und doch überrieselte mich noch ein eisigeres Grauen, als mir vor Jahresfrist die arme gute Rosalie Lamorlière, welche der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie die letzten Dienste erwiesen hat, erzählte, daß und wie noch in ihren letzten Stunden die Verurtheilte brutalisirt worden ist. Die Unglückselige war gezwungen, Angesichts des Gensdarmerie-Offiziers, welcher Befehl hatte, sie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, ihre Schaffottoilette zu machen, ja, Angesichts dieses Menschen ihren letzten Hemdenwechsel vorzunehmen. Sie bückte sich zu diesem Zwecke möglichst hinter ihre ärmliche Bettstelle und bat die Rosalie Lamorlière, die Magd des Kerkermeisters, zwischen das Bett und den Offizier sich zu stellen. Das Stück Viehmensch von Gensdarm aber drängte die

Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanfmuth („„avec une grande douceur““) zu ihm ſagte: „Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit geſtatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechſeln!“ entgegnete er grob: „Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle Ihre Bewegungen ſcharf zu überwachen.“

Ich bin kein Royaliſt und ich bin kein Empfindler. Ich glaube noch heute, daß der 21. Januar von 1793 ein weltgeſchichtlicher Sühnungstag für die bergehohen Sünden der Valois und der Bourbons geweſen iſt. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Marie Antoinette zwar weit über ihr Verſchulden, aber keineswegs ſchuldlos gelitten hat. Ich weiß, ihr ariſtokratiſcher Hochmuth war verletzend und herausfordernd, ihre Verſchwendungsſucht zügellos, ihre Manie, die Polignacs und ähnliches Ungeziefer mit vollen Händen aus der Staatskaſſe ſchöpfen zu laſſen, ſündhaft, ihre Einſicht in die Zeitlage gleich Null und ihr Widerſtand gegen die Staatsreform heftig und taktlos, wie auch früher ihr Benehmen gegen die Herren Lauzun, Dillon, Coigny, Ferſen, mildeſtens geſagt, nicht eben taktvoll geweſen war. Aber das Alles

Digitized by Google

war weggewiſcht von der Tafel der Thatſächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal ſtehen ſah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäſaren, nicht die gedemüthigte Tochter der ſtolzen Maria Thereſia, nein, das beleidigte Weib, die beſchuldigte Gattin, die beſchimpfte Mutter war es, welche mir ſchmerzlichſte Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet ſich vor meinem inneren Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majeſtät des Unglücks angethan und vom hellſten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre meines Erachtens größte Abſcheulichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Veranlaſſung die unerhörte Beſchuldigung, den eigenen unmündigen Sohn blutſchänderiſch verdorben zu haben, gegen die Angeklagte erhoben wurde, — der Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! Niemals wieder iſt die ſouveraine Verachtung einer Welt, in welcher ſo Scheußliches erſonnen werden kann, in einem Menſchenblicke ſo zuſammengefaßt

geweſen, wie ſie es in dieſem war . . . Aber wie wunderlich widerſpruchsvoll ſind wir Menſchen gebaut! Von demſelben Gräulerfinder Hébert kann ich einen Zug bizarrſter Sentimentalität bezeugen. Während der Todesfahrt Ludwigs des Sechzehnten vom Tempel zum Revolutionsplatz ſaß im Hotel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eines der Mitglieder der Verſammlung mit Erſtaunen, daß ſein Nachbar und Kollege Hébert in Thränen ausbrach. „Wie, du weinſt?“ — „Ach ja, der Tyrann hat meinen Hund ſo liebgehabt und denſelben ſo oft geſtreichelt!“

3.

Ariſtogeiton an Harmodios.

Weimar, Oktober 1794.

Das Ereigniß des Tages iſt hier die perſönliche Befreundung von Göthe und Schiller, welche von

Digitized by Google

den beiderseitigen Freunden und Freundinnen schon lange gewünscht wurde. Bei früheren gelegentlichen Begegnungen haben die Beiden eher einander abgestoßen als angezogen und man weiß, daß Schiller vor fünf Jahren nach der ersten Zusammenkunft mit Göthe geäußert hat: „Oefter um ihn zu sein, würde mich unglücklich machen.“ Ebenso, daß Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien nur mit Mißbehagen den Beifall wahrnahm, welcher Schillers kraftgenialischen Erstlingen inzwischen zu Theil geworden war, und daß er sich darum, als er dem schwäbischen Dichter im lengefeld'schen Hause in Rudolstadt zuerst begegnete, gegen denselben steif und abweisend benahm.

Nun aber haben sie sich eines schönen Juliabends in diesem Sommer drüben in Jena gefunden und verständigt und alle Welt hofft von diesem Geisterbund Ersprießliches, ein aufrichtiges und mächtiges Zusammenwirken im Reiche des Wahren und Schönen. Schiller ist im vorigen Monat für etliche Wochen von Jena herübergekommen und war in Göthe's Hause zu Gast. Da hatt' ich mehrfach Gelegenheit, die beiden Hochstrebenden und doch ein-

Digitized by

ander so Ungleichen zusammen zu sehen. In Göthe's Erscheinung schlägt das Imponirende vor, in der Schillers das Herzgewinnende, das Idealische, ich möchte sagen Marquis-Posaische. Freilich wird Einem dieser Achtung erweckende und doch zugleich wohlthuende Eindruck durchaus nicht beim ersten Anblick des leider beständig kränkelnden Mannes zu Theil, der wie ein Ecce Homo aussieht. Man muß sich erst in diese lange, hagere, vorgeneigte, schlotterige Gestalt, in dieses hohlwangige, mit Sommersprossen bedeckte, von röthlichen Haaren lässig umflatterte, leidende Gesicht, man muß sich mehr noch in Schillers näselndes Organ und in seine geradezu verzweifelt und verteufelt schwäbische Zunge finden, welche „des" statt das sagt und alle Doppelvokale schauderhaft mißhandelt, bevor man erkennen kann, daß man einen Menschen ersten Ranges, einen Nummer-Eins-Mann vor sich habe.

Der Göthe kann unter Umständen noch recht heiter, sogar lustig sein, und was den Wein angeht, so verleugnet er nie den Main- und Rheinländer. Im letzten Juni sah ich ihn eines Abends mit Voß,

Digitized by Google

der hier war, mit Wieland, Knebel und Böttiger bei Herder zuſammen und da ging es ausgelaſſen munter her. Der Hausherr ließ an dieſem Abend weder den Generalſuperintendenten des Reiches Weimar ſpüren noch überhaupt das Geringſte von der theologiſchen Eſſigſäure merken, welche ihm, wie nicht zu leugnen, die letzten Jahre her ſtark ins Blut gegangen iſt. Wir machten die Skandalchronik der bibliſchen Erzväter, deren Laſter und Lumpenſtreiche Herder komiſch vertheidigte. Dabei wurde rechtſchaffen gezecht, Steinwein und Punſch.

Die geſelligen Zuſammenkünfte im göthe'ſchen Hauſe dagegen haben meiſt etwas Steifes, ein ich weiß nicht Was, welches Einen das Gefühl nicht loswerden läßt, daß man bei einer Excellenz ſei. Selbſt der kordiale und joviale Herzog Karl Auguſt, welcher für ſeine Perſon den burſchikoſen Pli und Ton der Kraftgenialitätszeit beibehalten hat, vermag ſeinen jupiterlichen Dutzbruder nur noch ſelten aus der miniſtermäßigen Gravität und Grandezza herauszubringen und hat im komiſchen Aerger darüber neulich ausgerufen: „Was der Kerl vornehm und

ſteif und taciturn geworden iſt!" Aber freilich, Göthe mag durch ſattſam widrige Erfahrungen im Hofleben bei Zeiten belehrt worden ſein, daß der Ton, welcher in den ſiebziger und theilweiſe noch in den achtziger Jahren hier gewaltet hat, nicht länger fortzuführen ſei.

Wir ſchwelgen dermalen in philoſophiſchen und literariſchen Erörterungen und die leidigen Fragen der Tagespolitik hält man ſich gefliſſentlichſt vom Leibe. Zumal im göthe'ſchen Kreiſe. Als dort während Schillers Anweſenheit einmal die Rede gelegentlich kam auf die bedenkliche Lage Deutſchlands gegenüber den immer bedrohlicher hervortretenden Aggreſſivtendenzen der franzöſiſchen Republik, machte Göthe dem Geſpräche verſtimmt ein Ende mit den Worten: „Ganz Deutſchland iſt in ſchadenfrohe, ängſtliche und gleichgültige Menſchen getheilt. Ich für meine Perſon finde in dieſem Wirrſal nichts Räthlicheres als die Rolle des Diogenes zu ſpielen und mein Faß zu wälzen." Es trat eine ſchwüle Pauſe ein, über welche uns Schiller hinweghalf, indem er ſich erbot, uns ein Stück aus der Handſchrift ſeiner unlängſt

Digitized by Google

vollendeten „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ vorzuleſen.

O, Freund, das iſt ein wunderbares, ein tiefſinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin ſeine Philoſophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menſchheit mittelſt Heranbildung derſelben zum Gefühl und Verſtändniß des Schönen aus dem „Staat der Noth“ in den „Staat der Freiheit und Vernunft“ hinüberzuführen. Du wirſt ſagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du dieſe Meiſterſchrift geleſen, wirſt, mußt du ihrem edeln Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann das Erſcheinen des Werkes kaum erwarten. Es ſoll zunächſt in den „Horen“ erſcheinen, einer Zeitſchrift, welche Schiller herausgeben wird und woran die beſten Köpfe Deutſchlands mitarbeiten werden. Göthe will ſeine „Römiſchen Elegien“ hineingeben, deren er etliche bislang nur im engſten Freundeskreiſe mittheilte. Freue dich auf dieſe herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat Köſtlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorleſung Schillers an jenem Abend iſt mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu

Digitized by Google

im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrektion auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet ...“ Iſt dies ein ſtrafender Rückblick auf den bisherigen Gang der franzöſiſchen Staatsumwälzung oder aber ein prophetiſcher Vorblick auf die nächſte Zukunft Europa's? Jedenfalls wirſt du zugeben, daß ſolche „Wolkenwandler“ aus ihrer Vogelperſpektive Menſchen und Dinge mitunter erſtaunend deutlich wahrnehmen.

4.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, Dezember 1794.

„Aeſthetiſche Erziehung des Menſchen“ ... „Die Horen“, eine ſchöngeiſtige Zeitſchrift ... „Römiſche Elegien“ ... „Der Staat der Freiheit und Vernunft“ ... Wie fremd, wie märchenhaft, wie kindlich, um nicht zu ſagen, wie kindiſch mich das Alles anklingt, mich, der ich den „Ami du peuple“ und den „Père Duchèsne“ nicht nur geleſen habe, ſondern in Szene geſetzt ſah, mich, der ich den Staat der Ohnehoſen, der Strickerinnen Robespierre's und der Guillotinefurien erlebte und die wüſteſte, willkürlichſte und launenhafteſte aller Tyranneien, die Tyrannei der Maſſen und der Gaſſen, miterduldete! O, ihr Siebenſchläfer da drüben in Deutſchland, wollt ihr denn nie und nimmer erwachen und euch endlich einmal die ewigen Träume aus den Augen reiben?

Digitized by

Gewiß, der Prozeß der Geſchichte ruht nie; aber er iſt ein Kreislauf, eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Wohl häutet ſich die Schlange, ſtreift den verbrauchten Balg — ein Weltalter — ab und glänzt und gleißt in neuen Farben; aber ſie bleibt Schlange. Die Formen und Farben der Unvernunft, Narrheit und Schurkerei wechſeln, das Weſen aber iſt und bleibt ſtets daſſelbe. Nur Nebuliſten und Phantaſten können es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo die Menſchen aufhören würden, zu thun, was ſie von Anfang an gethan; eine Zeit, wo ſie aufhören würden, einander zu belügen und zu betrügen, zu martern und zu morden. Und weißt du, Freund, was an dieſer Moral der Weltgeſchichte noch das Kläglichſte? Der Umſtand, daß die genialiſchen Menſchen, die Helden, ſowie die großangelegten Schurken ſtets den Dummköpfen, den Feiglingen, den kleinen Schuften unterliegen und zum Opfer fallen müſſen . . .

Die Titanomachie iſt vorüber und die Pygmäen richten ſich möglichſt bequem auf der grauſigen Walſtatt ein. Die Jugend Frankreichs und überhaupt

Digitized by Google

Alles, was noch gesund, tüchtig und rüstig in dieser Nation, ist, angewidert von dem Anblick der wüsten Trümmer, womit die revolutionäre Sündflut den Boden des Landes bedeckt hat, in die Feldlager geeilt. Die Revolution wird soldatisch, ist es bereits und will ihre Prinzipien, natürlich verunstaltet und gefälscht, auf der Spitze der Bajonnette über Europa hintragen. Es fehlt nur noch ein Feldherr von Genie, der mit eiserner Faust die ungeheure, ungeduldig nach Außen strebende kriegerische Kraft zusammenfaßt und lenkt. Vielleicht ist der Mann schon gefunden. Ich erinnere mich wenigstens, vor zwei Jahren Einen gesehen zu haben, der aus dem Metall gegossen schien, woraus die Geschichte die Halbgötter und die großen Verbrecher gießt. Es war am 20. Juni 1792, dem Vorbereitungstag zum 10. August. Ich stand mit Hunderten von Neugierigen am mittleren Bassin des Tuileriengartens, dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber, wo im Oeil-de Boeuf die Volksmenge den armen König in einer Fensternische belagert hielt. Ganz nahe bei mir stand Dumouriez, welchen der übel, d. h. von seiner

Frau und deren Kamarilla berathene Ludwig wenige Tage zuvor plötzlich und barsch aus dem Ministerium entlassen hatte. Ich erkannte den General, obgleich er seine Gestalt mittelst einer langen Redingote und seine Züge mittelst eines breitkrämpigen Hutes zu verhüllen suchte. Als der König mit der rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenster erschien, umspielte ein sardonisches Lächeln die Mundwinkel des weggejagten Ministers. In diesem Augenblick sagte eine scharf, fast schneidend klingende Stimme mit zornvoller Betonung hinter mir: „Die Lumpenhunde! Man hätte die vorderen Fünfhundert des Gesindels niederkartätschen sollen, die Uebrigen würden sofort ausgerissen sein!“ Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen, schmächtigen, jungen Mann in der verschabten Uniform eines Artillerieoffiziers. Ein hageres, olivengelbes Gesicht, von langen schwarzen Haaren eingerahmt und erhellt durch das melancholische Feuer großer, südländisch-dunkler Augen, die unter einer prachtvoll gebauten Stirne hervorleuchteten. Es war in diesem Kopf, in diesen Zügen etwas Römisches, etwas Cäsarisches, was mich im

höchsten Grade frappirte. Das Hin- und Herwogen der Kommenden und Gehenden trennte mich von dem Manne; ich habe denselben seither nicht wieder gesehen und kenne seinen Namen nicht. Aber seltsamer Weise machte mich die schiller'sche Stelle in deinem letzten Briefe der Erscheinung im Tuilerien-garten lebhaft wieder gedenken.

Dieser 20. Juni! Acht Tage darauf wurde der dem Untergangsstrudel zutreibenden Monarchie ein letztes Rettungsseil zugeworfen. Lafayette kam aus seinem Lager nach Paris geeilt, um die Royalisten und die Konstitutionellen um sich zu sammeln, verklagte den Jakobinismus an die Schranken der Nationalversammlung und bot der königlichen Familie seine Dienste an. Der König behandelte den „General der Konstitution" mit beleidigender Kälte und sprach nur wenige gleichgültige Worte mit ihm. Als die Thüre hinter dem erkältet sich Zurückziehenden ins Schloß fiel, rief die ebenso verständige als tugendhafte Prinzessin Elisabeth aus: „Man muß das Vergangene vergessen und wir müssen uns mit Vertrauen diesem Manne in die Arme werfen, dem

Digitized by Google

einzigen, welcher den König und ſeine Familie retten kann!" „Nein — entgegnete in ihrem hochmüthigen Starrſinn Marie Antoinette — viel beſſer iſt es, zu Grunde zu gehen als durch Lafayette und die Konſtitutionellen gerettet zu werden!" . . . Ob aber das Rettungsſeil haltbar geweſen wäre? Ach nein! Lafayette war nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Rettungsſeile für unterſinkende Königthümer dreht. Seine Erſcheinung in Paris war ganz fruchtlos und mußte es ſein, denn der General war zu dieſer Zeit ſchon völlig verbraucht. Revolutionen nützen unendlich viel Material erſchreckend raſch ab.

Die Bekrönung Ludwigs des Sechszehnten mit der rothen Mütze war die Bekränzung des Opfers, deſſen der „große Altar, wo die rothe Maſſe celebrirt wurde" — wie der wüthende Terroriſt Voulland das Gerüſt der Guillotine nannte — ſchon harrte. Die Erhebung der Mütze der Galeerenſträflinge zum Freiheitsſymbol muß als eine der albernſten Marotten der Revolution bezeichnet werden. Sie entſprang, wie bekannt, aus den Zurüſtungen zu dem thörichten, ja geradezu verbrecheriſchen Triumphe, welchen Col-

Digitized by Google

lot d'Harbois und Mitkomödianten den amneſtirten vierzig Schweizerſoldaten vom Regiment Chateauvieux bereiteten, die mit Fug und Recht zur Galeerenſtrafe verurtheilt worden waren. Weniger bekannt und euch in Deutſchland wohl gar nicht, iſt, daß Robespierre, der abſtrakte Formelmenſch, der zierlich friſirte und gepuderte, wohlgebürſtete Contrat-Social-Pedant, welcher eigentlich ein Fanatiker der Ordnung geweſen, die rothe Mütze verachtete und verabſcheute. Eines Abends zu Ausgang des März von 1792 war ich im revolutionären Pandämonium in der Straße Saint-Honoré, als Dumouriez, wenige Tage zuvor Miniſter geworden, kam, um der „Société-Mère“ ſeine Achtung zu bezeugen. Es war neu eingeführter Brauch, daß, wer die Rednerbühne im Heiligthum Sankti Jakobi beſtieg, die rothe Mütze aufſetzen mußte, und Dumouriez that es. Nach ihm ſprach Robespierre und that es nicht. Ein dienſtbefliſſener Sansculotte eilte ihm auf die Rednerbühne nach und ſtülpte ihm die unentbehrliche Kappe auf die höchſt regelrechte Taubenflügelfriſur. Aber Robespierre, welcher den Launen und Leiden-

Digitized by Google

ſchaften der Menge keineswegs ſchmeichelte und dem nur ſeine Feinde nachreden können, er habe den Muth der Ueberzeugung nicht beſeſſen, riß das rothe Ding entrüſtet vom Kopf und warf es mit der Gebärde unverholenen Abſcheu's zu Boden. In der nämlichen Sitzung hat Dumouriez einen guten, obzwar etwas cyniſchen Witz gemacht. Als man ihm bemerkte, daß man ihn und ſeine Kollegen von der Gironde bei Hofe die Sansculotten-Miniſter nenne, ſagte er lachend: „Ei, was? Nun, wenn wir Sansculotten ſind, ſo wird man nur um ſo beſſer wahrnehmen können, daß wir Männer" . . .

Doch ich wette, ihr kennt daheim den wahren Urſprung des vielberufenen Wortes nicht. Es iſt dieſer. Während der erſten Monate der Revolution luſtwandelten bekanntlich noch viele Leute von der vornehmen Welt höchſt vergnüglich an den Ufern des gewaltigen Stromes, welcher, aus ſeinem Bette ſchwellend, die Luſtwandler bald mit ſich fortreißen ſollte. Eines Tages wohnten zwei vornehme Damen, Frau von Coigny und Frau von P. . ., nach ihrer Gewohnheit der Sitzung der Nationalverſamm-

Digitized by Google

lung an und begleiteten die ihnen mißfällige Rede des royaliſtiſch eifernden Abbé Maury von der Galerie herab mit geräuſchvollen Mißfallsbezeugungen. Aergerlich darüber, ſchrie der grobe Abbé, auf die beiden Damen mit dem Finger deutend, zum Präſidenten hinüber: „Herr Präſident, ſtopfen Sie doch den beiden Sansculottes dort die Mäuler!“

Dieſer Maury focht wacker in der Vorderreihe der Edelleute und Prieſter, welche es darauf angelegt hatten, die Revolution zu vergiften, um, wie ſie hofften, durch die Anarchie hindurch zum Ancien Régime zurückzugelangen. Gerade wie auf der andern Seite den Demagogen der niedrigſten Sorte, ſo war auch dieſen Vertheidigern von Thron und Altar kein Mittel zu ſchlecht, die Inſtinkte zu verwirren, die Köpfe zu erhitzen, die Leidenſchaften zu entzügeln. Auf den Umſtand, daß in den Provinzen die Volksmenge noch dem kraſſeſten Aberglauben und ſtupideſten Götzendienſt ergeben iſt, wurden niederträchtige Machinationen baſirt und insbeſondere war man erfinderiſch in Ränken und Schwänken, um die Geiſtlichen, welche, getreu ihrem Lande und gehorſam dem

Geſetze die Civil-Konſtitution des Klerus angenommen und den Schwur auf die Verfaſſung geleiſtet hatten, beim Volke in Mißkredit zu bringen und mit ihnen zugleich die Revolution verdächtig und verhaßt zu machen. Ein Beiſpiel. — Der Pfarrer zu Chatillon ſur Sêvres war ſo ein „prêtre assermenté“. Um ihn zu ruiniren wurde ein Mittelchen angewandt, welches ſpaßhaft geweſen wäre, wenn es nicht ſo ſataniſch-boshaft. Als nämlich eines Sonntags der Pfarrer das Tabernakel aufſchloß, um den Hoſtienkelch herauszunehmen und daraus den vor dem Altar knieenden Gläubigen das Fleiſch und das Blut Chriſti mitzutheilen, ſprang ihm aus dem geöffneten Tabernakel ein großer ſchwarzer Kater entgegen, ſetzte ingrimmig pfauchend über den Altartiſch weg, durchbrach mit Miaugeſchrei die Kette der Kommunikanten und rannte mit hoch emporgeſtelltem Schweife zur Kirche hinaus. Entſetzt ſtob die fromme Schar auseinander und der Sakriſtan, welcher den unglücklichen Murr in das Tabernakel praktizirt hatte, erhöhte die Wirkung des erwecklichen und erſchrecklichen Wunders durch das kräftigſt an-

Digitized by Google

geſtimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam“ ſind dutzendweiſe vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moſes an bis heute Gott verunſtaltet haben und verunſtalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar“, wenn wir, Gemengſel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unſeren kühnſten Gedankenflügen alles Beſte, Schönſte, Höchſte in der Idee der Gottheit zuſammenfaſſen, hieß es dann dieſer nicht auch eine namenloſe Schändung anthun, wenn Menſchen, d. h. Menſchen-Beſtien, welche ſich aus dem Taumelkelch des Jakobinismus einen Tollrauſch getrunken hatten, den unerſättlichen Aasgeier Marat vergötterten? O, arme, große Charlotte Corday, Heldin, ſchön wie eine Roſe und rein wie Schnee, noch ſehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Geſtalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin ſtigmatiſiren ſollte und dich ſtatt deſſen mit dem purpurnen Nimbus des Mar-

tyriums umgab, noch ſehe ich dich, wie du, beſcheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unſäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blicktest, welche maratiſtiſch dich umheulten!

Ganz eigenthümlich verſchiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chenier in die Revolutionsepiſode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieſer Zeit hervorgebracht, und unbedingt eines der koſtbarſten Opfer des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumph der Schweizer von Chateauvieux die unauslöſchliche Brandmarke ſeiner Verſe aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er ſeine Heldin alſo anſprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans tes complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices.
Baigne-toi dans le tien, et reconnais les dieux!“

Der andere Bruder aber, Marie Joſeph Chenier, erſtattete am 14. November vorigen Jahres im

Konvent den Bericht über das Gesetz, kraft dessen die Ueberreste Marats ins Pantheon gebracht wurden. Aber das genügte der Maratmanie noch nicht. Das Herz des Aasgeiers ward in eine köstliche Urne von Achatstein verschlossen und diese auf einem eigens hierzu im Garten des Luxemburgpalastes errichteten Altar zur Anbetung ausgestellt. Zur Anbetung, ja! Man verbrannte Weihrauch vor diesem Heiligthum und ich habe ein gedrucktes Gebet in Händen gehabt, worin es hieß: „Herz Jesu, Herz Marats! O, heiliges Herz Jesu! O, heiliges Herz Marats!“ Auf dem Karrouselplatz vor den Tuilerien erbaute man zu Ehren von Marat eine Pyramide, in deren Innerem seine Büste, seine Badwanne, sein Schreibzeug und seine Lampe als hochverehrte Reliquien aufgestellt wurden.

Im Buche des menschlichen Wahnsinns, sonst auch bescheidentlich Weltgeschichte genannt, darf sich diese Marat-Vergottung sicherlich neben dem Wahnwitzigsten sehen lassen und kann selbst neben den Beschlüssen des Koncils von Nikäa, neben den „Acta sanctorum“, neben den Bullen der Gregore und Innocenze, neben der Inquisition und den Herenpro-

Digitized by Google

zeſſen, neben der Bibelbuchſtabenabgötterei Luthers und dem Gnadenwahldogma Kalvins mit Ehren figuriren. Glücklich, dreimal glücklich die Unwiſſenden, welche in thierähnlicher Stumpfheit über dieſe unſere Erde hinduſeln, ohne zu ahnen, daß kaum ein Fleck auf derſelben zu finden, wo nicht ein Blödſinn oder ein Gräuel geſchah.

5.

Ariſtogeiton an Harmodios.

Weimar, Auguſt 1795.

Du würdeſt dich in unſerer Muſenſtadt, allwo du vor Zeiten die „Geniewirthſchaft“ mitangeſehen und ſogar mitgemacht, kaum noch auskennen, lieber Freund. So abenteuerliche Geſtalten, wie damals hier ſpukten, ſolche Geſellen wie Lenz, Klinger, Kaufmann und Konſorten, würden jetzt keine Gaſtfreundſchaft mehr finden und Verſuche, das Poetiſche zu verwirklichen, Gedichte zu leben, wie wir vordem

auf der Ettersburg, zu Ilmenau, in Stützerbach und auf dem Gickelhahn kraftgenialisch sie angestellt haben, wären jetzt geradezu unmöglich. Alles hat sich vernüchtert und versteift und selbst der Humor Karl Augusts spielt, wie mir scheinen will, seit des Herzogs Heimkehr von der so kläglich verlaufenen Campagne nach der Champagne nicht mehr in den früheren Brillantfarben. Es hängt etwas in der Luft, das mit Schicksalsschwere auf die Gemüther drückt und auch in die literarische Bewegung mehr und mehr Verstimmung und Parteiung hineinträgt. Herder, welcher den guten alten Papa Wieland mit sich zieht, stellt sich immer moroser dem göthe-schiller'schen Kreise gegenüber und geht in seiner Verbitterung so weit, daß er den neueren Schöpfungen der beiden großen Freunde das trivialste, platteste Makulaturzeug, wie z. B. das Romangeschmier eines Lafontaine und die zu kindischem Gefasel und Gelalle heruntergesunkene Reimerei des armen alten Gleim vorzuziehen affektirt.

Göthe hat einen leidlich gelungenen Versuch gemacht, für die weimarer Literaten und die jenenser

Gelehrten einen ausgleichenden Mittelpunkt zu schaffen. Es ist dies der wissenschaftliche Verein, welcher allmonatlich eine feierliche Sitzung hält und zwar im Palais der Herzogin Amalia. In einer dieser Sitzungen hörte ich in Gegenwart des ganzen Hofes einmal den wackern Knebel eine Abhandlung über die Höflichkeit vortragen, worin der deutschen Aristokratie starke Wahrheiten gesagt wurden, und zwar demokratisch herb und derb. Du ersiehst hieraus, daß man hier keineswegs von der Jakobinerangst befallen ist, welche freilich an andern deutschen Höfen wahrhaft lächerlich grassirt. Im Uebrigen ist hier, nach dem Vorgange Göthe's, dermalen das Dilettiren mit der Natur und Naturwissenschaft unter den „Gebildeten" die Mode des Tages und insbesondere sind die Weiber ganz darauf versessen, Herbarien zu kleistern und Steinsammlungen anzulegen. Die Sache hat aber ihre ernste Seite. Denn soviel ist klar, jeder Vorschritt auf dem Wege zur Erkenntniß der Naturgesetze bricht einen Stein aus der Bastille des Bonzenthums . . . .

Fast scheint es, der Glanz Weimars müßte vor

dem aufgehenden Jena's erblassen. Die alte Universität hat durch die Anwesenheit Schillers und mehr noch durch das Auftreten des jungen Philosophen Fichte einen neuen Aufschwung genommen. Eine Elite von begabten und strebsamen Jünglingen, von welchen man sich für Wissenschaft und Poesie Vorzügliches verspricht, ist aus allen Gegenden Deutschlands dort versammelt. Man nennt als bedeutend insbesondere zwei Brüder Humboldt, ferner zwei Brüder Schlegel, dann Hardenberg, Schelling und Brentano. Man muß glauben, daß eine neue Literaturepoche anzubrechen im Begriffe sei, namentlich wenn man erwägt, daß das meteorgleich aufsteigende Gestirn des Wunsiedlers Jean Paul Friedrich Richter neuestens die Gestirne Göthe's und Schillers zu verdunkeln droht. Von dem Enthusiasmus, welchen gegenwärtig der „Hesperus" Richters erregt, namentlich in der Frauenwelt, kannst du dir gar keine Vorstellung machen. Alle schönen und nichtschönen „Sansculottes" hier und in Berlin und überall, von wo ich höre, sind hesperussüchtig. Es sind aber auch wunderbare Sachen in dem Buch, das muß man sagen . . .

Digitized by Google

Neulich hab' ich eine genußreiche Woche drüben in dem „lieben alten Neſt", wie Göthe Jena nennt, verlebt. Eines Tages war ich mit Fichte und Woltmann bei Schiller. Frau Lotte hatte uns eben den Kaffee eingeſchenkt, als der Dichter mit einem Blatt Papier in der Hand aus ſeiner Arbeitsſtube herüberkam. Er ſah vergnügt aus und ſagte: „Hört, ich habe da Etwas gemacht; weiß aber nicht, ob es Etwas iſt." Damit begann er zu leſen: —

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen
Und Eichen ſtürzen unter ihm.
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen
Horcht ihm der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht:
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

Die folgenden Strophen weiß ich nicht mehr anzuführen, aber das ganze Gedicht iſt eine prachtvollgedankenreiche Transfiguration der Miſſion des Dichters. Wir hatten mit freudigſter Theilnahme gelauſcht, und als Schiller von ſeinem Papier aufblickend uns

ins Geſicht und in die freudeſtralenden Augen ſeiner Frau ſah, ſagte er: „Ich hab' ſchon gefürchtet, meine poetiſche Ader ſei ganz vertrocknet; aber es ſcheint doch, ſie wolle wieder in Fluß kommen.“

Frau Lotte fragte mich nach Neuigkeiten aus Weimar, worauf Woltmann meiner Antwort mit den Worten zuvorkam: „Nun, das Neueſte iſt, daß Göthe's Vulpia wieder mal eine Sechswochen-Reiſe thun muß. Die erſte dieſer Reiſen fiel, mein' ich, in den Dezember von 1789. Die wievielte iſt wohl die gegenwärtige, Frau Hofräthin?“ „Ich bin nicht in die Geheimniſſe der Demoiſelle eingeweiht“, entgegnete den Mund verziehend Frau Lotte und ging hinaus. Sie verehrt zwar den Göthe hoch und innig, kann aber ſchon aus Rückſicht auf ihre Freundin Charlotte von Stein natürlich die „Demoiſelle“ nicht leiden, mit welcher ſich Göthe nach ſeiner Heimkehr aus Italien ſelber kopulirt hat. „Iſt's denn wahr — fuhr Woltmann fort — daß die Stein, welche denn doch nachgerade ſehr unter das alte Eiſen gehört, noch immer voll Gift und Galle auf die arme Vulpia iſt?“ „Ja, verſetzte Schiller, in ſolchen Dingen

verſtehen die Weiber keinen Spaß. Bei mir daheim in Schwaben gibt's ein Wort, welches das Gefühl, was Frau von Stein noch jetzt gegen die Demoiſelle hegt, draſtiſch-richtig kennzeichnet. Schade, daß es in guter Geſellſchaft nicht präſentabel."

Dann ſprach er mit Fichte über deſſen kühne Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution," und zwar ſprach er als Ariſtokrat, — in dieſes Wortes eigentlichem und urſprünglichem Sinne, wohlverſtanden! Der Demokrat Fichte hielt ihm energiſch Widerpart und Schiller beſchloß endlich den Diſput, indem er, auf Kants „Kritik der reinen Vernunft" weiſend, welche auf dem Tiſche lag, ſagte: „Die rechten und wirklichen Prinzipien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung zu Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen. Sie ſind noch nirgends als hier!" Worauf Fichte, das himmelſtürmende Buch mit der Linken aufraffend, mit der Rechten darauf ſchlagend und mit ſeinen dunkeln, blitzenden Kugelaugen den Dichter anſchießend: — „Und wiſſen Sie, Herr Hofrath, was

Digitized by Google

dieſes Buch eigentlich iſt? Ich will es Ihnen ſagen. Es iſt die deutſche Guillotine!“

6.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, November 1795.

Ahnt' ich es doch, daß hinter dem jungen Kriegsmann, welchen ich am 20. Juni von 1792 im Tuileriengarten geſehen, Etwas ſtecken müßte. Unlängſt ſah ich ihn wieder als General Bonaparte, am 13. Vendemiaire (5. Oktober) mit ſchnellfertiger Energie die royaliſtiſche Inſurrektion gegen den Konvent zerſtäubend. Ich hatte da einen Augenblick Gelegenheit, zu beobachten, wie er von den Stufen der Kirche von Saint-Roch herab ſeine Befehle gab. Ein Marmorantlitz, ein Herrſcherblick! Die Art, wie er ſeine Rechte bewegte, ſchien anzudeuten, er fühle, daß das Geſchick Frankreichs in dieſe ſeine Hand gelegt ſei. Alles in Allem: dieſer Mann hat vielleicht das Zeug zu einem

Cäsar oder Cromwell, gewiß aber nicht zu einem Washington.

Am 26. Oktober hat der Konvent seine Sitzungen geschlossen und zu existiren aufgehört. Der Vulkan in den Tuilerien, wohin er sich aus der Manége versetzt hatte, ist erloschen. Eruptionen, wie der in die Welt geschleudert, müssen jeden Vulkan erschöpfen. Die ungeheure Arbeit, welche diese Versammlung zu thun hatte und welche von ihr wirklich gethan wurde, wird erst eine spätere Zeit leidlich gerecht zu werthen wissen. Auch die Verdienste und die Verbrechen der Helden und Opfer der Konventspolitik werden erst in viel späterer Zeit auf der Goldwage der Geschichte richtig geprobt werden. Heutzutage wirft noch Jeder seine Parteileidenschaft in die eine oder andere Wagschale. Merkwürdig ist aber, daß sich das Urtheil über den mir persönlich stets unausstehlich gewesenen Contrat-Social-Pedanten Robespierre schon jetzt zu modifiziren beginnt. Aufrichtige Republikaner, welche das Blutregiment stets verabscheuten, nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie einen groben politischen Fehler begangen

Digitized by Google

hätten, als sie am 9. Thermidor mit den Feinden Robespierre's, mit solchen notorischen Schurken wie Tallien und Collot, gemeinschaftliche Sache machten. Noch mehr, ein eifriger, aber ehrlicher und urtheilsfähiger Royalist, Monsieur de Beaulieu, hat neulich öffentlich geäußert, es „sei ganz unbestreitbar, daß die größten Gewaltsamkeiten seit dem Beginn des Jahres 1794 durch die Leute hervorgerufen und in Szene gesetzt wurden, welche auf den Sturz Robespierre's sannen."

Am 28. October ist mit der Eröffnung des Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten die Konstitution des Jahres 3 der Republik ins Leben getreten. Seither wurde auch die oberste Exekutiv-Gewalt, das Direktorium, gewählt und installirt. Es wird eine Regierung der Schwäche sein, obgleich ein ehemaliges Hauptmitglied des Wohlfahrtsausschusses, Carnot, darin sitzt und obgleich ein anderes Mitglied, Rewbell, dieser Tage sehr vernehmlich sagte: „Der einzige Vorwurf, welchen ich Robespierre mache, ist, daß er zu milde gewesen." Wir treiben, das ist meine feste Ueberzeugung, nicht allzu schnell, aber sicher zur Monarchie zurück. Denn alle

Digitized by Google

Welt ſehnt ſich nach Ruhe um jeden Preis. Die Illuſionen ſind zerſtoben, die Prinzipien verbraucht oder verfälſcht, die politiſchen Schauſtücke ſind zum Ekel geworden und auf die Metze Popularität ſpeit man. Mit Recht! Faſſe nur, mein Freund, um die bodenloſe Infamie dieſer Metze zu erkennen, dies eine Beiſpiel ins Auge. Am 14. Juli von 1792, beim zweiten Föderationsfeſt, war Pethion der Herrgott der Pariſer, der Abgott Frankreichs. Gerade ein Jahr, nur ein Jahr ſpäter fand man bei Saint-Emilion den von Wölfen angefreſſenen Leichnam des Abgotts, der ſich, vom Konvent geächtet, auf qualvoller Flucht ſelber den Tod gegeben hatte. Das Gedächtniß der Menge für ihre Lieblinge iſt, wo möglich, noch kürzer als ihr Verſtand, und wer ſich den Reſpekt und die Anhänglichkeit des großen Haufens auf die Dauer ſichern will, thut am beſten, wenn er ſtets zu demſelben ſpricht, wie der Herr zu dem Knecht...

Das Regiment des Schreckens iſt vorüber, das der Lüderlichkeit hebt an. Die alte Kokette Paris putzt ſich nach Kräften auf, um die verrauſchte Blutorgie in Wolluſtbakchanalien zu vergeſſen. Alle

Digitized by Google

Welt lechzt nach Genuß, Jedermann stürzt sich in alle möglichen und irgendwie erschwinglichen Vergnügungen und Niemand kümmert sich um den sicher bevorstehenden kolossalen Staatsbankerott. (Im November 1794 waren 6 Milliarden und 400 Millionen Assignaten im Umlauf, im Juli 1795 nicht weniger als 12 Milliarden. Gegenwärtig steht an der Börse der Louisd'or auf 3500 Livres; 145 Livre in Papier sind gleich 1 Livre in Silber. Damit du eine Vorstellung erhaltest von der Theurung, welche alle diese Jahre her hier geherrscht hat, will ich dir mittheilen, daß der Haushalt meines Hauswirths, welcher auf höchst bescheiden bürgerlichem Fuße geführt wird und nur 3 Personen zählt, laut dem Haushaltsjournal im Monat Dezember des verflossenen Jahres 5022 Francs gekostet hat. Ich fand da Posten wie diese: — 1 Fuhre Holz 1460 Fr., 9 Pfund Talgkerzen 900 Fr., 7 Pfund Oel 700 Fr., 4 Pfd. Zucker 400 Fr., 1 Scheffel Kartoffeln 200 Fr., 4 Pfd. Brod 180 Fr.)

Es liegt ein melancholischer Reiz für mich darin, die Stadt zu durchwandern, welche seit etlichen Monaten wenigstens in mehreren Quartieren schüchterne

Verſuche macht, wieder ein ariſtokratiſches und royaliſtiſches Ausſehen zu gewinnen, und mich auf ſolchen Wanderungen der Szenen zu erinnern, welche ich auf dieſen Straßen und Plätzen mitangeſehen habe zur Zeit des Ohnehoſenregiments, wo Cambon ſeinen Concitoyens zuſchrie: „Wollt ihr eurer Pflicht genugthun und eure Angelegenheiten fördern? Guillotinirt! Wollt ihr die ungeheuren Koſten eurer Armeen aufbringen? Guillotinirt! Wollt ihr eure unberechenbare Staatsſchuld bezahlen? Guillotinirt! Guillotinirt!“. . . und wo Guillotine-Anakreon Barère die Philoſophie des Schreckens zu dem Satze zuſpitzte: „Das Brett der Guillotine iſt ein Bett, nur etwas ſchlechter gemacht als ein anderes.“

Damals konnte man leicht wahrnehmen, daß das Wort des Schreckens-Syſtematikers Saint-Juſt, welcher in einem mädchenhaft ſchönen Körper eine Eiſenſeele trug, das Wort: „Mit Rückſichten und Schonungen macht man keine Republik!“ konſequente Ausleger gefunden habe. Der Terrorismus hatte der Stadt ſein düſteres Gepräge aufgedrückt und überall laſtete die Eintönigkeit eines forcirten

Digitized by Google

Spartanerthums. In den Straßen, deren Häuserzeilen nur noch wie unendliche Avistafeln für die bis zum Ekel zahllos wiederholte Inschrift: „Liberté, égalite et fraternité ou la mort!“ aussahen, kein frohes Regen und Bewegen, keine Prozessionen, keine Equipagen, kein Luxus mehr. Nur die öde Affektation des Sansculottismus, die garstige Carmagnole-Uniformität. Dieser Mode zufolge traten die Männer einher in Wämsern von grobem schwarzem Tuch, langen Beinkleidern von gleicher Farbe, blauweißrothen Westen, unter der Nase möglichst ungeheuerliche Schnauzbärte, auf dem Kopfe die glatte schwarze „Jakobitenperücke“ und darüber die rothe Galeerenmütze mit der pflugradgroßen Nationalkokarde, dem unerläßlichen Zeugniß des „Civismus“, welches auch die Frauen in irgend einer Form tragen mußten. Ja, die terroristische Pedanterei ging so weit, daß auch den Acteurs und Actricen auf der Bühne das Tragen der Nationalfarben nicht erlassen wurde. Du kannst dir denken, wie prächtig sich das machte, wenn Corneille's alter Horatius und Voltaire's Brutus, Molière's Tartuffe und Racine's Phädra

mit mächtigen Trikolorkokarden an Helmen, Hüten und Hauben auftraten.

Die Weiber griechelten, d. h. sie gingen in Nachahmung der griechischen Hetärentracht so weit, daß sie zur Stunde glücklich dabei angelangt sind, nur noch ein Hemde, ja, nur noch ein Hemde in des Wortes verwegenst-hemdlicher Bedeutung statt aller übrigen Kleidung zu tragen. Da auf diesem Gebiete der Mode bislang durchaus noch keine Reaktion eingetreten ist, so sehe ich den Tag kommen, wo wahrhaft modische Damen auch noch des letzten Kleidungsstückes sich begeben werden, mit dem Kirchenvater Klemens von Alexandrien philosophirend: „Die Schamhaftigkeit liegt nicht im Hemde.“ Wenn man Augenzeuge gewesen und jetzt noch ist, mit welcher paradiesischen Unbefangenheit Mesdames und Mesdemoiselles les Citoyennes ihr Fleisch in den Logen der Theater und anderwärts zur Schau auslegten und auslegen, kann man sich über den unglaublichen Cynismus des Umgangstons und Zeitungsstyls, welcher in den letzten Jahren hier aufgekommen ist, nicht sehr verwundern. Das Unflätigste

hierin hat bekanntlich der „Père Duchesne“ geleistet, aber an kolossaler Hyperbelhaftigkeit kam auf diesem Gebiete Keiner und Keine dem Danton gleich. Als ein getreuer Warner ihn benachrichtigte, Robespierre hole zum entscheidenden Schlage gegen ihn aus, sagte der Gigant lachend: „Robespierre? Bah! Je le mettrai au bout de mon . . ., et je le ferai tourner comme une toupie“. Du kannst dir leicht vorstellen, wie dem luciferischen Stolze Robespierre's dieser Witz thun mußte.

Die brutal-demokratische Dutzbruderschaft, welche von den Sansculotten den Leuten aufgezwungen, ja sogar im November 1793 von Staatswegen allen Beamten der Republik anbefohlen wurde, war nicht weniger eine terroristische Narrheit als das kindische Wüthen gegen alle Denkmäler und Erinnerungen des Königthums. Die Worte Roi und Royal waren förmlich geächtet, selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden unterdrückt. Leute, welche den Namen Le Roi führten, veränderten denselben, auf seinen „höchst verdächtigen“ Klang aufmerksam gemacht, in La Loi. Eine Citoyenne, welche Reine

hieß, taufte sich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. Noch patriotischer verfuhr eine Mutter im Faubourg Saint-Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchterlein den Namen National-Picke beilegte.

Aber am widerlichsten grimassirte und ras'te La Terreur aber doch in den vom verrückten Chaumette und seinem Haupthandlanger Momoro aufgebrachten und eifrigst geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin-Kults. Hier gipfelte das terroristische Aergerniß, und wer noch einen Funken von gesundem Menschenverstand und Gefühl besaß, mußte sich mit Entrüstung und Ekel von diesen abgeschmackten und schamlosen Nummereien abwenden. Der gotteslästerliche und gottesleugnerische Wahnwitz lief geradezu in Blödsinn aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Magenthies in einer an den Konvent gerichteten Petition verlangte, es sollte Todesstrafe über Jeden verhängt werden, welcher so „abergläubisch" sei, in einem Schwur, einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher Art den Ausdruck „Gott" zu gebrauchen. Wie es aber der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an heldischen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille

Desmoulins durch beispiellos muthvolle Befehdung jener Theorie und dieser Praxis in seinem „Vieux Cordelier“ alle seine Verfehlungen glorreich gesühnt hat, so fehlte es auch dem Vernunft-Göttin-Skandal keineswegs an muthigen Gegnern. Grégoire erhob vom religiös-sittlichen, Danton vom staatsmännischen Standpunkt aus kräftige Einsprache gegen das atheistische Spektakel; aber am entschiedensten ging demselben Robespierre zu Leibe. Denn wie sein Meister Rousseau, war auch er ein standhafter Deist und in diesem Umstand lag, will mir scheinen, der erste Keim seines Zerwürfnisses mit den Girondisten, welche bekanntlich dem heiteren Heidenthum von Hellas oder auch dem materialistischen Kredo ihrer Epoche zugeneigt waren.

Ich erinnere mich eines nach dieser Richtung hin sehr charakteristischen Auftritts. Zur Zeit, wo die Macht der Gironde auf ihrem Gipfelpunkt stand, wurde eines Abends bei den Jakobinern eine von Robespierre verfaßte Adresse diskutirt, in welcher die Worte: „Providence“ und „Dieu“ vorkamen. Der Girondist Guadet erhob sich gegen solche „Su-

Digitized by Google

perstition“ und machte das Festhalten an derselben dem Verfasser der Adresse heftig zum Vorwurf, sagend: „Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann, welcher seit drei Jahren so muthvoll gearbeitet hat, das Volk von der Sklaverei des Despotismus zu befreien, mithelfen kann, dasselbe in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen.“ Die Improvisation, womit Robespierre diesen Angriff zurückwies, war vernichtend. Er hat niemals besser und schöner gesprochen. Noch sehe ich ihn, wie er, die unansehnliche und unschöne Gestalt vom Feuer echtesten Pathos vergrößert und verschönert, zuletzt das erhabene Wort sprach: „Allein mit meiner Seele, wie sollte und wollte ich Kämpfe, die über Menschenkraft gehen, bestanden und überstanden haben, so ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?“

„Seul avec mon âme!“ Gewiß, das war einer jener schrecklichen Aufschreie, wie sie das Menschenherz ausstößt in höchster Qual. Aber was weiter? Männer von Genius, welche zugleich das Unglück haben, Prinzipmenschen und Charaktermänner zu

ſein, ſind ja immer allein mit ihrer Seele, ſind allzeit einſam in dieſer Menſchenwüſte . . .

(Die mitgetheilten Briefe ſind das Bruchſtück einer beabſichtigten größeren Schrift, in welcher ich die kultur- und ſittengeſchichtlichen Merkmale und Gegenſätze des deutſchen und des franzöſiſchen Lebens im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu deutlicher Anſchauung bringen wollte. Ich werde ſchwerlich mehr Trieb und Stimmung zur Fortführung dieſer Arbeit finden und ſo mag das Fragment in die Welt gehen.)

Digitized by

Fichte.

Digitized by Google

1.

„Fichte heißt dieser Mann, dem selbst seine entschiedensten Widersacher Nichts nachzusagen wissen, was den leisesten Flecken auf seinen Charakter würfe, sondern über den das ganze unterrichtete Deutschland sich längst vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit selbst war. Es verlohnt sich wohl, über diesen Mann noch einige Worte zu sagen“ . . . So eine deutsche Zeitung im September von 1822, als jene riesige Giftspinne, im Neste der Heiligen Allianz ausgebrütet und genannt „Mainzer Centraluntersuchungskommission“, das Andenken des großen Todten in die Maschen ihres schmutztriefenden Netzes zu verstricken gewagt hatte.

Ja, wohl lohnte es sich damals, zu einer Zeit stupid-boshafter Brutalität von Oben und knechtisch-

Digitized by Google

feiger Erschlaffung von Unten, der Mühe, wieder an einen Gelehrten zu erinnern, der nicht nur ein solcher, sondern auch ein Mann gewesen war, ein Charakter vom edelsten Metall, in jeder Beziehung einer der besten Männer deutscher Nation und wahrlich nicht im Sinne der „besten" Männer, d. h. Unmänner von 1848. Auch heutzutage, wo die Charakterlosigkeit als anerkanntes Zubehör „praktischer" Lebensweisheit sich breitmacht und Flitterphrasen den Mangel an Gesinnungstreue und Muth bemänteln müssen, dürfte es wieder der Mühe sich lohnen, an einen Mann vom Schlage Fichte's zu erinnern. Liegt doch im Anschauen solcher vom Hauche des Ideals „umwitterter" Gestalten etwas die moralische Atmosphäre Reinigendes, etwas Stärkendes und Erhebendes . . .

Jedermann weiß, daß die Geschlechtsregister der großen Menschen nicht im „Almanac de Gotha" zu suchen sind. Es ist Ausnahme, nicht Regel, wenn auf den sogenannten „Höhen der Gesellschaft" ein tüchtiger, geschweige ein um eines Hauptes Länge über seine Zeitgenossen wegragender Mann

aufwächſt. Eher noch gedeihen dort bedeutende Frauen, welche Thatſache Jean Paul in ſeiner Art geiſtvoll bezeugt hat, indem er ſagte: „In die Neſter der höheren Stände ſteige ich eben nur der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer ſind als die Männchen.“ Nicht die Gunſt, ſondern vielmehr die Ungunſt der Verhältniſſe iſt der Hammer, welcher den Mann ſchmiedet. Die Kinder des Glücks und nun gar vollends die „im Purpur geborenen“ erfahren nur ſelten oder nie jenen ſchmerzlichen, aber heilſamen Druck der Noth, welcher die Muskeln der Seele ſtählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meiſterin“, die Noth, ſie iſt es, welche den kategoriſchen Imperativ der Pflicht lehrt und willensſtarke Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu ſein, um Herders Ausſpruch, daß alles wahrhaft Gute und Große nur aus dem Volke komme, als vollkommen gerechtfertigt anzuerkennen. Freilich, der Unterſchied zwiſchen Volk und Proletariat, welchen nur Thoren leugnen können, iſt hiebei ſcharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Proletariat iſt noch kein Pro-

phet aufgestanden, aus dem Volke gingen alle hervor, vom Zimmermann von Nazareth an bis herab auf James Watt und Charles Fourier.

Im Dorfe Rammenau in der Oberlausitz wurde am 19. Mai 1762 dem Bandweber Christian Fichte ein Sohn geboren, Johann Gottlieb Fichte, der zu einem stillen, träumerischen, nachdenklichen Knaben heranwuchs, nicht eben besondere, glänzende Fähigkeiten verrieth und in keiner Weise zu den „Wunderkindern" gehörte, aus welchen gewöhnlich nur sehr ordinäre Menschen werden. Man sagt, ein uralter Großoheim habe dem Kinde in der Wiege einen weitklingenden Namen prophezeit. Gewiß jedoch ist, daß in dem weichen, gern einsam durch Flur und Wald schweifenden, die Blicke träumerisch-sehnsüchtig in die Ferne wendenden Jungen Niemand den Mann von unbeugsamem Willen, den tapfersten der Philosophen ahnen konnte. Aber im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armuth härtet sich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerstiebt.

Es war keine Aussicht vorhanden, daß der junge

Johann Gottlieb dermaleinſt in der Welt einen andern Platz würde einnehmen können als den an einem der Webſtühle, die unter dem Dache ſeines Vaterhauſes klapperten, und möglich, wahrſcheinlich ſogar iſt es, daß er an dieſem Platze das, was die Menſchen ſo „Glück“ nennen, beſſer gefunden hätte als er es anderwärts fand. „Bene vixit, qui bene latuit.“ Allein ſchattengleich-flüchtig und namenlos über die Erde hinzuſtreichen und in einem ſtillumfriedeten Winkel das eigene kleine Glück zu bauen, iſt Solchen nicht gegönnt, welche „Adler im Haupte tragen.“ Zwar iſt er, wie geſagt, kein Wunderkind geweſen, doch mitunter blitzte plötzlich ein Funkenſchlag des Genius aus der Seele des Weberjungen.

Da war aber ein Ortspfarrer, welchem das nicht entging, und der würdige Mann begann nicht nur den Knaben zu unterrichten, ſondern lenkte auch die Aufmerkſamkeit eines wohlwollenden Edelmanns, des Freiherrn von Miltitz, auf denſelben. Die Güte dieſes Gönners erſchloß unſerem Johann Gottlieb die wiſſenſchaftliche Laufbahn; denn des Freiherrn

Fürsorge machte es möglich, daß sein junger Schützling die Stadtschule zu Meißen, dann das Gymnasium zu Schulpforta und zu Michaelis 1780 die Universität Jena beziehen konnte, zunächst in der Absicht, Theologie zu studiren. Da jedoch unser der Gottesgelahrtheit Beflissener mit der schon damals ihm eigenen Energie daran ging, das Glauben mit dem Wissen, die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen oder, wie er sagte, sich eine „haltbare Dogmatik" zu schaffen, so ging es mit seinem Theologismus erst langsam, dann rasch und rascher bergab. Eine „haltbare Dogmatik!" Wo denn wäre die zu finden, wenn nicht im Nebelheim der absoluten Gedankenlosigkeit?

Auf diesem Boden sich anzusiedeln war Fichte nicht gemacht. In Wahrheit, er hatte die Linksschwenkung von der Theologie zur Philosophie bereits vollzogen, während er noch von dem idyllischen Glück eines dorfpastorlichen Daseins träumte. Träumen war sonst zu dieser Zeit, wo der Jüngling sein philosophisches Talent in die strenge Schule Spinoza's gab, nicht eben mehr seine Sache. Aber seine

Lage in der Gegenwart war so, daß man begreift, wie er zu seinem Trost ein Zukunftsidyll der erwähnten Art sich ausmalen mochte. Denn zu den inneren Bedrängnissen des Strebenden, der unter hartem Ringen zwischen Glauben und Zweifel den Kern seiner nachmaligen Philosophie, die freie Selbstbestimmung, in seiner Seele reifen fühlte, traten äußere hinzu, da der gütige Freiherr von Miltitz inzwischen gestorben war. Von jetzt an hat der junge Fichte lange Jahre sein Brot, und zwar häufig im herbsten Wortsinne das trockene Brot, dem Leben abkämpfen müssen. Das Ergebniß dieses Kampfes war jene herrliche Mannhaftigkeit, welche wir an Fichte so sehr zu bewundern und leider an so vielen Gelehrten so sehr zu vermissen haben. Es gab von jeher und gibt noch heute in Deutschland eine Menge von armen und bitterarmen Studenten- und Kandidatenexistenzen; aber kaum dürfte eine zweite mit solcher Kraft, mit solchem Stolze sogar getragen worden sein, wie Fichte die seinige trug.

Digitized by Google

2.

Zu den geplagteſten Sterblichen damaliger Zeit gehörten die Hauslehrer, welche bei dem kläglichen Zuſtande der öffentlichen Schulen viel nöthiger und viel zahlreicher waren als ſpäter. Wen nicht etwa, was freilich häufig genug der Fall, eine angeborene und lakaienhaft entwickelte Gemeinheit darüber hinwegbrachte, der konnte in einem ſolchen Magiſterdaſein den Unterſchied von Ideal und Wirklichkeit in ſeiner bitterſten Schroffheit kennen lernen. Es war dies auch Fichte's Loos; denn vom Jahre 1784 an that er in verſchiedenen ſächſiſchen Familien Hauslehrerdienſte. Er machte aber auf dieſer Laufbahn kein Glück. Seine „Orthodorie", d. h. Nichtorthodorie erregte „höheren Ortes" Bedenken und war er nicht der Mann, welcher, wie Thümmels Magiſter Sebaldus, vorkommenden Falles dazu ſich hergegeben hätte, ein abgetragenes Kammermädchen zu heiraten. Im Jahre 1788 finden wir unſern angehenden Philoſophen in einem elenden Dachkäm-

merchen zu Leipzig, ohne Stelle, ohne Aussicht, am Hungertuche nagend. In dieser Noth ward ihm durch den vielverdienten Steuereinnehmer Weiße, den „Kinderfreund", eine Hauslehrerstelle in Zürich angetragen und im August desselben Jahres machte sich Fichte zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz.

In dem an der alten Limmatbrücke gelegenen Gasthof „Zum Schwert," damals und noch etliche vierzig Jahre lang nachher der erste Zürichs, hat Fichte die Kinder des Besitzers Ott, einen Knaben und ein Mädchen, unterrichtet und nebenbei, weil dies nöthig, auch die Mutter seiner Zöglinge erzogen. Vorübungen zur Schriftstellerei füllten die kärglich zugemessenen Mußestunden des Hauslehrers, der sich zugleich auch wieder als Kandidat der Theologie sehen und hören ließ, da ihm Lavaters Verwendung den Zutritt zur Kanzel im Münster eröffnete. Auch in der Gemeinde Flaach und an sonstigen Orten des Kantons hat er etliche Male gepredigt und es wurden seinen Kanzelreden die Hauptmerkmale seiner späteren akademischen Vorträge nachgerühmt, Klarheit und Kraft.

Digitized by Google

Fichte's damaliges Leben war nicht ohne geselliges Behagen. Zürich hat vor den meisten übrigen Schweizerstädten allzeit durch ein lebhafteres Interesse für geistige Regung und Bewegung sich hervorgethan. Im 18. Jahrhundert ist die Stadt sogar, wie Männiglich weiß, eine Weile lang einer der vortretendsten Mittelpunkte deutscher Kulturentwicklung gewesen. Einige bedeutsame, selbst an's Pikante streifende Kapitel unserer Literaturgeschichte spielten in Zürich. Auf der Höhe über dem „Hirschengraben", welche jetzt vom Prachtbau des eidgenössischen Polytechnikums gekrönt wird, stand und steht noch heute das Haus, welches der gute alte Bodmer bewohnte und in welches am 23. Juli 1750 der fünfundzwanzigjährige Klopstock als heißersehnter und hochwillkommener Gast eintrat. Aus den Fenstern des wohlmeinenden, wenn auch mehr als billig wässerigen Literaturpatriarchen genoß der Messiassänger des ersten entzückenden Ausblicks auf die „Traubengestade" des See's und auf den firnschneeschimmernden Hochalpenkranz. Wenige Tage darauf hatte jene Fahrt nach der „Au" statt, welche, von Klopstock in

ſeiner ſchönſten Ode („der Zürichſee") verewigt, unbedingt eine der anmuthigſten Epiſoden der Sittengeſchichte des Jahrhunderts ausmacht. Zwei Jahre ſpäter war Wieland Bodmers Gaſt und das lebhafte geſellige Getriebe, in welches er während ſeines Aufenthalts in Zürich verwickelt wurde, hat zweifelsohne mitgewirkt, den nachmaligen deutſchen Arioſt und Lukian von der ſeraphiſchen Schwindel- und Schwarmgeiſterei, an welcher er damals noch krankte, zu heilen. Später, in der „Sturm- und Drangperiode" zog Lavater, der es bekanntlich liebte, ſeine chriſtliche Rechtgläubigkeit mit Kraftgenialität wunderlichſt zu verquicken, mittelſt der außerordentlichen Anziehungskraft ſeiner Perſönlichkeit manchen Stürmer und Dränger zeitweilig nach ſeiner Vaterſtadt. Es kam der echte Titan Göthe, es kamen auch die beiden Pſeudotitanen, die Stolberge. Mit den letzteren, welche ihr Bißchen Kraft und Jugendfeuer in allerhand burſchikoſen Auslaſſungen vertollten, hatte Sankt Lavatus ſeine unliebe Noth. Man zeigt noch jetzt die Stelle hinter dem „Sihlhölzli", wo der Gute die Bauern von Wiedikon nur mit

Mühe abhielt, die gräflichen Dioskuren, welche nach genommenem Bade in griechisch-bakchantischer Nacktheit am Flußufer umherpäanten, auf gut „Züribieterisch“ Mores zu lehren.

Zur Zeit, als Fichte in Zürich hauslehrte, war freilich der Most seraphischer sowohl als kraftgenialischer Ueberschwänglichkeit daselbst bereits nicht so fast zu Wein als vielmehr zu Essig geworden. Indessen hatte sich doch immer noch ein Kreis von Männern erhalten, — Lavater, Pfenninger, Tobler, Steinbrüchel, Hottinger — deren Umgang für Fichte anziehend und anregend sein mußte. Geradezu geschickbestimmend für ihn aber ward es, daß er durch Lavater in das Haus des „Wagemeisters“ Rahn eingeführt wurde. Rahn hatte Klopstocks Schwester Johanna geheiratet und von dieser i. J. 1758 eine Tochter erhalten, Johanna Maria, welche Fichte's Gattin werden sollte — eine jener Gelehrten-Frauen, nicht gelehrten Frauen, wie sie zum Glück in den Lebensgeschichten deutscher Geisteshelden nicht selten vorkommen.

Wieland, Voß, Schiller, Jean Paul, Fichte

erfuhren die ganze Segensfülle ſolcher Hausfräulichkeit, während ein gut Theil der geiſtigen und ſittlichen Verlotterung, um nicht zu ſagen Verluderung der Romantiker ſicherlich ihrem ſehr zweideutigen oder vielmehr unzweideutig-frivolen Verhältniß zu den Frauen auf Rechnung zu ſetzen iſt. Man weiß ja ſattſam, wie die Herren Schlegel, Schelling, Werner, Brentano zu den Weibern — welches Wort hier recht abſichtlich ſtatt des Wortes Frauen gewählt iſt — ſich ſtellten, und gewiß heißt auch die Wurzel von gar vielem Unerquicklichen in Göthe's ſpäterem Leben Chriſtiane Vulpius . . . Fichte's Herzensbund mit Johanna Maria Rahn war übrigens nicht das Reſultat heftiger Erregung. „Beide — ſo erzählt Fichte's Sohn — ſchon in einem Alter, wo leidenſchaftliche Verblendung ernſte Gemüther nicht mehr täuſcht und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer ſich befeſtigend, endlich für das ganze Leben geſchloſſen wurde."

Zu Oſtern 1790 löſ'te Fichte ſeine Beziehungen zu Herrn Ott. Er war der Hauslehrerei gründlich

überdrüssig geworden, gerieth aber auf den bei seiner ganzen Charakteranlage höchst sonderbaren Gedanken, eine Stelle als Prinzenerzieher oder als Vorleser bei Hofe zu suchen. Daß sein wahrer Beruf der eines akademischen Lehrers sei, scheint er damals noch gar nicht geahnt zu haben. Außerdem gehörte es ja zu den Lieblingstendenzen der Epoche, durch persönliche Einwirkung auf die vornehmen Kreise den zeitbewegenden Ideen Bahn zu brechen. Die guten idealgläubigen Menschenkinder oder Kindermenschen von damals!

3.

Ueber Stuttgart und Frankfurt in sein Heimatland Sachsen zurückgegangen, schrieb Fichte im Mai 1790 von Leipzig aus an Lavater, daß seine vorhin erwähnten Pläne keine Aussicht auf Verwirklichung hätten und er daher mit schriftstellerischen Arbeiten sich durchzubringen werde versuchen müssen. Eine traurige Nothwendigkeit, zumal Fichte eine

Digitized by Google

eigentlich produktive Natur niemals gewesen ist. Sein Talent war ein sprödes, brüchiges; er arbeitete sehr langsam und ruckweise, es wäre denn, daß, wie mitunter geschah, die mächtig in ihm schaffenden Gedanken in einem plötzlichen Ausbruch sich entluden. Wie arm er damals war, erkennt man, wenn er sich bei seiner Braut entschuldigt, daß er jetzt nicht die Mittel habe, sein ihr versprochenes Portrait machen zu lassen. Er mußte sich sein kärgliches Brot durch Privatunterricht erwerben, welchen er Studenten ertheilte. Einen hat er in die kantische Philosophie „eingepaukt" und „dies war — schrieb er an seine Braut — die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlaßte." Dieses Studium Kants ist für Fichte unberechenbar wichtig geworden. Auch er wurde also, wie alle die Guten und Besten der Zeit, in den gewaltigen Gedankenkreis des großen Sehers gezogen, welcher eine ganz andere Berechtigung hat, der „Magus im Norden" zu heißen, als Germaniens Oberkonfusionsrath Hamann. An der Philosophie des Weisen von Königsberg bildete Fichte's eigene sich empor, die folgerichtigste Gestal-

tung des deutschen Idealismus, die kühnste Manifestation des germanischen Prinzips der freien Persönlichkeit, aber zugleich auch die strengste Zusammenfassung der Forderungen germanischer Sittlichkeit. Fichte's Philosophie war, um das gleich hier zu sagen, eine Ergänzung zu Schillers Poesie. Beide lehrten und forderten die Freiheit des Individuums, aber Beide forderten und förderten auch die Weiterbildung der Deutschen von freien Menschen zu freien Staatsbürgern.

Im Frühling von 1791 war Fichte entschlossen, nach Zürich zurückzugehen, um sich mit seiner Verlobten zu verbinden. Allein wie bisher so ziemlich alle seine Pläne, scheiterte auch dieser und zwar an dem Umstand, daß Johanna's Vater gerade damals sein Vermögen durch den Bankerott eines Bankierhauses verlor. Erst später konnte ein Theil desselben gerettet oder wiedererlangt werden. So reis'te denn Fichte zu Ende Aprils nicht südwärts, sondern ostwärts, um eine ihm angebotene Erzieherstelle im Hause des Grafen von P. in Warschau anzutreten. Unterwegs hatte er zu Bischofswerda eine Zusammenkunft mit seinem Vater und es charakterisirt ihn

vortrefflich und ſchön, wenn er in ſein Reiſetagebuch ſchrieb: „Der gute, brave, herzliche Vater! Mache mich, Gott, zu einem ſo guten, ehrlichen und rechtſchaffenen Mann und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Dieſes Reiſetagebuch iſt übrigens ſehr intereſſant, voll Anſchaulichkeit und Leben. Es beweiſ't ſehr hübſch, wie treu und friſch der Mann, welcher der kühnſte aller Abſtraktoren, der ſicherſte aller ſpekulativen Wolkenwandler geweſen iſt, trotzdem des Lebens Wirklichkeiten aufzufaſſen verſtand.

Die Reiſe nach Warſchau jedoch erwies ſich als ein Fehlgang, ſowie Fichte in den Palaſt des Grafen von P. getreten war und dieſem Herrn und Madame ſich vorgeſtellt hatte. Der gegenſeitige Eindruck war ein „unvortheilhafter“. Der ernſte, gediegene, aber dabei deutſchviereckige Fichte und die franzöſiſch lackirte polniſche Frivolität von damals, wie paßten die zuſammen? Gar nicht. Für den polniſchen Adel war zu jener Zeit der nächſte beſte franzöſiſche Windbeutel der beſte, d. h. der wahlverwandteſte und willkommenſte Pädagog. Man weiß ja, welches Glück pariſer Fri-

sierer und Barbierer, Tanzlehrer und Köche damals und noch lange nachher in der polnischen wie in der russischen Hauptstadt als Erziehungskünstler gemacht haben. Das Verhältniß Fichte's zur sarmatischen Welt lös'te sich demnach, noch bevor es wirklich begonnen hatte, und er pilgerte von Warschau gen Königsberg, weil es ihn drängte, Kants persönliche Bekanntschaft zu machen. In Königsberg angelangt, setzte er sich hin, um sich selber einen Empfehlungsbrief an den berühmten Mann zu schreiben: — eine „Kritik aller Offenbarungen", eine Arbeit, mit deren Veröffentlichung Fichte in der philosophischen Welt debütirte. Kant nahm diesen Empfehlungsbrief und dessen Schreiber „mit ausgezeichneter Güte" auf und auch außerdem gewann sich Fichte in Königsberg rasch warme Freunde, deren Empfehlung ihm eine Erzieherstelle im Hause des in der Nähe von Danzig begüterten Grafen von Krokow verschafften. Also abermals Hauslehrer! Aber diesmal wenigstens unter anständigen Bedingungen und in einer Familie, welche seinen Werth zu schätzen verstand.

Digitized by Google

Unterdeſſen wurde der „Verſuch einer Kritik aller Offenbarungen“ bei Hartung in Königsberg gedruckt und die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Kreiſe, welche damals durch die kantiſche Philoſophie ſo hoch bewegt waren, lenkte ſich auf die zuerſt anonym erſchienene Schrift. Man hielt Kant ſelber für den Verfaſſer, bis der große Denker mittelſt einer Erklärung in der Allgemeinen Literaturzeitung Fichte als Autor nannte und dieſen damit ſo zu ſagen dem gelehrten Publikum vorſtellte. Es begannen hiermit für Fichte die vielen Leiden und wenigen Freuden deutſcher Autorſchaft und literariſcher Berühmtheit. Auch das orthodoxe Halloh der Ketzerriecher begann ſofort, wie das ganz folgerichtig immer geſchieht, ſo oft ein Stück Wahrheit in die Welt tritt.

Im Sommer von 1793 treffen wir unſern jetzt ſchon ehrenhaft genannten Philoſophen abermals in Zürich, wo die Verhältniſſe im Hauſe ſeiner Braut ſich wieder ſo leidlich günſtig geſtaltet hatten, daß Hochzeit gemacht werden konnte. Sie wurde am 22. Oktober in Baden bei Zürich wirklich gefeiert und Lavater gab den Neuvermählten auf ihren

Digitized by Google

Flitterwochenausflug in die welsche Schweiz den Denkspruch mit:

„Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder."

Auf dieser Fahrt machte Fichte die Bekanntschaft und gewann die Freundschaft von Baggesen und Fernow und er führte, nach Zürich zurückgekehrt, die Beiden den See hinauf nach Richterswyl zu Pestalozzi. Der Schöpfer des unübertroffenen Volksbuches von Lienhard und Gertrud, der große Reformator der Volkserziehung, neben Ulrich Zwingli der beste und größte Mann, welchen die Schweiz hervorgebracht hat, war damals, wenig oder gar nicht beachtet, mit Vorübungen auf sein Lebenswerk beschäftigt, — nach einer brieflichen Aeußerung Fernow's „ein Mann zwischen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und in seinem Aeußeren wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und dabei voll trefflicher praktischer Philosophie."

Digitized by Google

4.

Zunächſt in glücklicher Muße im Hauſe ſeines Schwiegervaters lebend, brachte Fichte, auf der Grundlage der kantiſchen Philoſophie weiterbauend, den Um- und Aufriß ſeines eigenen philoſophiſchen Syſtems, wie daſſelbe in der „Wiſſenſchaftslehre“ (1794) zuerſt hervortrat, mehr und mehr in ſich zur Klarheit und Reife. Auch trug er, der Bitte Lavaters und mehrerer Freunde entſprechend, denſelben einen vollſtändigen Kurſus der Lehre Kants vor. Wie bedeutend Fichte ſchon damals als philoſophiſcher Lehrer auf ſeine Zuhörer wirkte, bezeugen verſchiedene enthuſiaſtiſch-dankbare ſchriftliche Aeußerungen Sankti Lavati, der freilich, nebenbei geſagt, kaum im Stande war, den eigentlichen Kern von Kants oder Fichte's Spekulation zu erfaſſen.

Neben dieſen Arbeiten betheiligte ſich unſer Philoſoph, deſſen ganzes Weſen ja auf die That, auf das Handeln, auf die Bethätigung menſchlicher Kraft im Staatsleben geſtellt war, unmittelbar an

dem großen Kampfe der Zeit, indem er, unbeirrt durch das wüthende Geheul der reaktionären Meute über die Ausschreitungen der französischen Staatsumwälzung, seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" schrieb, sowie seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten". Fichte gehörte bekanntlich zu den wenigen, sehr wenigen deutschen Gelehrten und Literaten, welche die Nothwendigkeit der Revolution und ihren Entwickelungsgang wirklich und wahrhaft begriffen, während z. B. Göthe über die höfische und Schiller über die gemüthliche Anschauung dieser weltgeschichtlichen Tragödie niemals hinausgekommen sind. Natürlich gelangte Fichte zu dem Ruf eines Demokraten, und wie nachtheilig dieser Ruf später vielfach auf sein äußeres Glück wirken mußte, ist leicht zu ermessen, da ja auch heutzutage noch, von Junkern und Pfaffen gar nicht zu sprechen, allen liberalen Simsenläufern und parlamentarischen Seilgauklern das Wort Demokrat graulich macht, weil dasselbe die Vorschrittsidee aus der Sphäre des bloßen

Kokettirens und Spiegelfechtens auf das Feld der Realpolitik hinüberrückt.

So viel war klar, Fichte hatte nicht die kleinste Ader weder von einem Hofrath noch von Einem, der es werden wollte. Aber zum Ruhme der deutschen Regierungen von damals muß gesagt werden, daß es wenigstens da und dort eine gab, welche bei Berufungen akademischer Lehrer das Vorhandensein der Hofrathsader nicht als conditio sine qua non statuirte. Zu Ausgang des Jahres 1793 erhielt nämlich Fichte einen Ruf nach Jena als Professor „supernumerarius" der Philosophie an die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold. Daß er den Ruf annahm, erregte in Jena bei Männiglich große Freude, nur nicht beim dortigen Professor „numerarius" der Philosophie. Wie weltbekannt, sind die professores ordinarii philosophiae in der Regel wirklich sehr ordentliche, d. h. ordinäre Philosophen, welche Grund haben, die Konkurrenz der außerordentlichen zu fürchten. Der liebe akademische Brotneid, auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, das arg verschlissene und nothdürftig zusammengeplätzte Män-

telchen orthodoxer Wissenschaftlichkeit umhängend, machte demnach unserem Fichte schon vor dessen Ankunft den Krieg, in welchem aber nicht er zu kurz kam.

Sein Auftreten in Jena, wo er im Mai 1794 seine Vorträge eröffnete, war überhaupt ein sieghaftes. Seine Persönlichkeit eroberte sich überall guten Stand und gewichtige Geltung. Nicht so bald wieder hat in einem Manne die geistige Potenz auch äußerlich so mächtig sich dargestellt. Denn Fichte's leibliche Erscheinung ist an und für sich keineswegs eine ansehnliche gewesen. Von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, war er von untersetzter, muskulöser Gestalt. Aus dem scharfmarkirten, charaktervollen, adlernasigen Gesicht leuchtete unter buschigen Brauen hervor das intensive Feuer dunkler Augen. Schritt und Gang prägten die Festigkeit und Entschiedenheit seines Wesens aus. Nicht minder verkündigte der stolze, gebieterische Klang und Ausdruck seiner Stimme und Sprechweise einen unbeugsamen Willen. Es war etwas Imponirendes, etwas im besten Sinne Cäsarisches in dem Manne,

Digitized by Google

deſſen Wirkung auf die akademiſche Jugend ſofort ſich bemerkbar machte.

Die Univerſität Jena hatte, wie bekannt, zu jener Zeit gerade ihre Glanzperiode angetreten und Fichte's Lehrthätigkeit trug zur Erhöhung dieſes Glanzes nicht Wenig bei. Die kleine Stadt an der Saale war damals in Wahrheit bis zum Ende des Jahrhunderts Deutſchlands geiſtige Hauptſtadt, wohin nicht nur aus allen deutſchen, ſondern ſo ziemlich aus allen europäiſchen Ländern die Muſenjünger ſtrömten. Fichte behagte ſich in ſeiner erfolgreichen Wirkſamkeit um ſo mehr, als er in dem freundſchaftlichen Entgegenkommen von Männern wie Wieland, Göthe und Schiller eine kompetente Schätzung und werthvolle Anerkennung ſeines Talents und ſeines Eifers erkennen mußte. Ein ſcharfer Beobachter von des Mannes damaligem Gehaben und Gebaren, Forberg, hat dieſes Bild davon entworfen: — „Der Grundzug von Fichte's Charakter iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß aber gewöhnlich Wenig von Delikateſſe und Feinheit. In ſeinen Schriften kommen auch wenige eigentlich ſchöne

Stellen vor, ſein Trefflichſtes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch ſpricht er eben nicht ſchön, aber alle ſeine Worte haben Gewicht. Sein Vortrag rauſcht daher wie ein Gewitter, das ſich ſeines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Fichte's Auge iſt ſtrafend und ſein Gang iſt trotzig. Er iſt wirklich geſonnen, durch ſeine Philoſophie auf die Welt zu wirken. Bei jeder Gelegenheit ſchärft er ein, daß Handeln! Handeln! die Beſtimmung des Menſchen ſei."

Ein Mann und Lehrer dieſes Schlages war ganz dazu angethan, Allem, was er für thöricht und ſchlecht anſah, rückſichtslos zu Leibe zu gehen. So ſtieß ſich denn ſeine bis zum Rigorismus gehende ſittliche Energie an dem damaligen ſtudentiſchen Ordensweſen, in welchem er die Wurzel aller akademiſchen Uebel ſah. Er wollte dieſe Wurzel durchſchneiden und zwar zunächſt mittelſt einer Reihe von Vorträgen über „die Beſtimmung des Gelehrten", die er ſpäter nach einem erweiterten Plane hielt und zwar, weil nur an dieſem Tage dazu Raum und Zeit war, am Sonntag. Das war nun der Pfaffheit gerade

recht, welche dem kühnen Denker, der nicht an das Kredo von Nikäa glaubte und — schrecklich zu sagen! — noch dazu im Geruche des Demokratismus stand, schon lange auf den Dienst gelauert hatte. Flugs ging eine Denunciation nach Weimar, daß Fichte „die bisherige gottesdienstliche Verfassung untergraben wolle“ — und damit begann die Hatz, welche unsern Philosophen richtig aus Jena weghetzte.

Es ist eine trübselige Geschichte. Die Dunkelmänner schlugen gegen Fichte Lärm in Weimar, in Dresden und an allen den übrigen sächsischen Höfen. Auch gelang es ihnen, einen Theil der Studentenschaft gegen ihn zu verhetzen, obgleich die Macht seines Wortes so groß gewesen, daß beim Beginne dieser Wirrsale die Mitglieder der drei zu Jena bestehenden Orden dem verehrten Lehrer feierlich hatten erklären lassen, sie seien ihm zu Liebe bereit, ihre Verbindungen aufzulösen. Nun kam noch zu allem Diesem ein weiterer Umstand hinzu, welchen Fichte's Feinde — „viel' Feind' viel' Ehr'“ — zu benützen sich beeilten. Er veröffentlichte nämlich in seinem

gemeinſchaftlich mit Niethammer herausgegebenen philoſophiſchen Journal ſeinen Aufſatz: „Ueber die Gründe unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ — und hierauf baſirten ſeine Feinde eine Anklage auf Atheismus, ſo geſchickt agirend, daß der dresdener Hof, obſkur im Superlativ, wie er war, dieſe Anklage zu ſeiner Sache machte und in Weimar drohende Schritte that. Fichte ließ gegen alle dieſe unſauberen Zettelungen eine „Appellation an das Publikum“ ausgehen, worin er klar darthat und unumwunden ausſprach, daß nicht ſein wirklicher oder angeblicher Atheismus der Grund der Anklage ſei, ſondern vielmehr ſein „Demokratismus“, der Geiſt der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, zu welchem ſeine Philoſophie erziehe. Natürlich wurde durch das Schwenken dieſer rothen Wahrheitsfahne der Bulle des Obſkurantismus, der Knechtſchaffenheit und Verfolgungsſucht ſo recht zu voller Wuth aufgereizt, wodurch ſich indeſſen die weimarer Regierung nicht von dem Verſuch abbringen ließ, den Handel in einer Weiſe beizulegen, welche, wie ſie glaubte, für Fichte ſo ſchonend als möglich wäre.

Digitized by Google

Er ſollte ſich nur einen Verweis „wegen Unvorſichtigkeit“ gefallen laſſen. Allein der tapfere Denker, den Kampf für Geiſtes- und Lehrfreiheit mit Entſchiedenheit durchfechtend, war nicht ſo Einer, der einen Verweis hinnimmt, wo er von ſeinem Recht überzeugt iſt. Er drang auf eine ehrenvolle Freiſprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage oder auf ſeinen Abſchied. Den letztern erhielt er und zwar in ziemlich barſcher Weiſe.

Man muß, um der weimarer Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, unbedenklich zugeſtehen, daß in dem ganzen Handel Fichte's oben berührter Mangel an „Delikateſſe und Feinheit“ ſehr ſich bemerkbar gemacht hat. Aber trotzdem war er doch ganz unzweifelhaft in ſeinem Recht und darum iſt es ſchmerzlich, ſagen zu müſſen, daß Göthe und Schiller in dieſer Angelegenheit keineswegs ſich benommen haben, wie ſie geſollt hätten. Göthe's höfiſch-vornehmer Quietismus macht freilich das läſſig-bedauernde Achſelzucken erklärlich, womit er dem Ausgang der Sache zuſah. Die Verehrer Schillers aber müſſen lebhaft wünſchen, daß derſelbe den, mildeſtens

Digitized by Google

geſagt, ſehr unſchilleriſchen Brief, worin er ſich am 14. Juni 1799 gegen Göthe über Fichte's „Unklugheit" und „inkorrigible Schiefheiten" ausließ, nicht geſchrieben haben möchte. Hier geziemte ſich fürwahr nicht nörgelnde, faſt ſchadenfrohe Wiederholung feindſeligen Klatſches, ſondern mannhaft-herzliche Theilnahme.

5.

Mit der Wegweiſung aus Jena bedroht und vom Fürſten von Rudolſtadt, in deſſen „Staaten" er eine Zuflucht ſuchen wollte, abſchlägig beſchieden, ging Fichte im Juli von 1799 auf Gerathewohl nach Berlin, wohin er Frau und Kind — es war ihm zu Jena ein Sohn geboren worden — nachkommen ließ, als ſeinem Aufenthalt in der preußiſchen Hauptſtadt kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde und ſeine Exiſtenz daſelbſt mehr ſich befeſtigt hatte. Es gereicht Friedrich Wilhelm dem Dritten, welcher damals noch nicht, wie ſpäter geſchah, in Leuten

wie Kamptz, Schmalz und Tzschoppe die Stützen von Thron und Altar erblickte, zu nicht geringer Ehre, daß er, nicht im Sinne der Bischoffswerder-Wöllnerei, sondern im Geiste seines großen Großoheims dem verfolgten, auch in Berlin bereits gehörig angeschwärzten Denker den Aufenthalt in seiner Hauptstadt gestattete und zwar mit den Worten: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott selber mit ihm ausmachen. Mir thut das Nichts."

Fichte's Sohn hat in der Biographie seines Vaters mit Grund bemerkt, daß die Uebersiedelung desselben nach Berlin auch „innerlich einen wichtigen Abschnitt" in dessen Leben bezeichnete. Die Richtung seines Philosophirens auf praktische Ziele blieb dieselbe, ja sie erhöhte sich sogar noch, wie wir sehen werden; allein sein System erfuhr eine völlige Erneuerung und Umbildung, dadurch nämlich, daß er in demselben, wie früher die sittliche, jetzt die religiöse Weltanschauung zur Geltung zu bringen suchte. Daß übrigens die Religiosität Fichte's eine lichte und

helle war und blieb, ist selbstverständlich. Dieser Kopf war nicht dazu organisirt, sich à la Schelling mystisch benebeln zu lassen oder auch als mystisch benebelt sich anzustellen. Ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, hatte Fichte in Berlin für seine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zuhörerschaft gewonnen. Die vorragendsten Männer der damaligen berliner Gesellschaft besuchten sein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kuriosum darbot, daß daselbst die Todfeinde August Wilhelm Schlegel und August Kotzebue friedsam neben einander saßen, während sie draußen die tiefsten Skandalkloaken der literarischen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überschrieben „Der hyperboreische Esel“ und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's“, einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß sich ihm auf dem Boden der Hauptstadt Preußens eine bedeutende Wirksamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Mission zu vollziehen habe. In diesem Bewußtsein trug er tapfer, wie er ja all sein Schicksal getragen hat, die Ungewißheit und Unsicherheit seiner Existenz und schlug erst einen an ihn ergangenen Ruf nach

Charkow in Rußland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altensteins und Hardenbergs Betreiben die Bestallung als Professor der Philosophie an der (damals noch preußischen) Universität Erlangen und zwar mit der besonderen Begünstigung, nur im Sommersemester dort lesen zu müssen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er sein neues Lehramt an. Allein im Spätherbst des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zusammensturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten Alles morsch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger so oder so sich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich westphälischer Figurant am Lenkseil bonaparte'scher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzosen Berlin und begab sich nach Königsberg, von wo er am 4. Mai 1807 an seine in Ber-

Digitized by Google

lin zurückgebliebene Frau, die ihm gemeldet, daß Müller sich zum Napoleon bekehrt habe, gegen welchen er kurz zuvor so heftig deklamirt hatte, und von dem Empereur zu Gnaden angenommen worden sei, die Worte schrieb: „Müller beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden, wie ihm; auch, daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen“ ... Er schiffte sich dann, da bei der trostlosen Lage Preußens nach dem Frieden von Tilsit kein Raum zu gewünschter Wirksamkeit für ihn sich finden wollte, zu Memel nach Kopenhagen ein, wo seiner jedoch nur Enttäuschungen warteten. Um sich darüber, wie über den Kummer der Zeit, hinwegzuheben, studirte er in jenen trüben Tagen eifrigst das Erziehungssystem Pestalozzi's, ein Studium, aus welchem der große Gedanke der Begründung einer nationalen Erziehung des deutschen Volkes erwuchs, dem Fichte bald so beredten Ausdruck geben sollte.

Denn gegen das Ende des August von 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo damals das ruhm-

voll-ſchwere Werk der Wiederſchaffung des preußiſchen Staats an die Hand genommen wurde, ein Werk, welches zu kennzeichnen man nur Namen wie Stein und Scharnhorſt zu nennen braucht. Sogar dem ſtumpfſten Verſtande hatte das Unglück die Einſicht aufgedrungen, daß mittelſt der Junkerei, mittelſt jener Junkerei, welche vor dem franzöſiſchen Geſandtſchaftshotel in Berlin ſäbelwetzend bramarbaſirt, bei Auerſtädt-Jena kommandirt, in Magdeburg, zu Prenzlau u. ſ. w. kapitulirt hatte, Preußen aus ſeiner tiefen Erniedrigung nicht wieder aufzurichten ſei. Man mußte ſich ſchon bequemen, es ging ſchlechterdings nicht anders, man mußte „den Geiſt anrufen in der Noth“. Der Geiſt iſt aber ein gutmüthiger Geſelle: er hilft auch Solchen aus der Patſche, von welchen er ſehr wohl weiß, daß ſie ihn eben nur in der Noth anrufen, um ihn nachmals mit eherner Stirne wieder zu verleugnen.

Digitized by Google

6.

Noch im Laufe des unſeligen Jahres 1807 faßten erleuchtete Patrioten den Plan der Gründung einer Hochſchule zu Berlin ins Auge und Fichte arbeitete einen Entwurf aus, welcher den alten Univerſitätszopf, den mittelalterlichen Formalismus, alle den Kram und Plunder akademiſchen Chineſenthums bei Seite warf. Allein dieſer Plan iſt ſelber bei Seite geworfen worden, weil ja, wie bekannt, mit Steins von allen Verehrern und Ausnützern der alten Mißbräuche mit Jubel begrüßter Entfernung vom Staatsruder die preußiſche Staatsreform überhaupt ihren energiſchen Trieb und Schwung gänzlich eingebüßt hat. Die berliner Univerſität wurde dann ganz in der hergebrachten Weiſe geſtaltet und eingerichtet; da jedoch Lehrer wie Fichte an ſie berufen wurden, ſo hat ſie wenigſtens in der erſten Zeit ihres Beſtehens im reformiſtiſch-patriotiſchen Sinne gewirkt.

Bevor ihm aber die Lehrthätigkeit an der neuen Hochſchule eröffnet war, hatte Fichte, ſeinem inner-

Digitized by Google

sten Herzensdrange folgend, eine Arbeit gethan, welche ohne Frage die weitaus beste seines Lebens gewesen ist. Denn im Winter von 1807—1808 hielt er im berliner Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation."

Die preußische Hauptstadt war damals von den Franzosen besetzt. Alles lag chaotisch durcheinander. Schwer wie Blei wuchteten die Bestimmungen des Friedens von Tilsit auf dem niedergetretenen und ausgesogenen Lande. Da unternahm es der tapfere Denker, die verdüsterten Gemüther wieder hoffen zu lehren, die wie zerschmetterten Geister wieder aufzurichten und einem durch die Schuld seiner Regenten und mehr noch der „Privilegirten" hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum schmachvoll besiegten Volke*) die Zukunftsbahn zu weisen. Die alte Zeit

---

*) Die Königin Luise von Preußen im Frühjahr 1808 an ihren Vater: — „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt.

Digitized by Google

iſt todt; laßt uns eilen, ſie zu beſtatten. Die neue iſt geboren, ſie lebt; aber ſie muß erzogen werden. Wodurch wird ſie es? Durch eine völlige Umſchaffung unſerer Geſinnung, durch eine gänzliche Erneuerung der Volksſtimmung durch alle Stände hindurch. Und wie dieſe Umſchaffung, dieſe Erneuerung zuwegebringen? Mittelſt einer umfaſſenden

---

Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten und deßhalb überflügelte ſie uns" . . . . . Es iſt bekannt oder könnte und ſollte es wenigſtens ſein, daß Friedrichs des Großen nach dem ſiebenjährigen Kriege unternommenen Reformverſuche an der bornirten Selbſtſucht des Junkerthums, deſſen Anmaßlichkeit der König freilich ſelber mitgroßgezogen hatte, kläglich geſcheitert ſind. Insbeſondere die auf Hebung der Landwirthſchaft und der Bauerſchaft gerichteten Verſuche. Damit war aber, bei Lichte betrachtet, aller und jeder Vorſchritt lahmgelegt. Wie konnte ſich denn ein Staat geſund entwickeln, in welchem aller gekrönten Aufklärerei zum Trotz die bäuerliche Leibeigenſchaft fortbeſtand? Bis zu ſeinem ſchmachvollen Bankerott von 1806 iſt Preußen in der Barbarei des Feudalismus verharrt und es bedarf, die Schönfärber und Glattſchwätzer mögen färben und ſchwatzen, wie ſie wollen, einer Wiederholung der Kataſtrophe von 1806, um Preußen vollſtändig zu entjunkern.

Nationalerziehung, welche mit der spannkräftigsten sittlichen Energie durchzuführen ist.

Dies die Grundgedanken, welche Fichte in seinen berühmten Reden aufstellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben sie wenigstens auf den besseren Theil derselben gewirkt. Unbeirrt und ungeschreckt durch das Schlagen französischer Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeisterte Redner dem preußischen, dem deutschen Volke den Weg, den es zu wandeln habe, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutschland hinauszuwerfen. Aber nicht dies war das Muthvollste, daß Fichte Angesichts der fremden Sieger so sprach, wie er gesprochen hat; sondern einen unendlich viel höheren Grad von Muth erforderte es, in jener Schmerz- und Schmachzeit noch an die Möglichkeit des Fortbestandes deutscher Nation zu glauben. Dieser Glaube ist durch Fichte's Reden so recht ein nationales Evangelium geworden.

Des Mannes ganzes Lehren und Wirken von 1807 bis 1813 war überhaupt dem großen Ziele

Digitized by Google

zugewandt, der Befreiung und Wiedergeburt des Vaterlandes. Und das eben ist und bleibt Fichte's bester Ruhm, eine Philosophie der That verkündigt, mit in der Vorderreihe der Männer gestanden zu haben, welche die Erhebung Preußens gegen Napoleon anbahnten und vorbereiteten. Glücklich ist er zu preisen, daß es ihm beschieden war, die Zeit nicht mehr zu erleben, wo den vollberechtigten Erwartungen des edelsten Enthusiasmus die schmerzlichsten Enttäuschungen bereitet wurden.

Als Jahr und Tag der Erhebung gekommen, entließ Fichte mit begeisternden Worten seine Zuhörer in den Kampf. Er selbst ist, so darf man wohl sagen, ein Opfer desselben geworden, wenn er auch nicht auf der Walstatt gefallen. Wie damals so viele deutsche Frauen, hat sich nämlich auch die Gattin unseres Philosophen um das Vaterland wohlverdient gemacht mittelst heldischer Mühwaltung in den Lazarethen. Nach fünfmonatlicher eifriger Erfüllung dieser Pflicht wurde sie vom Nervenfieber ergriffen, wie es die Lazarethatmosphäre auszubrüten pflegt. Nach heftigem Ringen mit dem Tode trat

eine wohlthätige Kriſis ein. Der Arzt benachrichtigte Fichte davon und dieſer, von Freude überwältigt, neigte ſich über die Kranke, um die Gerettete, ihm neu Geſchenkte zu begrüßen. Wahrſcheinlich hat ſie ihm ſchuldlos in dieſem Augenblicke den Keim der Krankheit mitgetheilt. Schon am Tage darauf war er leidend und raſch wuchs das Uebel ſo, daß keine Ausſicht auf Rettung blieb.

Auf das Sterbelager des Trefflichen warf die Botſchaft vom Rheinübergange Blüchers noch einen letzten hellen Freudenſchein. Da hat des Kranken Seele noch einmal in patriotiſcher Begeiſterung ſich ergoſſen. Später ſprach er wenig mehr und unter dem Wenigen das Wort: „Ich bedarf keiner Arznei mehr; ich fühle, daß ich geneſen bin.“ Ob er damit die Geneſung vom Leben meinte? In der Nacht des 27. Januars 1814 iſt er dann geſtorben, noch nicht ganz zweiundfünfzigjährig, in der Vollkraft des Geiſtes und auch des Körpers: ſein Mund hatte noch keinen Zahn verloren und die Schwärze ſeines Haares ſpielte noch nicht ins Graue. So hat er denn, wie Göthe ſchön von Schiller ſagte, als

ganzer Mann gelebt und als ganzer Mann iſt er von uns gegangen.

Auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thor wurde der große Todte zur Ruhe gebracht und auf den Grabſtein meißelten ſie ihm das Prophetenwort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, ſo Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Es haben fürwahr ihrer nicht gar Viele gelebt, deren Grab dieſe Inſchrift ſo ſehr verdiente, wie das Grab von Johann Gottlieb Fichte.

Oktoberfeuer.

(1863.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein Solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sagte wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Wort wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es sagen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Uhland.

1.

Napoleon, der letzte eigenwüchsig und groß angelegte Despot — alle nach ihm aufgetretenen Tyrannenspieler waren nur klägliche Affen des unerreichten Vorbilds — hatte seinen cäsarischen Thron mit beispielloser Genialität und Kühnheit bis hoch in die Wolken hinaufgebaut. Von der schwindelnden Höhe desselben herab sagte er nach der Geburt des Königs von Rom zum Cambacérès: „Ein Sohn ist Uns geboren! Meine Dynastie hat unaus-

Digitized by Google

rottbare Wurzeln geſchlagen. Mich zu fällen iſt unmöglich.“ In dieſen Worten, fürwahr, raſete ſchon die Ueberhebung der Kaiſertollheit, in welche die Nichtswürdigkeit ſeiner Anbeter und Sklaven den märchenhaft glücklichen Abenteurer von Artillerielieutenant, den meineidigen Verſchwörer vom achtzehnten Brumaire, den wunderſamen Miſchmaſch von Heros und Hiſtrio allmälig hineingeſchmeichelt hatte.

Mit koloſſaler Wucht laſtete die eiſerne Adlerkralle des Eroberers auf dem Feſtland von Europa. Als er jedoch im Wahnwitz ſeines Weltherrſchaftstraumes die erobernde Kralle über den Niemen, über die Wolga, über den Ural hinweg und nach Aſien hinein, nach Indien hinüber ſtrecken zu wollen ſich vermaß, als er, um dem Moloch ſeiner dämoniſchen Herrſchergier eine unerhörte Menſchenhekatombe darzubringen, ſechsmalhunderttauſend Söhne aller kontinentalen Völker auf die ruſſiſchen Steppen und in's Verderben ſchleppte, da trat ihn Rächerin Nemeſis an. Drei Werkzeuge aber erwählte ſie ſich zunächſt: — den Stein, welcher zu Petersburg in der Seele

des Czaren die Glut des Napoleonhasses schürte; den Rostoptschin, welcher in das heilige Moskau die Brandfackel schleuderte — eine Großthat, für deren Größe im Kontobuch unserer Ritter vom Soll und Haben kein Raum — und endlich den York, welcher mittelst des in der poscheruner Mühle mit den Russen abgeschlossenen Vertrags von Tauroggen der jammerselig schwankenden Politik Preußens wieder einen Halt und zur Befreiung Deutschlands von der schmachvollen napoleonischen Zwingherrschaft das Signal gab.

Sie wurde vollbracht. Aber „wenn heut' ein Geist herniederstiege", der Geist von Einem jener heldischen Tausende, welche dafür ihr Herzblut verströmt haben, und die Frage erhöbe: „Was ist aus dieser Befreiung geworden?" was würdet ihr, Kongreßler von Wien und von Karlsbad und von Olmütz und von Warschau u. s. w., zur Antwort geben? Ach, es ist unschwer zu errathen. Ihr würdet sagen: „Wenn du wirklich ein Geist, d. h. ein wissender Mann, so wirst du dich nicht über die Thatsache erhitzen, daß alle die großen Sachen lächerlich-klein

endigten und allzeit also endigen müssen. Die Welt will bekanntlich betrogen sein; wir haben ihr nur den Willen gethan" . . .

2.

In erhabener Monotonie und doch zugleich mit buntestem Szenenwechsel vollzieht sich das welthistorische Gesetz von Ebbe und Flut. Zeiten gibt es, Ebbezeiten, wo das Feld des Denkens wüst liegt und Alles des Nutzens hartem oder des Genusses schwelgerischem Dienste verkauft ist, wo alle edleren Instinkte aus der Gesellschaft verschwunden scheinen, wo die Begeisterung ein Spott und die Scham ein Gelächter, wo die Bestie gemeiner Selbstsucht frech aus dem Menschen hervorgrinst, die Völker dem Despotismus entgegenkriechen, um ihm die Füße zu küssen und seinen Speichel zu lecken, die Pfaffen dem glücklichen Verbrechen ihr Tedeum singen, ein charakterloser Literatentroß gelungene Schurkereien zu

„rettenden Thaten“ umschönfärbt, die Männer ihre Talente, die Frauen ihre Reize dem Meistbietenden zuschlagen und über alle die tausend privatlichen Niederträchtigkeiten die öffentliche Feigheit als verbindender Kleister giftig sich hinschleimt.

Und wieder gibt es Zeiten, Flutzeiten, wo aus den dunkeln Wetterwolken schwerster Noth die heiligen Gedankenblitze Freiheit und Vaterland herniederfahren und zündend in die Herzen schlagen, daß sie auflodern in reinen Flammen, welche alles Kleine, Gemeine, Schlechte verzehren und die Menschen emportragen in die Aetherhöhen der Ideale. In solchen Völkerfrühlingstagen werden gute Gelübde begeistert gethan und schön erfüllt, werden schmerzlichste Opfer lächelnd gebracht, werden Fesseln gesprengt und Frevel gesühnt, werden Thermopylenkämpfertode gestorben und Marathonsiege gewonnen, auf daß die Nationen in glorreichem Auf- und Vorschritt die Bahnen wandeln, welche ihre Seher und Propheten ihnen gewiesen.

So ein Frühling ist im Jahre 1813 über Deutschland aufgegangen. Aber „wenn heut' ein Geist

Digitized by Google

herniederſtiege", zu fragen: Welches waren die Früchte der Blüthenträume, wofür wir Gut und Blut dahingegeben? ſo gäbe es nur zu antworten: Man ſchlug die Blüthen von den Bäumen, bevor ſie zu Früchten werden konnten, und das Reſultat des „Befreiungskriegs" war eine aus Dummheit und Schlechtigkeit monſtrös gemiſchte Politik, welche, was 1813 eine Tugend geweſen, 1819 zum Verbrechen ſtempelte, die deutſchen Jünglinge wie Böſewichte hetzte, weil ſie ihre arme Mutter Germania liebten, eine Politik, welche jede leiſe Mahnung an die Rechte des Volkes und die Bedürfniſſe der Nation wie Raub und Mord verfolgte und, von Verblendung in Verblendung fallend und Schuld auf Schuld häufend, die deutſchen Fürſten zu ruſſiſchen Polizeivögten und Deutſchland zum Spott und Hohn der Welt machte.

Und doch, wie erquickt es Auge und Seele, durch alle das Dunkel bitterer Enttäuſchungen in die Frühlingshelle von 1813 zurückzublicken! Wie erquickt dieſer Rückblick Auge und Seele ſelbſt dann, wann er keineswegs durch das Kaleidoſkop einer unſeren

Gefühlen leicht sich einschmeichelnden Schönfärberei geschieht, sondern mit Beiseitelassung aller so oder so zugeschliffener Gläser vom festen Standort geschichtlicher Wahrhaftigkeit aus . . .

Das Vaterlandsgefühl und die Freiheitssehnsucht sie waren mächtig in den Menschen, sie schwellten die Seelen der Männer und Frauen jener Tage. Was unsere großen Denker und Dichter gesäet, stand in grünüppiger Halmenschwere. Ein von Lessing, Kant, Schiller und Fichte erzogenes Geschlecht war kräftig herangewachsen. Denn nicht, fürwahr, in der Schule einer die Geschichte fälschenden, von einem erlogenen Mittelalter junkernd und pfäffelnd faselnden Romantik, sondern vielmehr in der Region, wo der von jenen vier Erwählten ausgegossene Gedankenstrom rauschte, ist der Geist von 1813 großgezogen worden, — in der Region, wo der Genius des Tellschöpfers waltete, die Herzen aller Empfänglichen mit sittlicher Leidenschaft füllend, mit edelster Begeisterung anglühend. Aus dieser Region auch hat jene deutsche Befreiungskriegslyrik sich aufgeschwungen, deren starkbrustſtimmige Herolde

Arndt, Uhland und Rückert waren und deren heldischer Bannerträger Theodor Körner gewesen ist, während in den gleichzeitigen Liedern eines Schenkendorf, eines Stägemann und eines Fouqué nur die mittelalterſüchtige Hefe der Zeitſtimmung ſüßwiderlich gohr oder die deutſche Unterthänigkeit bedientenhaft wedelte.

Und zuvörderſt ſchien die vaterländiſch-mannhafte Poeſie noch überflügelt werden zu wollen von der Wirklichkeit. Denn wahre Wunder wirkte der Geiſt der Zeit. Preußen, das unter dem Griff der napoleoniſchen Adlerkralle auf die Hälfte ſeines vormaligen Gebiets eingeſchrumpfte, ausgeſogene, ausgepreßte, zerſtampfte Preußen hat im Frühjahr, Sommer und Herbſt von 1813 Opfer gebracht, die geradezu beiſpiellos ſind. Voran Oſtpreußen. Jener ruhmvolle königsberger Landtag, deſſen Beſchlüſſe die verſteinerte altpreußiſche Feudalität und den verknöcherten altfritzigen Abſolutismus entſchieden durchbrachen, gab dem übrigen Lande das ſchönſte Beiſpiel, indem er, wie jedes ſeiner Mitglieder willig und bereit war, den letzten Sohn und den letzten

Thaler der Sache des Vaterlandes darzubringen, so auch nicht zauderte, für diese Sache den letzten Nerv der Provinz anzustrengen. Die Größe des nationalen Elements in dieser Erhebung ward aber noch überwogen durch das freiheitliche, durch den Charakter bürgerlicher Selbstthätigkeit, welcher so überraschend und so gediegen die ganze Bewegung kennzeichnete. Es ist ganz unzweifelhaft das schönste Blatt in der Geschichte des deutschen Volkes. Nach jahrhundertelanger Feudalbarbarei und Fürstendespotie trat hier mit einmal ein deutscher Volksstamm in seiner Gesammtheit, traten Bauern, Bürger und Edelleute mitsammen handelnd auf die weltgeschichtliche Bühne, mit wunderbarer Energie, Opferwilligkeit und Gesetzachtung das nothgebotene Selfgovernment übend. Die Gerechtigkeit gebietet, zu sagen, daß, was im Frühjahr von 1813 in Preußen, vorab in Ostpreußen geschah, zugleich auch das schönste Blatt in der Geschichte des deutschen Adels ausmacht. Dort in Königsberg, wo der große scharnhorst'sche Gedanke der Schaffung eines deutschen Volksheers zuerst zur Verwirklichung gekommen, hat

der Obmann des Landtags, der Graf Alexander von Dohna, damals das beste Wort gesprochen, welches jemals eines deutschen Edelmanns Zunge sprach, ein Wort, das so schön den Kern von Scharnhorsts Landwehridee bloßlegte: — „Wir wollen Alle Krieger sein, aber Bürger bleiben!“

Und nun, „wenn heut' ein Geist herniederstiege“ und fragte: Sind die Söhne solcher Väter Bürger geblieben? müßte ein Spottvogel die Antwort pfeifen: Das nicht, aber dafür sind sie „kleine Herren“ geworden.

3.

Derweil die am Frischen Haff entzündete Flamme Ostpreußen durchloderte, nach Westpreußen, Pommern und Brandenburg hereinschlug und ihren Feuersaum bis zur Elbe heranrollte, derweil auch die frohe Völkerfrühlingsbotschaft längs den Gestaden der Nord- und Ostsee in den Bauerschaften Etwas

vom alten Stedinger- und Dithmarſenſinn, in den Städtern Etwas vom alten Hanſageiſt wachrief, bliesen und trieben zu Breslau, wohin den ewigen Zauberer, Zögerer und Zager Friedrich Wilhelm zu bringen den preußiſchen Patrioten gelungen war, die Männer des Widernapoleonismus, der That, des Losſchlagens, des Wagniſſes auf Leben und Tod, die Deutſchgeſinnten und Franzoſenhaſſer, die Alles-anallesſetzer Scharnhorſt, Blücher, Gneiſenau, Boyen und Grolman zur Sammlung, zum Entſchluß, zum Handeln, endlich doch den König, welchem der Alp Auerſtädt-Jena-Tilſit noch immer die kleine Seele belaſtete, mit ſich fortreißend.

Wie elektriſch ſchon der erſte königliche Aufruf vom 3. Februar wirkte, wie herrlich offenbar ward, was man einem geſunden Volke zutrauen darf und ſoll, wie die preußiſche Jugend bis weit ins Mannesalter hinein unter dem Jubelruf: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!“ — denn alſo lautete die urſprüngliche und echte Loſung — ſich in Wehr und Waffen erhob, wie endlich einmal auf deutſchem Boden die mittelalterliche Barbarei der Kaſtenunter-

Digitized by Google

ſchiede vor dem modern-humanen Gedanken ſtaatsbürgerlicher Gleichverpflichtung und Gleichberechtigung verſchwand — das Alles iſt allbekannt. Aber immer wieder ſoll und muß doch daran erinnert werden, daß es nur darum dem armen, kleinen Preußen im Frühjahr und Sommer von 1813 möglich geworden, nicht weniger als 271,000 Streiter unter die Fahnen zu bringen, weil die Weihekraft der großen Zeit alle Stände und Berufsklaſſen, alle Alter und Geſchlechter mit Macht durchdrungen hatte.

Ah, was iſt damals in der alten Oderſtadt für ein Leben und Weben geweſen! Hier, wo das Herz Deutſchlands ſchlug und die Schalen der Weltgeſchickewage auf- und abſtiegen; hier, wo in der rauchigen Bierſtube „Zum Szepter“ die edelſte Blüthe deutſcher Jugend ſich drängte, um in die Freiſchar der Lützower einzutreten, in jene „Schwarze Schar“, in deren Sinn der Krieg, zu welchem ſie ſich rüſtete, kein Krieg war, „von dem die Kronen wiſſen“, kein Fürſten- und Diplomatenkrieg, ſondern ein Volkskrieg, aus dem Mutter Germania in verjüngter

Herrlichkeit hervorgehen sollte. Und wie bog sich in jenen Tagen der „Altar des Vaterlandes“ unter der Last der auf ihn gehäuften Opfergaben! Das Theuerste, Letzte, Einzige, mit rührender Beeiferung ward es dargebracht und kecklich darf man aussprechen, daß wie mit seinem Blute so auch mit seinem Gute niemals ein Volk freigebiger gewesen sei als das preußische im Jahre 1813, wenn man beachtet, daß das arme und ausgesogene Land neben dem von Gemeinde- und Staatswegen geforderten Opfer noch freiwillige im Betrage von Millionen aufgebracht hat. Es ist daher nur gerecht, zu sagen und zu beklagen, daß, was Preußen durch den Befreiungskrieg errang, zu seinen Anstrengungen und Leistungen in gar keinem Verhältniß stand. Immerhin jedoch gewann es mehr als das übrige Deutschland.

Denn, wie Jedermann weiß, ist die ursprüngliche Idee dieses Krieges, d. h. die Wiedergeburt und die zeitgemäße, auf der Basis bürgerlicher Freiheit zu bewerkstelligende Neugestaltung des deutschen Reiches, wie sie durch das berühmte „Manifest von Kalisch“ vom 25. März dem deutschen Volke feier-

Digitized by Google

lich verkündigt und verheißen worden, gar nicht zur Erfüllung gekommen und zwar, wie nicht Jedermann weiß, aus verschiedenen unheilvollen Ursachen. Eine hieß Friedrich Wilhelm, weil dieser Monarch, von sehr ordinärem Verstande und ohne allen Seelenschwung, sich keineswegs zum nationaldeutschen Bannerherrn berufen fühlte oder eignete, sondern nur als ein Preußenkönig im herkömmlichen Militärstaatssinne sich wußte und hatte. Eine andere der gemeinten Ursachen war, auch von der Person des preußischen Staatsoberhaupts abgesehen, die Schwäche der preußischen Politik, welcher Haltung, Richtung und Thatkraft zu geben der frivole Lebemann Hardenberg und der quietistische Stubengelehrte Humboldt nicht das Zeug hatten. Eine dritte die Falschheit des Czaren Alexander, welcher zwar zu seinen widernapoleonischen Zwecken die Kräfte Deutschlands möglichst ausnützen wollte, aber selbstverständlich der Schaffung eines großen und mächtigen Deutschlands durchaus entgegen war. Eine vierte die junkerlich-partikularistischen Zettelungen, als deren Hauptmacher der hannover'sche

Graf von Münster munkelte und mantschte, nach Kräften unterstützt durch die von Metternich und Talleyrand gegängelte, stupide und deutschfeindliche Politik der englischen Tories. Eine fünfte endlich die verhältnißmäßig geringe Tragweite des deutschen Erhebungsgedankens.

Denn wo nicht festschwindelige Trinkrednerei getrieben, sondern geschichtlich wahr gesprochen werden soll, da muß gesagt werden, daß es nur ein Märchen, welches zu fabuliren weiß von einer Befreiungskriegsflamme, die hingeschlagen hätte über alles deutsche Land. In Wien, in Oestreich überhaupt hatte, wie das eine durchaus natürliche Folge des von der Firma Franz und Metternich konsequent eingehaltenen Regierungssystems war, der Widernapoleonismus nicht entfernt einen freiheitlichen oder deutschnationalen Charakter, sondern vielmehr einen ausgeprägt reaktionären, aristokratisch-absolutistisch-pfäffischen und widerdeutschen. Aber Oestreich ganz bei Seite gelassen, ist auch einzugestehen, daß die Bewegung nur das östliche und nördliche Deutschland ganz und voll ergriffen hatte, während sie im

Digitized by Google

südwestlichen nur sehr sporadisch vorkam, nur einzelne und vereinzelte Bekenner und Förderer besaß. Die rheinbündlerischen Fürsten waren fanatische Napoleonisten, weil ihr Protektor ihnen allergnädigst gestattete, ihre angestammten Unterthanen so zu despotisiren, wie er *sie*, seine fürstlichen Präfekten, despotisirte, und sie blieben Napoleonisten so lange, bis ihnen unter östreichischer Vermittlung ihre volle „Souverainetät" gewährleistet und damit den nationalen Hoffnungen die Axt an die Wurzel gelegt war. Die Bevölkerungen der Rheinbundpräfekturen waren so vortrefflich napoleonisirt, d. h. so zusammenregiert, so zu einem willenlosen Brei zusammengestampft, daß unter ihnen der Gedanke einer deutschen Schilderhebung schlechterdings undenkbar.

In Baiern z. B. haben, wie bekannt, Montgelas und Konsorten auch *nach* dem Abschlusse des Vertrags von Ried noch alles ihnen Mögliche zu Ungunsten der deutschen Sache geränkelt und gestänkert. Im Schwabenlande aber war der tapferste Streich, welcher i. J. 1813 für die deutsche Sache gethan wurde, dieser, daß ein — wohlverstanden

nach dem Beitritte Friedrichs des Dicken zur wider-napoleonischen Allianz — im Lokal des stuttgarter Lesevereins angeschlagener obrigkeitlicher Befehl, „nicht über Politik zu reden", herabgerissen ward und zwar — hört! hört! — „ungestraft". Man sieht, dieser Schwabenstreich gehört nicht eben in die Kategorie der von Uhland verherrlichten. Doch der Scherz ist nicht am Orte, wo Einen auf Schritt und Tritt der ganze uralte und ewigjunge deutsche Jammer anfaßt. Als der genannte würtemberger Sultan, dem man mit Recht nachgesagt, er habe in seiner Person den Vitellius glücklich mit dem Nero vereinigt, erfahren hatte, daß der von der leipziger Riesenwalstatt fliehende Napoleon bei Hanau den unfähigen Säbelrasseler Wrede über den Haufen gerannt habe, setzte er sich mit seinen Mignons zur Tafel nieder und brachte unter Trompetenschall ein Hoch aus auf den Empereur und Roi, welcher mit gränzenlosem Uebermuth seinen Zwingherrnfuß auf Deutschlands Nacken gesetzt hatte.

Und „wenn heut' ein Geist herniederstiege" und an uns die Frage thäte: Gibt es noch immer solche

Digitized by Google

„Landesväter“ in deutſchen Landen? — ſo müßten wir zur Antwort geben: Wir wiſſen es nicht; was wir aber wiſſen, iſt, daß, nachdem der Sohn von Hortenſe Beauharnais Napoleon der Dritte geworden war, ein Wettfahren deutſcher Fürſten nach Paris geſchah, um ſich dem Neffen des Onkels zu Gnaden zu empfehlen . . .

4.

Es iſt eine ſchmerzliche Thatſache, daß der Franzoſenkaiſer, wie bekannt, hauptſächlich durch den eifrig und umfaſſend geleiſteten Gehorſam, welchen ſeine Befehle bei den Rheinbundsfürſten fanden, deren Truppen ſich bis zum Herbſt mit unbeſtrittener Tapferkeit für den Unterjocher ſchlugen, in den Stand geſetzt war, im Frühlingsfeldzug von 1813 den verbündeten Preußen und Ruſſen noch einmal den Meiſter zu zeigen und dadurch namentlich dem Czaren Alexander die verhängnißvolle Ueberzeugung beizubringen, Rußland, Preußen und England ſeien

mitſammen unvermögend, den Napoleonismus zu bewältigen. Die Folge hievon iſt geweſen, daß man Oeſtreichs Beiſtand um jeden Preis erkaufen zu müſſen glaubte, und der Preis, um welchen ſich Oeſtreich erkaufen ließ, war ein ungeheurer. Er hieß: Vernichtung der deutſchen Hoffnungen.

Der ſtarre und zähe Kaiſer-Tartuffe Franz, in deſſen Hand der leichtfertige und gewiſſenloſe, bis zur letzten Faſer entdeutſchte Metternich nur ein bieg- und ſchmiegſames Werkzeug geweſen iſt, ließ ſich, einmal zum Meiſter der Situation geworden, durch ſeinen Miniſter „von dem Bonaparte losmachen", wie er es nannte. Denn er haßte bekanntlich ſeinen Herrn Schwiegerſohn mit der ganzen Gründlichkeit jenes Haſſes, welcher ſich nachmals daran ergötzt hat, für die italiſchen Staatsgefangenen auf dem Spielberg neue Kerkermartern auszuſinnen. Indeſſen wollte er, durchaus nur darauf zielend, die gute Gelegenheit zur Rückgewinnung der alten Machtſtellung des Hauſes Lothringen-Habsburg zu benützen, den Napoleonismus doch nur eingeſchränkt und beſchnitten, keineswegs aber vernichtet wiſſen. Erſtens, weil ihm die

napoleonische Macht als Gegengewicht gegen die russische dienlich schien; und zweitens, weil sich seinem Hasse doch auch wieder ein geheimes Gefühl, ja, so zu sagen, eine instinktive Zärtlichkeit für den Bändiger der Revolution, für den schwiegersöhnlichen Muster- und Meisterdespoten beimischte.

Metternich, ein Staatsmann ohne alle Initiative und aller selbstständigen und originalen Ideen bar und ledig, aber ein meisterlicher Taschenspieler mit dem Handwerkszeug diplomatischer Spiegelfechterei, vollzog seinen Auftrag mit Geschicklichkeit und „finassirte" Oestreich aus dem napoleonischen Lager glücklich in das der Verbündeten hinüber. Sehr gegen seinen persönlichen Wunsch und Willen freilich und nur unter dem sehr mächtigen Beistand, welchen ihm der kaisertolle Uebermuth und die wahnwitzige Hartnäckigkeit des Empereur dabei leisteten. Der östreichische Minister stellte zunächst den ersehnten Beitritt seines Gebieters zur widernapoleonischen Allianz in Aussicht, falls die Verbündeten — d. h. der Czar, denn Friedrich Wilhelm erscheint in allen

dieſen Verhandlungen durchweg nur als eine dem czariſchen Zähler angehängte Null — zwei Grundbedingungen zum Voraus annähmen. Zum Erſten müßte in das ganze in Kompagnie zu machende Geſchäft ein „korrekterer“ Styl als der bisher angewandte gebracht werden. Von Freiheit, deutſchem Vaterlande, Volksrechten, nationaler Verfaſſung und anderen dergleichen „Ungeheuerlichkeiten“ mehr, wie das „beklagenswerthe“ Manifeſt von Kaliſch ſie „leider“ in Umlauf gebracht, müſſe unbedingt Abſtand genommen, jenes „gefährliche“ Aktenſtück ſelber für immer der Vergeſſenheit überwieſen, auch fortan jede Berufung an das Nationalgefühl der Maſſen vermieden, fernerweit der mit Kundgebung „jakobiniſcher“ Grundſätze angehobene Krieg durchweg in die korrekten Geleiſe eines „nüchternen Kabinettskriegs“ hinübergeleitet, item jede Betheiligung der Völker an den öffentlichen Angelegenheiten, ſoweit ſie nicht eine allerhöchſt befohlene ſei, energiſch verpönt und dafür geſorgt werden, daß die unbequeme und verdammliche Begeiſterung „des Freiheits- und Vaterlandsrauſches“ ſchleunigſt unter die Luftpumpe

„reindynastischer Interessen“ und daselbst vom Leben zum Tode gebracht werde. Zum Zweiten sodann dürfe dem Franzosenkaiser nicht gar zu Vieles zugemuthet und müsse — wie das Oestreich in seinen „maßvollen“ Friedensvorschlägen präcisiren werde — insbesondere zu Napoleons Gunsten auf die „Chimäre“ der vollständigen Befreiung eines „chimärischen“ Deutschlands verzichtet werden.

Diese Bedingungen und Bestimmungen nahmen Rußland und Preußen an, woraufhin Oestreich mit ihnen den reichenbacher Vertrag vom 27 Juni abschloß, kraft dessen es dem widernapoleonischen Bündniß beizutreten versprach, falls der Empereur die Friedensvorschläge Oestreichs verwerfen würde. Er verwarf sie. In der That, die Napoleontollheit verwarf in den Nachmittagsstunden des 28. Juni im Marcolinischen Palais zu Dresden diese „maßvollen“ Friedensbedingungen, welche den Franzosenkaiser im Grunde ganz als den gelassen hätten, der er war. Denn die Franz-Metternichigkeit wollte ihm ja alles Ernstes Frankreich, Italien, Belgien, Holland, die Schweiz, das linke Rheinufer, Westphalen und den

Digitized by Google

Rheinbund lassen, dessen Auflösung nur als „wünschbar“ bezeichnet war.

Wundersam, aber buchstäblich wahr: — Deutschland hat niemals einen grimmigeren Feind, aber auch niemals einen besseren Freund wider Willen gehabt, als der Napoleon gewesen ist. Nicht allein darum, weil seine eiserne Zwingherrnbesenruthe Berge von mittelalterlichem Wust aus deutschen Landen fortgefegt hat; auch nicht deßhalb nur, weil seine Tyrannenfaust der todestief schlafenden Deutschheit so in die Seele griff, daß sie endlich wieder halb und halb erwachen mußte; sondern auch und ganz vorzüglich darum, weil er den elenden undeutschen und widerdeutschen franz-metternichigen Frieden, welchen er im Juni von 1813 zu Dresden, im August zu Prag, ja, wenigstens was die Hauptsache betraf, die Fortdauer seiner Kaiserschaft, noch im folgenden Jahre zu Chatillon hätte schließen können, kaisertolldreist verwarf. Er that es, wie Jedermann weiß oder wissen könnte, zu Metternichs lebhaftem Bedauern und der östreichische Minister hat, unzweifelhaft mit Wissen und Willen seines Herrn, vor dem

er Staub war — wenn auch „lackirter" Staub — auch noch nach der Eröffnung des Herbstfeldzuges von 1813 sein „Finassiren" mit Napoleon fortgetrieben, sehr eifrig namentlich unmittelbar nach der letzten großen Liebkosung, welche Dirne Fortuna ihrem verhätschelten Liebling am 27. August bei Dresden zu Theil werden ließ.

Allein die preußischen Siege, welche gegen den Willen des vom Czaren zum Obergeneral des „Nordheers" der Verbündeten bestellten und ebenfalls schamlos zweiächslerisch finassirenden Gaskogners Bernadotte bei Großbeeren und Hagelsberg erfochten wurden, dann der prächtige Blüchersieg an der Katzbach und endlich der russisch-östreichisch-preußische Triumph bei Kulm, sie machten den metternichigen Ränken und Schwänken vorderhand ein Ende, insofern sie den Knoten der Allianz Oestreichs mit den Verbündeten fester zusammenzogen. Aber auch jetzt wieder, beim Abschlusse des Vertrags von Teplitz (9. September) setzte es seine undeutschen und widerdeutschen Absichten durch, allerdings eifrigst sekundirt von Preußen, welches, wo möglich, gegen den stein-

Digitized by Google

schen Gedanken der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches noch heftiger anging als Oestreich. Metternich brachte es dann dahin, daß auch von der Errichtung eines straffen und strammen deutschen Bundes schon jetzt abgesehen und erklärt wurde, der Rheinbund zwar müßte aufgelöst werden, aber sämmtliche deutsche Potentaten und Potentätchen sollten die „volle und unbedingte Souverainetät" haben.

Damit waren denn die nationalen Wünsche der Deutschen, damit war die begeisterte Hoffnung auf die Schaffung eines deutschen Gesammtvaterlandes verfranzmetternicht, d. h. lebendig eingesargt und begraben, und wenn man sich den weiteren Verlauf des „Befreiungskriegs" nicht durch die Arndt- oder Jahn-Brille, sondern mit bloßen, aber sehenden Augen ansieht, so erkennt man, daß die geäfften Deutschen, indem sie gegen den Napoleonismus weiterfochten, zunächst nur für einen anderen Anstrich ihrer Fesseln, für dynastische Egoismen und diplomatische Iskariotismen sich geschlagen haben, wie das ja von jeher des armen alten Michels jammervolles Loos gewesen ist. Im Uebrigen war die

Metternichigkeit nicht damit zufrieden, Prinzip und Charakter des widernapoleonischen Krieges vaterlandsverrätherisch gefälscht zu haben. Nein, sie machte nachmals noch den schamlosen Versuch, durch die Feder von Judas Iskariot Gentz auch die Geschichte zu fälschen, indem sie den genannten Judas, im schreiendsten Widerspruch zu früher von ihm selber gethanen Aeußerungen, lügen ließ: „Die Völker, die Jugend, die Freiwilligen haben Anno 1813 so gut wie gar Nichts gethan, sondern Alles ist vollbracht worden durch die wundervolle, im Stillen längst vorbereitete Eintracht der Höfe.“

Und „wenn heut' ein Geist herniederstiege,“ zu fragen: Aber ließen denn die Völker solchen himmelschreiend-schnöden, diplomatisch-höhnischen Undank sich gefallen? — wie sollte und könnte darauf die Antwort anders lauten als: Ja wohl! denn was ließen und lassen sich die Völker nicht Alles gefallen? Oh, sie hatten ja, nachdem sie heldisch gelitten und gestritten, um also belohnt zu werden, vollauf zu thun, ihre Todten zu begraben, ihre Wunden zu verbinden, ihre eingeäscherten Häuser wieder aufzu-

bauen, ihre zerſtampften Felder wieder zu beackern, — wie hätten ſie, den ſchweren Kampf um des Lebens Nothdurft kämpfend, Sinn und Zeit haben ſollen, zu bedenken, wie ungeheuer man ſie betrogen?

5.

Kein Zweifel, man hat dem Generaliſſimus der großen Koalition, dem Fürſten Schwarzenberg, deſſen Oberbefehlshaberſchaft übrigens weit mehr nur eine formelle als eine ſubſtanzielle geweſen iſt, vielfach Unrecht gethan, indem man ihm Mängel und Mißgriffe in ſeiner Kriegsführung zum Vorwurf machte, welche eigentlich ganz andere Leute als er verſchuldet haben, — namentlich der Czar Alexander, welchen es mitunter kitzelte, den Feldherrn zu ſpielen, wozu er gar keinen Beruf hatte. Schwarzenbergs Heerkommando war ein Martyrium, wie das ſeine viel zu ſpät und leider zuerſt in einem obſkuren Buch veröffentlichten Auslaſſungen (in den während der Feldzüge von 1813 — 14 vertraulichſt an ſeine Frau gerichteten Briefen) für jeden Unbefangenen klärlich darthun.

Er hat, soweit seine Gaben reichten, seine Pflicht im Sinn und Geist eines östreichischen Magnaten zwar, aber durchweg als ein redlicher, humaner, ehrenhafter, versöhnlich-vermittelnder Mann gethan.

Diese nur gerechte Anerkennung der Verdienste des östreichischen Generals, welche ihm noch heute verweigert wird in der Geschichtezurechtmacherei-Werkstatt der süßen Schwärmer für „die hohenzoller'sche Spitze," sie darf jedoch nicht soweit gehen, daß man verschwiege, der Schwarzenberg wäre mit dem Napoleonismus niemals fertig geworden, so nicht der widernapoleonische Geist, welcher im blücher'sche Heere lebte und nicht minder die preußischen Generale und Soldaten beim Nordheer beseelte, unabläſſig voran und vorwärts und zum Schlagen und Entscheiden gedrängt und getrieben hätte. Es ist jetzt auch anerkannt, wenigstens von allen Wissenden und Redlichen, daß die berühmte „Zwickmühle", d. h. der trachenberger Kriegsplan vom 11. Juli, welchen man lächerlicher Weise dem Bernadotte zugeschrieben hat, den Napoleon entweder gar nicht oder jedenfalls nicht so tüchtig, ja vernichtend gezwickt haben würde, wie sie

that, falls nicht der Blücher und deſſen „Kopf“ Gneiſenau, ebenſo der York, der Bülow, der Tauenzien und überhaupt alle die vorragenderen preußiſchen Führer dafür geſorgt hätten, daß die Wände beſagter Zwickmühle enger und enger um den Schlachtendonnerer her zuſammengeſchoben wurden.

In Wahrheit, der heldiſche Jüngling von 71 Jahren, welchen der franzöſiſche Empereur in ſeiner Wuth einen „verſoffenen Huſaren“ ſchimpfte, und welchen die Köckeritze und Wittgenſteine und andere Schlotterlinge in der Umgebung Friedrich Wilhelms einen „betrunkenen Tollkopf“ und „blinden Dreinſtürmer“ ſchalten, er hat den Sinn des trefflichen, von Toll, Radetzky und Kneſebeck mitſammen entworfenen und feſtgeſtellten Plans für den Herbſtfeldzug von 1813 am beſten begriffen und am thatkräftigſten zur Ausführung gebracht. Das ganze Verhalten des ſchleſiſchen Heeres vom Auguſt bis zum Oktober bezeugt das unwiderleglich. Als die preußiſchen Generale Tauenzien, Bülow und Borſtell abermals ihrem Oberfeldherrn zum Trotz am 6. September bei Dennewitz ruhmvoll geſchlagen und

glänzend gesiegt hatten, begann Blücher, nachdem er sich mit diesen seinen Waffengefährten verständigt hatte, seine „Rechtsabschwenkung“ aus Schlesien und erzwang am 3. Oktober bei Wartenburg, wo der York mit seinem Harst hochherrlich die „Pflaumenschlacht“ focht und gewann, den Uebergang über die Elbe, wodurch auch der Bernadotte, obzwar sehr gegen seinen Willen, über den Strom nachgezogen und dem schwarzenbergischen Heere Luft und Luft geschaffen wurde, wiederum aus Böhmen hervorzubrechen und zwar diesmal in der Richtung auf Leipzig. Diese blücher'sche Handhabung der kolossalen Heerzange, womit die Verbündeten ihren Gegner zu umfassen und zu packen suchten, ist es gewesen, welche den Napoleon zwang, endlich die Elbelinie aufzugeben und nach dem fehlgegangenen Stoß in der Richtung auf Düben in die Ebenen von Leipzig zurückzuweichen, wo aber nicht, wie er noch immer sich schmeichelte, ein entscheidender Sieg, sondern eine vernichtende Niederlage seiner wartete. Nicht also, wie die napoleonische Mythologie gefabelt hat, der „Abfall“ Baierns, welchen Napoleon erst am

13. Oktober erfuhr, nachdem er schon am 8. Dresden verlassen hatte, sondern der Elbübergang Blüchers war das entscheidende Moment in der Kette von Ursachen, welche die Entscheidung bei Leipzig herbeigeführt haben.*) Daß aber der Entscheidungstag schon der 16. Oktober, daß der eigentliche Held dieses Tages der genialische Feldhauptmann und tapferste Soldat Prinz Eugen von Würtemberg bei Wachau und der eigentliche Entscheider der alte Blücher bei Möckern gewesen ist, dagegen kann jetzo gar kein Zweifel mehr aufkommen.

Ein eigenthümlich Schicksalsspiel, daß, während Nero-Vitellius von Würtemberg eine der Hauptstützen der napoleonischen Zwingherrschaft in Deutsch-

*) (Zusatz von 1864.) Aus den neuerlich veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden aus den Feldzügen von 1809—13", Karlsruhe 1864, scheint sogar hervorzugehen, daß man in der nächsten Umgebung Napoleons erst am 16. Oktober bestimmte Nachricht vom „Abfall" Baierns erhielt. Der Markgraf erzählt S. 123: „Am Abend des 16. ließ mich der Herzog von Bassano rufen und ertheilte mir den Auftrag, den bairischen General von Raglovich zu arretiren, weil man sichere Nachrichten vom Beitritt seines Königs zur Allianz gegen Frankreich habe."

Digitized by Google

land war, ein Prinz seines Hauses, der wahrhaft ein „Prinz Eugenius der edle Ritter“ zu heißen verdient, in den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814 als einer der tüchtigsten Hebel zum Sturze des Napoleonismus sich bewährte. Und ebenso muß hervorgehoben werden, daß es ein schwererworbenes, aber größtes Verdienst Blüchers gewesen ist, den Bernadotte, dem die zweideutige czarisch-alexandrische Politik zu einer Rolle verholfen hatte, welche die Befähigung und noch mehr den Charakter des Gaskogners weit überstieg, an der Elbe festgehalten und schließlich auf das Entscheidungsfeld „herangekriegt“ zu haben. Mußten doch alle Saiten der Geduld sowohl als der Entschiedenheit aufgezogen werden, um zu erreichen, daß der „Piaffeur“, wie Napoleon den Gaskogner, welcher aus dem trüben Wasser seines Gebarens die Krone von Frankreich heraufzufischen wähnte, treffend genannt hatte — mit seinen 90,000 Mann da nicht ausrisse, wo der Blücher mit seinen 60,000 Mann anzugreifen entschlossen war.

Aus jenen Vorbereitungstagen zur leipziger Schlacht läßt uns eine neu aufgebrochene Quelle

die nachstehende Episode schöpfen, welche Stimmung und Styl preußischen Soldatenlebens von damals hübsch kennzeichnet. Unweit vom Petersberg bei Halle nämlich begegnet der alte Blücher, Feldmütze auf dem Kopfe, verschabten grauen Mantel um die Schultern, die ewige Tabakspfeife zwischen den Zähnen, einer verdrossen durch den zähen Lehmbodenkoth sich fortarbeitenden Kolonne von Bülows Heerhaufen. „Na — sagt der Alte zu den pommer'schen Grenadieren — freu' mir, meine Pommern wieder 'mal zu sehen. Habt euch sakermentisch gut geschlagen bei Großbeeren und Dennewitz; so habt ihr, Gott straf' mir! Und schätz' ich mich's recht zur Ehre, so zu sagen auch ein Pommer zu sein." Die Pommernmänner schauen auf, und da sie den Alten nicht kennen, der ganz allein dahergeritten kommt in gar keinem feldherrlichen An- und Aufzug, so brummt einer aus den Reihen hervor: „Ja, det glöw ik wohl, nu mag jeder Hundsfott wohl een Pommer wesen" — (ja, das glaub' ich wohl, jetzt will jeder Hundsfott ein Pommer sein). „Schwerenöther ihr — lacht der Gebhart Lebrecht, den Gaul wendend — ihr

bleibt immer die Alten, brav und grob, Gott verdamm' mir!" . . .

Am 14. Oktober waren die Wände der widernapoleonischen Zwickmühle endlich so enge zusammengeschoben, daß innerhalb derselben die Instrumente zu dem beispiellosen Waffenkonzert, genannt leipziger Völkerschlacht, gestimmt werden konnten. Schwarzenberg hatte sich, seine schwere Drei-Monarchen-Bürde auf dem Nacken, langsam über das Erzgebirge herübergeschoben und war über Altenburg und Zeitz am südlichen Rande der großen Walstatt angelangt. Vom Norden her zog Blücher, den heftig sich sträubenden und fortwährend Seiten- und Rücksprünge versuchenden Bernadotte mit sich ziehend, wie an einem Nasenringe, und bereit, seine zu Halle versammelten Harste auf dem rechten Ufer der Elster über Schkeuditz gen Leipzig vorzuführen. Der Empereur seinerseits traf an dem genannten Tage ebenfalls daselbst ein, und nachdem er die Stadt umritten hatte, vernahm er in seinem Quartiere zu Reudnitz von Liebertwolkwitz her die Ouvertüre zur ungeheuren dreitheiligen oder dreitägigen Symphonia

heroika, d. h. das Getöse des Reitertreffens, welches Schwager Murat da draußen gegen preußische und russische Reiterei planlos schlug und verlor.

Den Plan zur Schlacht für Schwarzenbergs Gewalthaufen hat bekanntlich der aus sächsischen Diensten in östreichische gegangene General Langenau entworfen. Andere haben dann an dem ungeschickten Ding ungeschickt noch herumgeschustert und so kam es, daß die schwarzenbergische Hauptmacht in den engen, unwegsamen „Sumpfwinkel" zwischen Elster und Pleiße gepfercht wurde, wo für Massenentwicklung kein Raum und das vorausgesetzte und geforderte rechtzeitige Hervorbrechen über die Pleiße bei Konnewitz fast eine Unmöglichkeit war. Napoleon dagegen hatte, den rechten Flügel seiner Schlachtordnung an die Pleiße lehnend, seine Hauptstellung auf den sanften, die weite Ebene beherrschenden Bodenerhebungen bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Auf das in seinem Rücken liegende Leipzig gestützt, meinte er im Stande zu sein, Schwarzenberg und Blücher getrennt zu halten und jenen am 16., diesen am 17. zu schlagen. Ein Herankommen Berna-

dotte's glaubte er gar nicht ernstlich mit in seine Berechnung ziehen zu müssen: er kannte ja seinen „piaffenden" Gaskogner. Aber er kannte noch immer nicht den alten Gebhart Lebrecht, welcher den Kronprinzen von Schweden am Nasenringe hielt. Hätte er den Blücher gekannt und hätte er geahnt, was ihm von dieser Seite bevorstand, er würde sich gewiß nicht begnügt haben, den Marschall Marmont mit 20,000 Mann und 84 Geschützen nach Möckern zu schicken, um diese allerdings von Natur sehr feste Stellung gegen ein allfälliges Vorgehen des Blücherheeres zu bewachen und zu behaupten.

Die Skribenten und Dozenten der napoleonischen Mythologie fabelten und fabeln, daß gleich zu Anfang der Völkerschlacht die Verbündeten mit einer „erdrückenden Uebermacht" gegen ihren Gegner hätten auftreten können und wirklich aufgetreten seien. Nun ist aber Thatsache, daß der erste der drei Schlachttage der entscheidende war; und ebenso ist Thatsache, daß an diesem 16. Oktober die Streitkräfte der Verbündeten — Dank dem nicht zweideutigen, sondern geradezu verrätherischen Benehmen,

d. h. abſichtlichen Nichtherankommen Bernadotte's mit dem Nordheer — den franzöſiſchen gar nicht oder doch nur ganz unbedeutend überlegen waren. Denn Napoleon hatte am 16. Oktober jedenfalls nicht weniger als 190,000 Mann, worunter etwa 33,500 Reiter und 700 Geſchütze, wogegen ſeine Gegner, die getrennten Heere Schwarzenbergs und Blüchers — jenes 133,078, dieſes 60,431 Mann ſtark — zuſammengerechnet 193,509 Streiter, worunter ungefähr 38,000 Reiter und 750 Kanonen aufzubringen vermochten. Und, wohl zu merken! die franzöſiſche Macht wurde vom Napoleon kommandirt, welcher, wenn auch nicht mehr der ganze, doch immerhin noch ein Zweidrittels-Napoleon war.

So hat er denn da, wo er ſelber die Rieſenſymphonie dirigirte, d. h. auf der Südſeite der Walſtatt, am 16. Oktober ſeinen Feinden den alten Kriegsmaeſtro und Schlachtenvirtuoſen noch einmal gezeigt, obzwar nicht mehr, bei Weitem nicht mehr in der alten zermalmenden Wetterſtralsweiſe. Ganz beſonders unglücklich ſtritten an dieſem Tage die öſtreichiſchen Generale, Giulay vor Lindenau, Merveldt

bei Konnewitz, Klenau bei Liebertwolkwitz. In der Verwirklichung des Schlachtplans der Verbündeten griff und klappte Nichts recht in einander und die Führung des obersten Heerkommandostabs ließ Sicherheit, Straffheit und Wucht gar sehr vermissen. Soweit es möglich, wurden jedoch diese Nachtheile gutgemacht durch die Einsicht und Standhaftigkeit einzelner Führer, sowie durch das wetteifernd heldische Streiten der verbündeten Truppen, welche naiv genug waren, es für ernstgemeint zu halten, wenn Generalissimus Schwarzenberg, der es übrigens für seine Person sicherlich ernst und ehrlich meinte, in seinem Tagsbefehl vom 15. Oktober ihnen zugerufen hatte: „Ihr kämpft für die Freiheit Europa's!"

Für die Freiheit Europa's? Ah, „wenn heut' ein Geist herniederstiege" und trauervoll die Franze, Metterniche, Gentze und Konsorten fragte: Warum habt ihr die armen vertrauenden und hoffenden Menschen, die bei Leipzig „für die Freiheit Europa's" in den Tod zu gehen glaubten, so schamlos belogen und betrogen? — die Franze, Metterniche, Gentze und Konsorten, sie würden sich in ihren Gräbern mit be-

Digitized by Google

haglichem Grinſen umkehren und ſagen: Mit Speck fängt man Mäuſe und mit Redensarten ködert man Menſchen!

6.

Aber nicht in Sterblichen von der Sorte pulſirt, was „ſterblich nicht“ im Menſchen und was den ſchweren Erdenkloß emporträgt in die hellen Regionen, von wo der göttliche Anhauch („afflatus divinus“) zu großem Denken und Thun ausgeht. Seht, dort drüben, wo am 16. Oktober von 1813 um Behauptung und Erſtürmung der Hochebene von Lindenthal blutig gerungen ward, da waltete voll und ganz dieſer Anhauch, waltete herrlich in den ſchlichten preußiſchen Landwehrmännern, welche auf den Zuruf eines ihrer fallenden Führer, des zum Tode getroffenen Grafen Wedell: „Rettet das Vaterland!“ den in und um Möckern mit höchſter Bravour fechtenden

Franzoſen die eiſerne Garbe unwiderſtehlich ins Fleiſch trugen. „Jeder — ſo hat ein anderer tapfe=rer Führer, der Major Hiller nachmals bezeugt — Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken ſtürzten auf meinen Zuruf, daß heute Deutſchlands Schickſal entſchieden werden müſſe, die Bataillone über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrah von Neuem auf den Feind“... Die Umſtände fügten es, daß, wie Männiglich weiß, die Möckernſchlacht wiederum durchaus nur von preußiſchen Truppen, vom Harſte des prächtigen Griesgrams York, welcher an dieſem Tag ein „Ba=taillengeneral“ erſter Größe war, geſchlagen und gewonnen worden iſt. Der Sieg war vollſtändig: Marmont wurde mit den kläglichen Trümmern ſei=ner Streitmacht am Abend bis unter die Mauern von Leipzig zurückgetrieben und damit war die äußerſt wichtige Schutzwand Napoleons auf der Nordſeite des leipziger Entſcheidungsfeldes nieder=geworfen.

Und auch auf der Südſeite hatte der größte aller Schlachtenlenker derweil doch mehr nur ſcheinbare

Digitized by Google

als wirkliche Vortheile errungen. Das dankte man — d. h. hätte man von Rechtswegen danken sollen — ganz namentlich dem Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher, der ganzen Wucht und Wuth des napoleonischen Hauptangriffs zum Trotz, Wachau bis zur äußersten Möglichkeit und damit die Schlacht gehalten hatte. Seiner Standhaftigkeit war es nicht zu viel, mit seinen entsetzlich gelichteten Bataillonen, von deren Mannschaft volle zwei Drittel todt und verwundet den Boden bedeckten, auch noch den ersten Stoß der Reitermasse von 8000 Mann auszuhalten, womit der Empereur schließlich das Centrum der Verbündeten zu sprengen vergeblich unternahm. Nach beendigter Blutarbeit vom 16. Oktober hatten die Franzosen ihr Mitteltreffen bei Wachau stehen und lehnten ihren rechten Flügel an Markkleeberg, ihren linken an die sogenannte Schwedenschanze. Die Verbündeten standen dem Feinde in einem weiten Halbkreis parallel gegenüber, mit dem Centrum vor Güldengossa, während Bennigsen mit frisch anlangenden russischen, Kolloredo mit östreichischen Divisionen in die Stellungen einzu-

rücken begannen, welche ihnen zur Verstärkung von Schwarzenbergs rechtem Flügel angewiesen waren.

Napoleon, bei seinem hinter Wachau an der Straße nach Borna aufgerichteten Zelte vom Pferde gestiegen, hielt für den nächsten Tag noch immer die Siegeshoffnung fest. Nachdem aber die Hiobspost von Möckern eingetroffen war, da machte er mittelst Absendung des bei Konnewitz gefangenen Generals Merveldt den bekannten Waffenstillstands- und Friedensversuch beim Kaiser Franz. Zu spät! Als am 17. Oktober gegen Abend zu noch immer keine Antwort von drüben eingetroffen war, da „verkroch sich" — hat Augenzeuge Odeleben berichtet — der Empereur in sein Zelt und „es mehrten sich im französischen Hauptquartier die finsteren Gesichter und sprach man unverhohlen von der Nothwendigkeit des Rückzugs." In Wahrheit, der Kampf am 18. Oktober, zu welchem man am 17. beiderseitig rüstete, konnte für die Franzosen nur noch ein Kampf um den Rückzug sein. Es ist auch vollwichtiger Grund zu der Annahme vorhanden, daß die entschiedene Niederlage, welche Napoleon am dritten der drei Schlach-

tentage erfuhr, geradezu eine Vernichtung hätte werden müssen, falls Schwarzenberg von der erdrückenden Uebermacht, welche ihm am 18. Oktober zur Verfügung stand, richtig und entschlossen Gebrauch gemacht hätte. Er that es nicht, so sehr nicht, daß er, wie bekannt, von seiner Streitmacht 100,000 oder auch 120,000 Mann gar nicht ins Feuer brachte, und hieraus läßt sich erklären, wie es zuging, daß der Empereur noch gegen 90,000 Mann von der leipziger Walstatt wegretten konnte.

In der Morgenfrühe des 18. Oktobers war es endlich dem alten Blücher gelungen, alle die Ränke und Schwänke, womit der Bernadotte sein Nichtherankommenwollen maskirte, energisch durchzuwettern. Damit war das ungeheure Jagdnetz vollendet, welches heute um den großen Nimrod, der so lange die Völkerjagd getrieben, zusammengezogen werden sollte und wirklich zusammengezogen ward. Nicht so nachdrücklich freilich, daß ihm nicht noch eine Oeffnung — die über Leipzig gen Weißenfels — zum Entschlüpfen geblieben wäre. Die französische Schlachtordnung war der Gestalt, daß die sämmt-

lichen Korps, welche bislang auf der Südseite der Stadt gekämpft hatten, auf dem Plateau von Propstheida sich zusammenschlossen und nördlich und östlich Marmont und Ney den rückwärts gebogenen Halbkreis verlängerten, welcher in einer Ausdehnung von zwei Stunden dem Feinde überall und so lange die Stirne bieten sollte, bis bei allmäliger Verengerung des Kreises ein Theil desselben nach dem andern über Leipzig und Lindenau sich abziehen könnte. Die Verbündeten ihrerseits wollten in drei Angriffssäulen gegen die feindliche Stellung vorgehen, während auf der Ostseite das Nordheer unter Bernadotte den Kampf zu führen hätte und auf der Nordseite Blücher.

Um die achte Morgenstunde hob das gegenseitige Morden von 450,000 Menschen an, die Völkerschlacht, welches Wort erst an diesem Tage aufkam und zwar zuerst vom preußischen Oberst Müffling ausgesprochen. Die Tragödie vom 18. Oktober zerfiel aber in zwei Akte, deren erster die Linksschwenkung des schwarzenbergischen, deren zweiter die Rechtsschwenkung des bernadotte-blücher'schen Heeres

Digitized by Google

gewesen ist. Auf der Südseite kämpften die Verbündeten lange Stunden hindurch nicht mit dem Erfolge, welchen ihre Anstrengungen verdient hätten. Erst nach und nach und mit großen Opfern gelang es ihnen, Boden zu gewinnen und die Seiten des Halbkreises der feindlichen Stellung mehr gegen Leipzig hinzudrücken. Erst das Eingreifen des Nordheeres, voran Bülows, der um 1 Uhr mit seinem Harst zum Sturm auf Paunsdorf vorging, während Blüchers Anordnung gemäß Langerons Korps gleichzeitig zum Angriff auf Schönefeld vorschritt, entschied die Niederlage der Franzosen, — eine Niederlage, so unbedingt-unvermeidlich, daß es ganz lächerlich ist, wenn die albernen und die schlauen Pfaffen des Napoleonkultus diese Niederlage allerlei kleinen und kleinlichen Nebenumständen, dem Uebertritt von etlichen tausend Rheinbündlern zu den Verbündeten, dem vorzeitigen Sprengen einer Brücke u. dgl. m. zugeschrieben haben. Der Sturm auf Leipzig am 19. Oktober war nur noch ein blutiger Epilog der furchtbaren Schlachtentrilogie. Vormittags entwich der besiegte Empereur aus der Stadt und um 1 Uhr

Mittags begrüßten sich die siegreichen Feldherrn und Fürsten auf dem Marktplatz, wo bekanntlich Gneisenau zuerst die Losung ausgegeben hat: „Nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons darf der Krieg enden!“

Aber einen entsetzlich hohen Preis hatten die Verbündeten für ihren Sieg bezahlt: — von den 100,000 Unglücklichen, welche todt oder verstümmelt auf der blutstarrenden Walstatt lagen, aus welcher die Brandruinen von mehr als zwanzig im Feuer aufgegangenen Dörfern schwarz in die Lüfte starrten, gehörte allermindestens die Hälfte den Verbündeten an. „Mit welchen Strömen von Blut — schrieb Gneisenau am 22. Oktober an eine preußische Prinzessin — mit welchen Strömen von Blut die Freiheit der Welt erkauft ist, davon mag man anderwärts keinen Begriff haben. Auf Meilen weit sind die Felder mit Todten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt und rings um Leipzig her ist die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elends!“

Und „wenn nun heut' ein Geist herniederstiege“,

zu Frage zu thun: Aber war mit dieſem unermeß-lichen Jammer die „Freiheit der Welt“ wirklich er-kauft? ſo könnte die Wahrhaftigkeit ihm nur die Antwort geben: — Das nicht! Dafür jedoch die Heilige-Allianz-Politik, d. h. nach der ruchloſen napoleoniſch-thatſüchtigen, aber auch Thaten zeugen-den Tyrannei die noch ruchloſere Tyrannei der Impotenz, aus hoch- und übermüthiger Verblen-dung, aus „chriſtlich-germaniſcher“ Phantaſterei, muckeriſchem Bleizucker und mühlſteinharter Verfol-gungsſucht abſcheulich gemiſcht.

„Und ſo hätten die Tauſende und wieder Tau-ſende und abermals Tauſende von deutſchen Jüng-lingen und Männern, die auf allen den Walſtätten von 1813 ihr Blut vergoſſen haben, es vergeblich und fruchtlos gethan?“

Doch wohl nicht. Denn aus dieſer koſtbaren Blutſaat iſt die Idee der Einheit Deutſchlands her-vorgewachſen und bereits zu einer ſittlichen Macht, zu einer deutſchen, ja zu einer europäiſchen Lebens-macht emporgereift, ſagt man.

„Schöne Worte!“

Ganz gewiß. Steht doch im Faust geschrieben: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, aus Worten ein System bereiten, an Worte läßt sich trefflich glauben“ — und wir sind bekanntlich ein, nein, das Volk von Denkern, Dichtern und Düftlern.

„Das alte Hamlet-Elend also?“

Ja wohl, mit echtdeutscher Treue konserwirt, balsamirt und venerirt.

„Ah, ich sehe, der Uhland hatte recht, als er unlängst uns von da unten zu melden kam:

„„Untröstlich ist's noch allerwärts!““

Ein

„Dies irae.“

(Der 24. Februar von 1848.)

„Lieber Tan — ſo ſchrieb der dritte Sohn Louis Philipps, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadſchi genannt, vom Bord ſeines Flaggenſchiffes „Le Souverain“ am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an ſeinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — ich ſchreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereigniſſe mich ernſtlich beunruhigen. Es ſcheint mir nämlich unvermeidlich, daß der unnatürliche Zuſtand Frankreichs, welcher die konſtitutionelle Fiktion verſchwinden machte, in der bevorſtehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Miniſter mehr, denn ihre Verantwortlichkeit iſt Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte

au roi). Derselbe ist auf einer Altersstufe angelangt, wo man keinen Betrachtungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermeßliche Erfahrung, sein Muth, alle seine großen Eigenschaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; aber deßhalb ist die Gefahr nicht weniger groß .... Unsere Lage ist schlecht. Im Innern ein Finanzzustand, welcher nach siebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender ist, und auch nach Außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch nöthig und leicht gewesen wäre, der Eigenliebe unseres Landes etliche von jenen ihr so theuren Befriedigungen zu verschaffen, mittelst welcher man die Aufmerksamkeit der Franzosen von bedenklichsten inneren Schäden ablenkt. Die spanische Geschichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treulosigkeit verschafft. Von England getrennt zur Stunde, wo die italische Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weise betheiligen, welche unser Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien gesetzt hätte, welche

wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer Etwas sind. Wir wagten es nicht, uns gegen Oestreich zu kehren, aus Furcht, England möchte sofort eine neue heilige Allianz gegen uns stiften. Alles dies ist das Werk des Königs allein, ist das Resultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht die Kraft besitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Diese unglückseligen spanischen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert . . . Alles zusammengerechnet, stehen wir so: — Im Innern zerrüttete Finanzen; nach Außen genöthigt, zu wählen zwischen einer demüthigen Abbitte bei Palmerston oder der Schmach, gemeinsam mit Oestreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unsere Prinzipien und unsere natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen. An Alledem ist der König schuld, der König allein, welcher unsere verfassungsmäßigen Einrichtungen gefälscht hat (qui a faussé nos institutions constitutionnelles). Du wirst mir verzeihen, daß ich also von dem Vater spreche: du weißt ja, wie sehr ich ihn achte und liebe. Aber es

Digitized by Google

iſt mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und ſie erſchreckt mich“ *).

Zwei Monate und etliche Tage ſpäter ſchrieb aus Anlaß des Ablebens der Prinzeſſin Adelaide, Schweſter des Königs der Franzoſen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geiſtreiche“, an Louis Philipp einen Kondolenzbrief, aus welchem das pariſer Blatt „La Semaine“ am 31. Januar von 1848 dieſe Stelle mittheilte: — „Sire! Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen, Sie der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Geſellſchaft auf ihren alten, erſchütterten Grundlagen neu zu befeſtigen. Möge Gott Ew. Majeſtät zum Heile Frankreichs und zum Beſten Europa's noch langes Leben verleihen! Das iſt mein heißeſter Wunſch.“

Dieſe zwei Aktenſtücke zeichnen ſcharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums“ auf der

*) Revue rétrospective, (Paris 1848), No. 31. Das Original des Briefes, wovon das Mitgetheilte nur ein Auszug, wurde am 24. Februar 1848 im Kabinett des Duc de Nemours in den Tuilerien gefunden.

Schwelle vom Jahr 1847 zum Jahr 1848. Sein eigen Fleiſch und Blut verdammte die ſchweren Sünden und ungeheuren Fehler, welche Louis Philipp begangen hatte; der eigene Sohn ſprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihrauchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht“ der Könige den von den Grundſätzen der Freiheit und Vernunft abgefallenen Verräther. Der Sohn Egalité's, der „Uſurpator“ von 1830, welchen damals Czar Nikolaus in ſeinem Hochmuth als einen Lump und Schubiak behandelt hatte, war demnach jetzo vom Abſolutismus zu Gnaden angenommen. Ja, das zeichnet vollſtändig die Sachlage. Die Julimonarchie war reif zum Untergang und der Vernichtungsſpruch gefällt. Sehen wir, wie er ſich vollzog.

1.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge ſchlägt 1 Uhr, die erſte Stunde des 24. Februar von 1848.

Digitized by Google

Die Nacht ist frostig und finster, aber der Widerschein ihrer Myriaden von Gaslichtern macht die über der Riesenstadt hängende Dunstmasse weißlich schimmern. Der alte Königspalast, welcher schon so viele Schicksalswechsel gesehen, diese Tuilerien, worin Marie Antoinette intrikirt, der Konvent vulkanisirt und Napoleon despotisirt hatte, sie zeigen auch zu dieser Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeschreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Hastvolle und Bängliche, welches Katastrophen von Herrschern und Staaten vorauf zu gehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windstrom dem Gewitter voranwallt. Die Wachtposten sind überall verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Der ganzen Vorder- und Hinterfront des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Masse von Fenstern erhellt und man sieht in den Korridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühselig gedämpft

durch den beſchwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Ueberall ins Längliche oder auch ſchon ins Lange gezogene Geſichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüſter und Gewiſper. Ein Unheimliches ſchreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch iſt dieſes Schreiten nur ein Schlurfen, aber binnen etlichen Stunden wird es ein Dröhnen ſein.

Kriegeriſche Zurüſtungen rings umher um den Palaſt. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwiſchenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais Royal vorgeſchoben. Der Quai entlang der Seine, ſoweit die Tuilerien- und Louvrebauten reichen, ebenfalls wohlbeſetzt. Auch hier zwiſchen dem Fußvolk Artillerie, beſonders an den Punkten, wo ſich die drei Brücken, Pont Royal, Pont du Carrouſel und Pont des Arts, auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zuſehen wäre in

Digitized by Google

der Haltung der Truppen eine gewiſſe Schlaffheit und Verdroſſenheit bemerkbar geworden: — ſie hatten ſchon ſeit nahezu zweimal 24 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebſamen Dienſt gethan. Aber drinnen auf dem Carrouſelplatz geht es laut und lebhaft her. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, der nach allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen garnirt iſt. In der Mitte ein dichtſtehender Halbkreis von Stabs- und Subalternoffizieren. Vor der Fronte deſſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reich geſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den an den aufgeklappten Rändern mit weißem Federnbeſatz eingefaßten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in der Uniform eines Generallieutenants, deſſen ariſtokratiſch feine, kühle und etwas hochmüthige, aber feſte und geſcheidte Züge den Duc de Nemours, zweitälteſten

Sohn Louis Philipps, erkennen laſſen. Hinter dem Marſchall erblickt man zwei in Mäntel und Pelze ſattſam eingewickelte Civilmänner, zwei ſo eben, man weiß nicht recht halb oder ganz entminiſterte Säulen des „Syſtems der Korruption", Guizot und Duchatel. Der Zweite mag immerhin das Geſicht in den Pelzkragen verſtecken: es lohnt ſich kaum der Mühe, ihn anzuſehen. Schade aber, daß man vom Monſieur François Guizot nicht mehr zu ſehen bekommt. Denn der Mann verdiente wohl näher betrachtet zu werden als der zu Fleiſch und Blut gewordene Doktrinarismus der konſtitutionellen Lüge, als die Verkörperung des zur höchſten Potenz erhobenen Schulmeiſterthums der parlamentariſchen Fiktion.

„Meſſieurs — ſagt der Marſchall Bugeaud mit knapper Hutlüftung, kurz und barſch — der König hat mich mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, betraut. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern. Ihr wißt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen

worden. Habt Acht, daß ihr mich diesmal meine Jungferschaft nicht verlieren macht."

Beifälliges Lachen belohnt den Kasernenspaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter seinen populären Titeln „Kerkermeister von Blaye" und „Schlächter von der Rue Transnonain." Aber, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräusch den Strom herunter, von der Cité-Insel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die sich zur Linken der Seine um das Pantheon zusammenballen und zur Rechten zwischen dem Hotel de Ville, der Place de la Bastille und den Boulevards gelagert sind? Ein Rauschen und Brausen, bald sinkend, bald schwellend; ein tausendfältig Gemisch von Tönen und Klängen, zersplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zusammenschlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantischen Ozean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen sich aus dem monotonen Gesause einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!" und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!" und wie ein Bün-

del feuriger Klangraketen ziſcht zum nächtigen Himmel empor der unſterbliche Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marſchall zieht ſich den Mantel dichter um die Schultern und ſagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden ſprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr ſollt alsbald meine Befehle habe, Meſſieurs. Ich gehe, die Dispoſitionen zur Niederwerfung der Emeute feſtzuſtellen.“

Während er, ſiegesſicher, im Etat-Major (Generalſtabsgebäude) ſeinen Plan entwirft, arbeiten ſich zwei Männer mühſam und oft angerufen zum Eingang des Palaſthofs und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der Eine iſt in der Uniform der Adjutanten des Königs, der Andere in Civil, — ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er ſich aus ſeinen Einhüllungen herausgewickelt, ſtellt ſich der Kleine als ein ziemlich altes Männchen dar mit einem dezidirten Nuß-

knackergesicht, welchem jedoch die Augen viel „Esprit“ verleihen würden, so sie nicht durch große runde Brillengläser verdeckt wären. Er nimmt seinen Hut ab und wischt sich den Schweiß von der Stirne, denn er hat unterwegs mit seinen armen kurzen Beinen verschiedene Barrikaden überklettern und so zu sagen ein „Rennen mit Hindernissen“ mühselig bestehen müssen. Dann folgt er seinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinett des Königs. Auf dem Wege dahin streifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, fast Ellenbogen an Ellenbogen, Messieurs Guizot und Duchatel, und wie der Kleine sie erkennt, gleitet flüchtig ein sardonisches Lächeln über sein Gesicht, so daß seine Nasenspitze fast mit dem zahnlosen Oberkiefer in Berührung kommt. Im Vorzimmer eilt dem Kleinen Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliste, eine Person, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas betrachteten Knaben gleicht. Im Uebrigen ein beflissenster Fartcatcher des vielgepriesenen „Systems“, dessen logische Konsequenz der heutige „Dies irae“. Der geschmeidige Höfling ist

deshalb nicht zu tadeln. Hat doch das gesammte „offizielle“ Europa das „System“ des Bürgerkönigs als die Quintessenz politischer Weisheit lobgepriesen und zwar mit Recht. Denn es hatte beinahe achtzehn Jahre lang Erfolg gehabt und der Erfolg ist das göttliche goldene Kalb, um welches schon lange nicht mehr nur die „Kinder Israel“, sondern auch die „Gojim“ vom Aufgang bis zum Niedergang wetteifernd den Ringelreigen tanzen.

„Ah, Monsieur Thiers“, sagt Herr de Montalivet, „wir sind höchlich erfreut, Sie hier zu sehen. Freilich, der König erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber schonen Sie den König.“ — „Den König schonen? Meine erste Pflicht ist, ihm die Wahrheit zu sagen“, versetzt der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieser Stunde einen großen sieht. Was doch Alles die Menschen sich einbilden! Thiers, der Verfasser einer napoleonischen Mythologie in zwanzig dicken Bänden, ein „Wahrheitssager“! *)

*) Von diesem Wahrheitssager erzählt man sich in Zürich folgende charakteristische Geschichte. Zur Zeit, als der berühmte

Wenige Minuten darauf, — um 2 1/2 Uhr — ſtand der napoleoniſche Mythograph und orleaniſtiſche Staatsmann vor dem Sohne Egalité's, welchem der Königstraum, den er vor Zeiten mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgiſchen Gränze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen ſollte wie ein Traum. Der alte ſchlaue Herr, in deſſen mit einer wohlfriſierten Perücke bedecktem „Birnenkopf" eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu

---

napoleoniſche Mythologe die Schweiz bereiſ'te, beſuchte er auch den bekannten Uetliberg bei Zürich, von deſſen Höhe man einer prächtigen Anſicht der Hochalpen von Appenzell, Glarus, Schwyz, Uri, Unterwalden und Bern genießt. Mr. Thiers erläuterte ſeinem Gefolge das Alpenpanorama, und da er bekanntlich ein ebenſo großer Geograph und Topograph als Strateg, bezeichnete er den Glärniſch als Montblanc. Ein daneben ſtehender Züricher erinnerte beſcheiden und in gutem Franzöſiſch, daß und warum der Montblanc weder vom Uetli noch vom Rigi aus ſichtbar ſei. Aber Mr. Thiers kehrte dem Manne den Rücken, wies mit der Spitze ſeines Feldherrnfingers abermals auf den guten alten Glärniſch und wiederholte: „C'est le Montblanc!"

dieſer Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, ſeines „Bürgerkönigthums“ ganze Macht und Pracht, in einen ſchmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongeſtoben ſein würde. Der vielerfahrene Odyſſeus des Konſtitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerſtehen gekonnt und die boshafte Zauberin hatte ſich demgemäß beeilt, den Reineke der Reineke in einen — es iſt hart und reſpektwidrig zu ſagen, aber wahr — in einen obſtinaten Eſel zu verwandeln. Die Ereigniſſe der zwei letzten Tage hatten zwar dem nahezu Fünfundſiebzigjährigen körperlich tüchtig zugeſetzt — er lag überwacht und ſchachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in einem Fauteuil — aber ſie hatten ihn vom Rauſche des Beſitzes der Macht keineswegs ernüchtert. Die Berufung von Thiers, wozu er ſich um Mitternacht entſchloſſen, war ein ſeinem Stolze ſchwer abgerungenes Zugeſtändniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greiſe ſein gekränkter Stolz und ſeine üble Laune die Kraft, raſch aufzuſtehen und den

kleinen Nothhelfer mit den barſchen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen. Er will nicht. Ich ſah mich alſo genöthigt, Ihre Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Haben Sie ein Miniſterium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein ſolches.“

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Miniſterliſte bereit.“ — „Ah ſo! Ja, man ſagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten.“ — „Allerdings, Sire, war das meine Abſicht.“ — „Sie müſſen ſich unverweilt nach Kollegen umſehen. Sie kennen das Unliebſame, was ſich vor dem Miniſterium des Auswärtigen begeben hat. Die Regierung kann Nichts dafür, es war ein Zufall, aber die Wirkung eine ſehr unglückliche. Ich muß alſo ein Miniſterium aus der Oppoſition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe Nichts dagegen. Er iſt ein guter Menſch, obzwar ein ſchlechter Muſikant, will ſagen Politiker. Aber die Präſidentſchaft des Kabinetts müſſen Sie und darf nicht Barrot übernehmen. Es bedarf der

Festigkeit und ich zähle nur auf Sie." — „Herr de Remusat?" — „Einverstanden." — „Herr Duvergier de Hauranne?" — „Ah, Duvergier?" — „Das ist ein Mann von Festigkeit." — „Von Festigkeit, ja, auf meine Kosten. Doch sei es. Die Herren sind Ihre Freunde, lassen Sie sie kommen. Wir wären also hinsichtlich des Persönlichen im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sächlichen?" — „Die Wahlgesetz- und Parlamentsreform ist eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Person war für die Reform des Wahlgesetzes nie sehr eingenommen. Indessen muß man gestehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener ist. Er gestattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten." — „Wie, Sie wollen mir also eine enorm große Kammer und eine enorme Wählerschaft geben?" — „Behüte. Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen." (Und das nannte Herr Thiers dem Könige „die Wahrheit sagen"!) — „Nun, wir wollen sehen." — „Das ist noch nicht Alles." — „Was denn sonst

noch?" — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren." — „Ah, Sie wollen die Auflösung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Niemals! Um keinen Preis!" Und dieß sagend ging der König in höchster Aufregung im Zimmer hin und her. Mühsam sich beherrschend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, sind Minister. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns später wohl verständigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflösung ausgenommen." — „Diese gerade aber ist das, worauf meine Freunde entschieden bestehen werden." — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen, daß ich Sie berufen habe." — „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot beizugesellen." — „Gut." Und der König setzte sich an seinen Schreibtisch und ließ sich von Thiers Dieses diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, sich Herrn Barrot beigesellen zu dürfen, und der König hat diesem Wunsch entsprochen."

Digitized by

So weit war man, als es 3 Uhr schlug. „Wann werden Sie zurückkommen?“ fragte Louis Philipp. „Sire, ich mache mich auf, Minister für Sie zu suchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden.“ — „Wohl, bis dahin will ich schlafen. Also zwischen 8 und 9 Uhr?“ — „Wir sind noch nicht einig über den Hauptpunkt.“ — „Das weiß ich.“ — „Selbstverständlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verständigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand.“ — „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand.“ Er zog die Klingel, befahl die geschriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu senden, und sagte hierauf zu Herrn Thiers, der seine Abschiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet sich im Generalstabsquartier. Sie werden sich, da er Ihr intimer Freund ist, leicht mit ihm verständigen.“ Thiers schwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man sollte fast glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen.“ — „Sire,

ich liebe den Marſchall ſehr und halte ihn für den erſten Krieger unſerer Zeit. Aber, aber . . . die Ernennung Bugeauds iſt ein ſchroffer Widerſpruch zu Ihrer durch die Berufung eines Miniſteriums aus den Reihen der Oppoſition angezeigten Abſicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen." — „Sie werden mich doch in einem ſo kritiſchen Augenblicke nicht meines Degens berauben wollen?" — „Nein. Ich will verſuchen, den Marſchall meinen Kollegen annehmlich zu machen."

2.

Beim Weggehen aus dem Schloſſe ſprach Herr Thiers im Generalſtabsquartier vor, welches ſich in dem Pavillon der Tuilerien befand, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli ſtößt. Der halbe Premierminiſter — denn er war noch weit entfernt, ein ganzer zu ſein — vernahm aus Bugeauds Mund Klagen über die Unzulänglichkeit der Streitkräfte und die Unausgiebigkeit der zur Verfügung ſtehenden Munition. Deſſenungeachtet war jedoch

Digitized by Google

der Marſchall voll Zuverſicht und traf ſeine Anordnungen mit Sicherheit und Beſtimmtheit. Sein guter Muth ermuthigte auch Herrn Thiers, ſo daß der kleine Nothhelfer ziemlich beruhigt auf die Miniſterſuche ging.

Die Zahl der Truppen, über welche Bugeaud verfügte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marſchall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf dieſelbe, ſondern verließ ſich nur auf die Linie, für welche mittelſt Telegrammen Verſtärkungen aus der Hauptſtadt naheliegenden Garniſonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde, als Bugeaud in der Nacht den Oberbefehl übernahm, war die Hauptmaſſe ſeiner Streitkräfte in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während ſchwächere Abtheilungen den Platz der Baſtille, das Hotel de Ville, die Polizeipräfektur und das Pantheon beſetzt hielten. Das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwiſchen der Rue de la Pair, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Baſtilleplatz, befand ſich in den Händen des Aufſtands,

welcher seit der verhängnißvollen Abendstunde des 23. Februars, wo auf dem Boulevard des Capucines vor dem Hotel Guizots (Ministerium des Auswärtigen) das eine Reformdemonstration in eine Revolution verwandelnde Blutbad stattgefunden, an Umfang, Energie und Rüstung unermeßlich gewonnen hatte.

Ah, sie hatten sich es Mühe kosten lassen diese Nacht über, die anstelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünstler der alten Lutetia, der „ultima ratio regum" die ultima ratio populorum entgegenzustellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunst erbaute Barrikaden, wozu, andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumstämme, und 1,277,000 Pflastersteine verwandt worden waren. Im Besitze dieser Hunderte von improvisirten Citadellen, schickte das Volk von Paris sich an, die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeschichte, wieder 'mal mit Anstand, Virtuosität und Grazie durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geschrieben steht: —

„O race de Paris . . . . . .
Race ardente à mouvoir du fer ou du pavé!

Mer, dont la grande voix fait trembler sur les trônes
Ainsi que des fiévreux tous les porte-couronnes!
Flot hardi qui trois jours s'en va battre les cieux
Et qui retombe après, plat et silencieux!
Race unique en ce monde! effrayant assemblage
Des élans du jeune homme et de crimes de l'âge!
Race qui joue avec le mal et le trépas,
Le monde entier t'admire et ne te comprend pas!

Die Riesenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt die Körper zu ermüden und die Gemüther zu beruhigen, in den Reihen der Insurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampflust nur gesteigert. Das Erscheinen des Moniteur am Morgen war nicht geeignet, diese Stimmung zu beschwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in seinem nichtamtlichen Theil die nebelige Notiz von der bevorstehenden Einsetzung eines Ministeriums Thiers-Barrot, in seinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marschall Duc d'Isly gegeben worden sei. „Was? — schrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätscher von der Rue Transnonain, der das Blut des Volkes wie Wasser vergossen hat, der Henkersknecht des Systems, dessen Sophist und Jesuit

Guizot ist! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen ist. Weg damit und „aux armes, citoyens!“ Noch erhob sich nirgends der Ruf: „Vive la république!“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß noch am Morgen des 24. Februars die Massen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Zugeständnisse im Sinne der Reform zu beschwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen gewesen wären. Aber mit jeder in diesem Sinne unbenutzt verfließenden Stunde, Viertelstunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde eine zum Aeußersten entschlossene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen einer gewaltigen Katastrophe. Auf den Stirnen republikanischer Führer begann Heiterkeit zu schimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu spielen: — sie spürten in allen Fibern, daß dieser Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil war Bugeaud auch nicht müßig gewesen, das Feld, auf welchem er dem Volke die voraussichtlich bevorstehende Schlacht liefern wollte, zu

prüfen und die Stellungen ſeiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten ſein ſtrategiſches Terrain: — die Boulevards und die Seinequais. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, die Place des Victoires und weiterhin der Concordeplatz und Baſtilleplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitſammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenſo der Invalidenpalaſt und die Militärſchule, das Palais Bourbon (Sitzungslokal der Deputirtenkammer), die Polizeipräfektur und das Pantheon. Der Marſchall hatte beſchloſſen, einen Angriff von Seiten der Inſurrektion nicht erſt abzuwarten, ſondern demſelben durch angriffsweiſes Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organiſirte er vier Marſchkolonnen. Die erſte derſelben ſollte, geführt vom General Sebaſtiani, durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Hotel de Ville vordringen, wohin ſie auch, um 5 Uhr vom Carrouſelplatz abmarſchirend, um 7 Uhr wirklich gelangte. Die zweite Kolonne marſchirte

unter Führung des Generals Bedeau um 5 1/2 Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Aufgabe, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und dieſe entlang auf den Baſtilleplatz zu gelangen. Die dritte Kolonne ſetzte ſich, befehligt vom Oberſt Brunet, gegen 6 Uhr in Bewegung, um, durch die Straßen Saints-Péres, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique marſchirend, den beim Pantheon ſtehenden General Renault zu verſtärken. Die Führer dieſer Angriffskolonnen hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerſtand energiſch niederzuſchlagen. Eine vierte Kolonne behielt Bugeaud unter ſeiner eigenen Hand. Er wollte damit im Rücken der zwei erſten operiren, um jede Wiederherſtellung der genommenen und zerſtörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geſchwader endlich ſollte unter dem Befehl des Generals Rulhières als Reſerve auf dem Carrouſelplatze zurückbleiben. Von der Nationalgarde glaubte der Marſchall bei ſeinen Anordnungen ganz abſehen zu dürfen. Ein ſchwerer Irrthum!

Digitized by Google

Denn die Reformstimmung der überwiegenden Mehrheit der Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Blousen“ sympathisiren und das Erscheinen der ersteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unlust der Soldaten, ausdauernd und rücksichtslos für das Julikönigthum sich zu schlagen. Für dieses wurden, wie so oft für stürzende Gewalten, jetzt sogar seine guten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter diesen guten Seiten hatte Louis Philipps standhafte Friedensliebe die erste Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementsucht der Armee nur ein Laster sah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois“ längst entpopularisirt und, Alles zusammengehalten, war demnach zum energischen Schlagen für das Bestehende von der ganzen bewaffneten Macht nur die „Munizipalgarde“ entschlossen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartordonnanz und Säbelbrutalität.

Trotz Alledem wiegte sich Bugeaud, den Grad der Entschlossenheit, Thatkraft und Rücksichtslosigkeit Anderer, namentlich des Königs, an dem seiner

eigenen meſſend, in der trügeriſchen Hoffnung eines Triumphs, deſſen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er ſeine Angriffskolonnen in Marſch gebracht hatte, ſetzte er ſich hin und ſchrieb an Herrn Thiers: — „Schon lange hab' ich vorhergeſehen, mein Freund, daß wir Beide berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich habe meine Schiffe verbrannt. Sowie ich die Emeute beſiegt haben werde — und wir werden ſie beſiegen, denn die Läſſigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterſtützung von dieſer Seite ſollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminiſter in das von Ihnen gebildete neue Miniſterium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unüberſteigliches Hinderniß ausmacht" . . . Eine faſt ins Komiſche fallende Probe menſchlicher Selbſttäuſchung fürwahr! Längſtens zwei Stunden nach Niederſchreiben dieſer Zeilen war die „Emeute" entſchieden obenauf und in unwiderſtehlichem Vorſchritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieſer Stunde geſchah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris ſtets als eines der Ausſchlag

gebenden gegolten hat. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule erklärten dem Chef der Anſtalt, daß ſie ſich an dem Aufſtand betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, bewaffneten ſich und eilten ſcharenweiſe nach den verſchiedenen Kampfplätzen, um ſich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher und höher gingen. Schon befanden ſich wichtige ſtrategiſche Punkte, z. B. die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kaſernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes, andere waren dicht von demſelben eingeengt. Mehr und mehr ſahen ſich die operirenden Truppenkörper von einander abgeſchnitten und, ermattet, hungrig und kampfunluſtig, wie ſie waren, immer hülfloſer in das ungeheure Straßennetz verſtrickt, deſſen Maſchenknoten Barrikaden.

3.

Inzwiſchen hatte Herr Thiers ſich außer Athem gelaufen, um mittelſt Findung von Miniſtern das

Verhängniß abzuwenden. Es ist ja, wie Wissenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hereneinmaleins des Konstitutionalismus, mittelst eines gelegentlichen Wechsels der Personen den Dupes von Völkern die Phantasmagorie eines Wechsels der Sachen vorzugaukeln. Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer in seiner Wohnung zu versammeln und diese Herren — Barrot, Remusat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Lamoricière — zur Annahme von Ministerposten zu bestimmen. Man wollte auch noch die Führer des sogenannten „tiers parti", die Herren Passy und Dufaure, sowie Barrots Freund Billault, mit in das neue Kabinett ziehen; allein alle Drei lehnten ab. Eben waren die übrigen Ministerschaftskandidaten übereingekommen, zwischen 7 und 8 Uhr in das Schloß sich zu begeben, als Monsieur de Reims, der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundschaft ausgewesen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Ministeriums Thiers-Barrot auf das Bureau des „National" gebracht. „Das

genügt nicht," hatte ihm dort der Chefredakteur Marraſt zur Antwort gegeben. „Die Abdankung des Königs vor Mittag! Nach Mittag würde es zu ſpät ſein . . ." Zu ſpät! Wie ſo oft ſchon iſt dieſes Schickſalswort erſchollen als ein Weltgerichtspoſaunenton und wie ſelten iſt es gehört, beachtet und verſtanden worden! Auch die bei Herrn Thiers verſammelten Matadore des Liberalismus verſtanden es nicht. „Parbleu — ſagte Duvergier de Hauranne ſpöttiſch — Citoyen Marraſt predigt für ſeine Heilige." Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher ein beifällig zuſtimmendes Lächeln hervorrief.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herrn ſattſam Gelegenheit, zu bemerken, der Aufſtand habe eine ſolche Geſtalt angenommen, daß ihm mit den ordinären konſtitutionellen Eskamotage-Manipulationen nur noch ſehr ſchwer würde beizukommen ſein. Namentlich Herr Barrot war durch das, was er unterwegs geſehen und gehört, ſo ſtutzig geworden, daß er, mit ſeinen Begleitern gegen 8 Uhr am Gitter des Schloßhofes angelangt, inne-

Digitized by Google

hielt und erklärte: „Ich kann nicht weiter gehen. Der Name des Marschalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Katastrophe wahrscheinlich. Ich ziehe mich zurück.“ Worauf Thiers den Muthlosen bephrasete: „Ich leugne die Gefahr nicht. Aber dürfen wir dem Könige seinen Degen entreißen? Können wir einen Marschall von Frankreich vom Pferde steigen machen?“ Herr Barrot gab nach . . . Im Palasthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpensier entgegen, beide, besonders der jüngere der Prinzen, sehr bewegt. „Es ist trostlos,“ klagte er. „Alle Mittel erweisen sich als machtlos. Die Lage der Truppen ist furchtbar. Sie versinken im Koth und es mangelt ihnen an Schießbedarf.“. . . Man erfuhr, der König schliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Ministerkandidaten zu empfangen, begab sich Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalstabsquartier. Er fand daselbst, daß der Marschall bei Weitem nicht mehr so zuverlässig war, wie derselbe noch vor wenigen Stunden gewesen. Bugeaud beklagte sich bitter über die unzu-

reichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Lebensmitteln, und kaum hatte Herr Thiers, nachdem er wenige Worte über die Gefahr der Lage mit dem Marschall gewechselt, das Generalstabsquartier wieder verlassen, als ein angesehener Bürger, Monsieur Fauvelle, die Treppe zu demselben athemlos hinaneilte und dem Marschall und seinen Offizieren ohne Umstände zurief, das einzige Mittel, ein Aeußerstes, d. h. den Umsturz des Thrones zu verhüten, sei, die von den Tuilerien ausgezogenen Truppen auf der Stelle dahin zurückzuziehen, die Einstellung des Feuers zu befehlen und die Nationalgarde mit der Wiederherstellung der Ordnung zu betrauen. Obzwar von Bugeaud wachtstübisch barsch angeschnauzt, wußte der unerschrockene Mann, dessen Nachrichten auch von anderen Seiten her bestätigt wurden, seinen Worten doch ein solches Gewicht zu geben, daß der Marschall, nach geflügelter Berathung mit dem Duc de Nemours, Herrn Fauvelle zu Handen des Generals Bedeau den schriftlichen Befehl zustellte: „Lassen Sie das Schießen überall einstellen und die Nationalgarde

den Sicherheitsdienst übernehmen. Lassen Sie Worte der Versöhnung vernehmen und ziehen Sie sich nach dem Carrouselplatz zurück“ .... Es war 9 Uhr, als Bedeau diese Ordre empfing. Zu spät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden. Der greise Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neu gestärkt, empfing sie mit der gewohnten Lebhaftigkeit seiner Manieren und auf Herrn Thiers zugehend sagte er: „Nun wohl, mein lieber Minister“ — „Sire, wir kommen, eine Verständigung mit Ihnen zu versuchen; aber noch sind wir nicht Minister.“ — „Sie sollen es sofort sein. Was ist zu thun?“ — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben.“ Ueberrascht und beunruhigt, ließ Louis Philipp seinen Kabinettssekretär Fain rufen und dieser übergab ihm einen Brief vom Polizeipräfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger seiner Agenten im Stande gewesen sei, die amtliche Bestätigung der Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das

iſt troſtlos!“ ſagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberſchaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wozu Herr Thiers bemerkte, man müſſe allerdings jeden weiteren Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchen; allein die Entfernung des Marſchalls von dem Oberkommando ſei in dieſem Augenblicke unräthlich und deßhalb ſchlage er vor, dem Namen deſſelben einen populäreren beizugeſellen, z. B. den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich!“ ſagte der König. „Aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Marſchall dieſe Pille verſchlucken machen.“ Und ſo ſprechend verſchwand er für etliche Minuten in ein anſtoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflöſung der Kammer.“ — „Die Auflöſung? Um keinen Preis. Niemals!“ Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anſtoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte ſich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Beſtimmtheit erklärt hatte: „Die Auflöſung der Kammer iſt unbedingt nöthig.“

Der König, durch die Seitenthüre hereintretend sagte abermals mit äußerster Heftigkeit sein „Niemals! Niemals!“ her, was die liberalen Notabilitäten um so mehr reizte und erbitterte, als sie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in diesem das wohlbekannte Gesicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Der König suchte und befolgte also noch immer die Rathschläge seines abgedankten Ministers? Sollten die Führer der parlamentarischen Opposition demnach bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick sein?

Diese Frage und andere noch blieben einstweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor Allem den Marschall die „Pille“ hinunterschlucken zu machen. Die liberalen Herren begaben sich zu diesem Ende nach dem Generalstabsquartier, woselbst nach kurzer Verhandlung mit Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen sollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot sich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirksamkeit ihrer Namen und ihrer Beredtsamkeit zur Beschwichtigung der Gemüther aufbie-

ten ſollten. Dann eilten die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier, begleitet von dem Herzog von Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem König die Bewilligung ihres Miniſterprogramms zu erlangen, zu erpreſſen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflöſung der Kammer zu verweigern. Die Szenen von vorhin erneuerten ſich und endlich ließ Louis Philipp Herrn Thiers und deſſen Freunde rathlos ſtehen, indem er nach wiederholter heftiger Weigerung, in ihr Begehren zu willigen, in den Salon der Königin trat. „Sie ſehen es, wir verlieren nur Zeit", ſagte Thiers zu dem Duc de Nemours. „Der König will die Auflöſung nicht; wir ſind alſo nicht Miniſter und können Nichts thun." Worauf der Duc, welcher überhaupt an dieſem Schickſalstag vom Anfang bis zum Ende als ein verſtändiger und braver Mann ſich erwieſen hat: — „Sie haben recht. Laſſen Sie mich machen. Ich gehe zum König." Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journaliſt Emile de Girardin, einer der Hauptinduſtrieritter der pariſer Preſſe, ohne Umſtände gelaufen kam und an

Digitized by Google

Herrn Thiers die raſchen Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren.“ — „Ich weiß es, aber wir können Nichts erlangen.“

Endlich, nach einer bangen Viertelſtunde, kam der Duc zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name dareingemiſcht wird.“ Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des Königs Reineke? Aber der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um dieſe Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt folgende Proklamation verfaßt: —

„Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens.

Bürger von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir ſind vom Könige mit der Bildung eines neuen Miniſteriums

betraut. Die Kammer wird aufgelöſ't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Unterzeichneten ſind Miniſter. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne. Freiheit, Ordnung und Reform!"

Zu ſpät!

Man hatte nicht einmal die Mittel, dieſes Manifeſt raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es iſt ein Zehntel Wahrheit in der von Emile de Girardin bei dieſer Gelegenheit ausgeſtoßenen Phraſe geweſen: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!"

4.

Und ſie ging zu Grunde. Schon bröckelte unaufhaltſam Stein nach Stein aus dem mit dem ſchmutzigen Mörtel der Korruption gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Anſtrengungen Barrots und Lamoricière's, durch die Geltung ihrer Perſönlichkeiten und die Nachdruckſamkeit ihrer Verſicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorſchrittsbahn zu bewegen, erwieſen ſich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Miniſterſchaft nicht kürzer und nicht länger als eine Stunde währte, anfänglich kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten ſich vor ihnen und ließen ſie hindurch, allein von einer dieſer Verſchanzungen zur andern ſteigerte ſich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die „Blouſen", welche, gar nicht ſpärlich mit „Bärenmützen" untermiſcht, die erſte Barrikade beſetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!" Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!" Von der Bruſtwehr einer dritten ſcholl es ſchon: „Nieder mit Thiers!" und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!" Noch zwar wurde kein: „Vive la république!" laut, aber wenn auf dem Boulevard des Italiens die konſtitutionelle Phraſeologie Barrots noch ihre Wirkung

that, so versagte diese weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Hier erhob sich eine ungeheure Barrikade, auf deren Brustwehr eine rothe Fahne flatterte. Die Vertheidiger dieser Barrikade gaben, als der liberale Schönredner vortrat und zu gestikuliren anhob, ihre Stimmung und Gesinnung sehr deutlich zu erkennen: — sie schlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob sich wie Meeresgebrause der wilde Ruf: „A bas Louis-Philippe! Aux Tuileries! aux Tuileries!“ und die Friedensstifter sahen sich von einer drohenden Volksmasse umflutet. Ihr Unternehmen war fehlgeschlagen. Sie mußten umkehren, und in der Rue de la Pair angelangt, trat Odilon Barrot niedergedrückt und erschöpft in sein Haus, wo er eine Menge seiner Bekannten versammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagés, welcher zu dem gänzlich Entmuthigten sagte: „Man muß rasch vorgehen, Barrot, wenn uns die Ereignisse nicht überholen sollen. Heute sind Sie an der Reihe“ — (d. h. gewesen) — „morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru-Rollin.“ Genau zu derselben Stunde

that der Letztgenannte im Konferenzſal des Palais Bourbon zu einer Anzahl orleaniſtiſcher Deputirten die Aeußerung: „Sie haben keine Zeit zu verlieren, Meſſieurs. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentſchaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt iſt, wird das Volk hieherkommen, die Kammer ſprengen und die Revolution zu einer vollſtändigen machen.“

Alſo auch einer der vorragendſten Führer der republikaniſchen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot verſammelte Kreis wollte aber in ſeiner Mehrzahl von dieſem „Aeußerſten“ Nichts wiſſen, und nachdem ſich der Hausherr wieder etwas erholt hatte, machte er ſich, dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, auf, um ſich im Miniſterium des Innern zu inſtalliren. Dem Reiz einer Miniſterſchaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten“ Liberalen, vermögen die „Staatsmänner“ der „Mittelparteien“ unter keinen Umſtänden zu widerſtehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Miniſter Louis Philipps zu

ſein, hat Herr Barrot ſich, wie bekannt, möglichſt beeilt, der Miniſter Louis Bonaparte's zu werden ...

In Wahrheit, als es gegen Mittag zu ging, mußte es von allen im Sinne des Verbleibens von Louis Philipp auf dem Throne gemachten Zugeſtändniſſen heißen: Zu ſpät! Aber war es denn nicht möglich, zu dieſer Zeit noch mit Gewalt, mit rückſichtsloſer Anwendung aller militäriſchen Kräfte und Mittel die Revolution niederzuſchmettern? Dieſe Frage iſt häufig geſtellt und ſelbſt von nicht unkundigen Leuten bejahend beantwortet worden. Der Aufſtand, wurde geſagt, verdankte ſeinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greiſen Königs; denn Bugeaud hatte Alles in Bereitſchaft, die Inſurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Inſurgenten zu erſticken. Dem aus der unbefangenen Anſchauung der Sachlage entſpringenden kühlen Urtheil vermag jedoch dieſe Behauptung nicht ſtandzuhalten. Es iſt wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung ſeiner Gewalt hing, war weiter Nichts als eine impotente Altersgrille; es fehlte ihr jedes thatkräftige Wollen, jeder

mannhafte Entſchluß und der alte Mann war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Taſten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem ſo ein Aeußerſtes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptſtadt von den Forts aus geweſen wäre, nicht nur eine moraliſche, ſondern auch eine phyſiſche Unmöglichkeit war. Aber geſetzt auch, der König wäre grauſam genug geweſen — er war bekanntlich überhaupt nicht grauſam — den „Schlächter von der Straße Transnonain" ſein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weiteſten Umfange treiben zu laſſen, die Situation war ſchon ſo, daß der Marſchall Wenig oder Nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde wollte ſich für die Reform und die Linie wollte ſich nicht gegen die Bürgerwehr ſchlagen. Das war der Entſcheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl hatte vollends die abgemüdeten, hungernden und verdroſſenen Soldaten wie man zu ſagen pflegt „demoraliſirt" d. h. ihren Widerwillen, als willen- und herzloſe Mordmaſchinen gegen das Volk ſich gebrauchen zu laſſen, geſteigert. Dazu kam die

nicht „angebliche", ſondern ſehr wirkliche Unpopularität Bugeaud's, welche einen Theil ſeiner Thätigkeit von vornherein lahmlegte. Der von ſeinem vergeblichen Ausflug nach den Boulevards ins Schloß zurückgekehrte General Lamoricière verſchwieg dem Marſchall die entſchiedene Wider-Bugeaud-Stimmung der Bevölkerung nicht und der Duc d'Isly mußte endlich wohl daran glauben, da er gerade zuvor in eigener Perſon einen ſehr ſprechenden Beweis dafür erhalten hatte. Als er nämlich vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgeſtellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion muſtern gegangen, hatten ihm Offiziere und Mannſchaft den Gehorſam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marſchall, die Nationalgarde will von Ihnen Nichts wiſſen!"

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr aufzuhalten. Um $11\frac{1}{4}$ Uhr befand ſich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit ſeinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Fluſſes ein wichtiger Punkt nach dem andern der vor-

ſchreitenden Inſurrektion anheim, während da und dort eine Truppe von Soldaten kapitulirte und die Ueberreſte der am Morgen von den Tuilerien ausgeſandten Kolonnen mühſam in die nächſten Umgebungen des Schloſſes ſich zurückzogen. Nur da und dort noch hielten Abtheilungen der verbiſſenen Munizipalgarde das Gefecht lebhaft aufrecht. Sonſt wälzte ſich der Blouſenſtrom mehr oder weniger raſch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf die Place de la Concorde, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die zwei letztgenannten Bauwerke, um das Schloß und die Deputirtenkammer her ſchürzten ſich die Entwicklungsknoten des großen Tagesdrama's enger und enger. Bald wird die ausberſtende Kataſtrophe dort den Königsthron umſtürzen und hier die Republik improviſiren oder wenigſtens die bereits auf den Barrikaden improviſirte anerkennen.

Denn ſchon ſchwankte das Schiff des Louis-

Philippismus ſo bedrohlich im brauſenden Sturm, daß es den Ratten an der Zeit ſchien, nach Rattenart zu thun. Auch Premier-Ratte Guizot fand es jetzo rathſam, das Schloß zu verlaſſen. Er begab ſich zu ſeinem Kollegen Duchatel, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der reſoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Miniſter dem heranbrandenden Volkszorn und fanden zuerſt in der Rue Vanneau eine Zuflucht. In der folgenden Nacht rettete ſich Guizot in ein mehr Sicherheit verſprechendes Aſyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — mag ſich allerliebſt ausgenommen haben, der ſteifleinene Profeſſor der Korruptologie! — zu ſeiner Freundin Madame de Mirbel trippelte.

5.

Zur gewohnten Frühſtückszeit verſammeln ſich die in Paris anweſenden Mitglieder der königlichen

Digitized by Google

Familie im Speiſeſaal des Schloſſes. Louis Philipp, obzwar etwas aufgeregt, war weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzuſitzen im Begriffe ſei. Er wähnte ſich einſtweilen hinter dem Schilde der angeblichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot geborgen, er bildete ſich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynaſtiſchen Oppoſition" gewähltes Miniſterium zwiſchen ſeinem Thron und der Emeute eine unüberſteigliche Schranke aufrichten. Und doch war der verblendete alte Mann inmitten einer Revolution aufgewachſen und konnte, mußte gelernt haben, wie raſch Revolutionen marſchiren. Doch die Menſchen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, ſondern nur Dummheiten, und wie ſollte die altjungferſäuerliche, herbäugige, bitterzungige Magiſterin Erfahrung gegen die verführeriſch geſchminkte und geſchmückte, honigſüß liſpelnde Buhlerin Illuſion aufkommen können?

Aber ſie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille," ſie zaudert nicht, ihr Herannahen recht

merkbar kundzuthun. In dem Augenblick, wo der König seinen Platz an der Frühstückstafel einnimmt und seine Familie nach gewohnter Ordnung um den Tisch sich reihen will, schlägt der Widerhall rasch sich folgender Gewehrsalven vom Tuileriengarten her an die Fenster. Es ist das Gekrache der Schüsse, womit die vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz flutende Volksmasse von der am letztgenannten Ort aufgestellten Munizipalgarde empfangen wurde. Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remusat und Duvergier mit verstörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlaflosigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat sich etwas Ernsthafteres ereignet?“ Die arme Frau! In der Verblendung ihrer absolutistischen Neigungen hatte sie, was diese Tage her in Paris geschehen war, nicht für etwas „Ernsthaftes“ angesehen, sondern nur für eine künstlich zu einem „Skandal“ aufgeblasene „Intrike“ der Herren Thiers, Barrot und Konsorten. In fürstlichen Kreisen ist es nun einmal so herkömm-

lich, ſich den ganzen Prozeß der Weltgeſchichte nur als eine Reihe von „Intriken“ vorſtellen zu können. Dieſe Leute meſſen ja die Größe der Welt mit dem Maaßſtab der eigenen Kleinheit.

Duvergier de Hauranne gibt auf die Frage der Königin Amalie keine Antwort und Herr Remuſat eine ausweichende, zugleich den Ducs de Nemours und de Montpenſier mit den Augen winkend. Die Prinzen ſtehen auf und gehen mit den beiden Herren in einen anſtoßenden Salon. Auch der König erhebt ſich und folgt ihnen. Er trifft Herrn Thiers im Geſpräch mit dem Schwadronschef Laubespin vom Generalſtab. Dieſer Offizier enthüllt die ganze Wahrheit der Sachlage, von welcher er ſich ſoeben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk bereits Meiſter des Stadthauſes, wahrſcheinlich bald auch Meiſter des Palais Royal und des Concordeplatzes? Unter ſolchen bedrohlichen Umſtänden darf man nicht zögern, das für die Sicherheit der königlichen Familie Nöthige vorzukehren. Dem König drängt ſich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen

in Bereitschaft zu setzen. Aber da erscheint ein Adjutant Bedeau's, welcher General melden läßt, daß er auf seinem Rückzug glücklich den Concorde-Platz erreicht habe und daß dieser, sowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung besetzt gehalten würden. Sofort erscheint die Frage der Flucht nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er seine Unruhe verbergen. „Was ist Ihre Meinung?" fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer werden möchte und es doch nicht dazu bringt, zieht seine Uhr und sagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir sammt und sonders verschluckt sein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Meister wäre." — „Was würden Sie thun?" — „Das Wachsen der Bewegung seit heute früh machte alle Voraussicht zu Schanden. Mit den wenigen Streitkräften, die wir haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern fassen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Meister wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daselbst 50—60,000 Mann Truppen um mich sammeln und nach drei

Digitized by Google

Tagen an der Spitze dieser Streitmacht wieder in Paris einrücken" .... Das Orakel hat gesprochen, aber leider war sein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewisser Karl der Zehnte sich auch in Saint-Cloud gegen die Revolution behaupten wollen und ebenfalls gehofft, binnen etlichen Tagen von dort wieder triumphirend in seine rebellische Hauptstadt einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, sich heiser sprechende Lehrerin Geschichte lehrt nur, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich thöricht und verstockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren, sind und sein werden .... „Sie können rechthaben," meint der König, begibt sich in den Speisesal zurück, bespricht sich mit seiner Frau und beschließt — Nichts. Herr Thiers seinerseits eilt zum Marschall Bugeaud, welcher — so weit ist seine Siegeszuversicht herunter — den Plan seines Freundes sogleich billigt und ein Bataillon Truppen in den Tuileriengarten sendet, um den Abzug der königlichen Familie zu decken.

Im Speisesale verblaßte jetzo — es war 11

Uhr — eine nackensteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar Nichts. Denn siehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuarisches Abbild im Innern des Palastes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie selbst ein immer formloseres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderschwatzen, ein geräuschvolles Wirrsal von Botschaften und Rathschlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weise hielt; zu helfen wußte Keiner. Bei der leidenschaftlich bewegten Königin fand der nicht so fast verwegene als vielmehr verrückte Rath, die Tuilerien zu einer bis auf den letzten Mann und bis auf die letzte Patrone zu vertheidigenden Festung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — sagte sie zu ihrem Gemahl — ziehen Sie Ihre Uniform an, steigen Sie zu Pferde, elektrisiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und sterben Sie, so es sein muß, für Ihre Ehre und Ihren Thron!“

Der alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen

wenigen Stunden in Willenlosigkeit umgeschlagen war, that, wie ihm gesagt worden. Er zog seine gewohnte Generallieutenantsuniform der Nationalgarde an, ließ sich das große Band der Ehrenlegion überhängen und stieg drunten zu Pferde, um die auf dem Carrouselplatze aufgestellten Streitkräfte zu „elektrisiren". Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linie inne mit 16 Stücken Geschütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Tuilerienhof trennt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarschirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. standen, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengesetzten Seite in Schlachtordnung. Seine zwei Söhne, der Marschall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trézel, Rulhières, Delarue und verschiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remusat zu Fuße dem König. Er ritt langsam vor und seine schlaffen, bekümmerten Züge waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzusprechen als irgend Jemand zu „elektrisiren". Er traf zuerst auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion, wel-

ches ihn mit dem Ruf: „Vive la réforme!“ empfing. Louis Philipp, dessen Bewegungen seine Frau, seine Töchter und Schwiegertöchter droben an den offenen Fenstern des Palastes ängstlich verfolgten, näherte sich dem Kommandanten des Bataillons und sagte demselbem: „Sie können Ihren Leuten die Versicherung geben, daß sie die Reform haben werden. Ich würde dieselbe schon früher bewilligt haben, hätte ich gewußt, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denselben Reformruf und erhielt dieselbe Antwort. Als sich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm ein drohenderer Empfang. „Hoch die Reform und nieder die Minister!“ — Man ließ ihn nicht weiter sprechen. Geschrei erstickte seine Stimme. Die Offiziere der Bürgerwehr schwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten sich zu dem tumultuarischen und entschieden feindseligen Ruf: „Nieder mit dem System!“

Das Schwergewicht dieser Demonstration fiel wahrhaft erdrückend auf den Monarchen. Was, seine „Epi-

Digitized by Google

ciers" verließen ihn? Wie, der „Bourgeois" machte gemeinsame Sache mit der Emeute? Das war ein gegen die Existenz des „Bürgerkönigthums" gefälltes Verdikt. Des alten Mannes Haupt sank auf seine Brust herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen ritt er zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora vom Pferde steigend, sagte er aufseufzend zu Herrn Thiers: „Ah, ich sehe es wohl! Es gilt mir! Alles ist zu Ende!"

6.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, rasch und immer rascher. Das Schlurfen des Schicksalsschrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden und riesengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend-fragenden Blicken sich auf. Auch war das, was jetzt im Schlosse sich abspielte, nicht mehr nur die schmerzliche Agonie eines Königs, sondern vielmehr schon die Agonie des Königthums selbst.

Digitized by

Denn die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorschritte, welche der Aufstand während des Vormittags gemacht, hatten derweil die Entscheidungskarte ausgespielt und schüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verständigten sich die beiden republikanischen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National" und die Sozialdemokraten von der „Reform". Die Häuptlinge der Letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres Organs versammelt. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde rasch einig, den mit Bestimmtheit zu erwartenden vollständigen Volkssieg entschlossen zu benützen, die siegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geschehen war, durch eine Handvoll Intrikanten eskamotiren zu lassen, und sofort die Mitgliederliste einer provisorischen Regierung aufzusetzen. Man that dies und kam auf folgende Namen überein: — Dupont, Arago, Ledru-Rollin, Flocon, Marie, Marrast, Cremieux, Garnier-Pagés, Lamartine, Blanc. Der Letztgenannte, Louis Blanc, setzte, dem

ſtürmiſchen Verlangen der Volksmaſſen nachgebend, welchen er die Liſte vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf dieſelbe und erlangte hiezu die Beiſtimmung der Bourgeois-Republikaner vom National. Dann wurde die Liſte raſch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete ſich telegraphengeſchwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenſter zu Fenſter, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blouſen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“ .... Dies die wirkliche und wahrhafte Geneſis des Gedankens einer proviſoriſchen Regierung und damit auch die Geneſis der franzöſiſchen Republik von 1848. Herr de Lamartine, welcher mit Herrn de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit ſtreitet, hat nachmals in ſeinem hiſtoriſchen Roman, welchen er „Geſchichte der Februarrevolution“ betitelte, ſich ſelbſt und Anderen einzubilden geſucht, die Republik ſei wie eine mit Zuckerwaſſerlyrik großgenährte Pallas Athene ſeinem Dichterſchädel entſprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber iſt

der glückliche Konkurrent Chateaubriands auf die Liste der Mitglieder einer republikanischen Regierung gesetzt worden? Weil man auch einen „Bruder Redner" haben mußte oder haben zu müssen glaubte ....

Rächerin Nemesis trägt auf ihrer Stirne erhaben-strengen Ernst, aber um ihre Mundwinkel spielt ein ironisch-sarkastischer Zug. Der ist am 24. Februar von 1848 sehr deutlich hervorgetreten und mit einem Lächeln der Verachtung hat die Göttin dem Roi-Bourgeois das Szepter aus der Hand genommen, um ihm das zerbrochene vor die Füße zu werfen. Die Throngelangung von Egalité's Sohn i. J. 1830 war ein Werk widerlicher Heuchelei und Arglist gewesen; so recht fuchsig-gemein hatte sich Louis-Philipp dabei benommen. Und nun entsprach seinem damaligen Emporkommen ganz genau sein jetziger Fall; denn selten oder nie hat Einer das „Königsspiel" so würdelos verloren gegeben, wie hier geschah.

Nach der Zurückkunft von dem gänzlich mißlungenen Elektrisirungsritt lag Louis-Philipp in mitleidswerther Erschöpfung seiner physischen und geisti-

gen Kräfte in seinem Kabinett in einem Lehnsessel, gedankenbar auf die blätterlosen Bäume vor dem Fenster starrend. Seine zwei Söhne, sowie die Herren Thiers, Remusat und Duvergier waren bei ihm. Es herrschte ein peinliches Schweigen, das endlich durch die Ankunft des Monsieur de Reims unterbrochen wurde, welcher Herrn Thiers hinausrufen ließ. Die große Neuigkeit, die der Letztere aus dem Munde seines Sekretärs erfuhr, war, daß die unverweilte Abdankung des Königs das einzige Mittel sei, den Thron für die Dynastie Orleans zu erhalten. Thiers ließ die beiden Prinzen ins Vorzimmer rufen. De Reims erzählte, was er wußte, und fügte hinzu: „Die Abdankung ist das einzige Mittel, die Monarchie zu retten, falls dies überhaupt noch möglich.“ Worauf der Herzog von Montpensier: „Aber seit gestern haben wir ein Zugeständniß nach dem andern gemacht, ohne damit Etwas zu erreichen. Kann man uns wenigstens die Wirksamkeit dieser äußersten Concession verbürgen?“ Keine Antwort. „Was meinen Sie?“ fragen die Prinzen, sich an die Herren Thiers, Remusat und Duvergier

wendend. „Die Abdankung — gibt der Erſtgenannte zur Antwort — iſt vielleicht eine letzte Rettungsplanke.“ „Man muß den König von der Sachlage unterrichten. Kommen Sie, meine Herren“ — ſagte der Herzog von Nemours. Dann kehrte er, bevor er in das königliche Kabinett trat, gegen die ihm Nachfolgenden ſich um und bemerkte mit ruhiger Faſſung: „Die Abdankung des Königs macht die Einſetzung einer Regentſchaft für meinen minderjährigen Neffen, den Grafen von Paris, nöthig. Es kann aber unter den obwaltenden Umſtänden wohl nur von einer Regentſchaft meiner Schwägerin Helene, der Herzogin von Orleans, die Rede ſein, nicht wahr?“ Edle Worte, dem Prinzen, welchem bekanntlich geſetzmäßig die Regentſchaft zugeſtanden wäre, durch das Gefühl ſeiner Unpopularität eingegeben.

Beim Anblick des wie gänzlich aufgelöſ't in ſeinem Seſſel liegenden Königs zögerten Alle, mit der Sprache herauszugehen. Endlich nahm Herr Thiers das Wort und ſuchte mit Geſchicklichkeit dem alten Manne die Nothwendigkeit der Abdankung begreif-

Digitized by Google

lich zu machen, ohne das herbe Wort zu nennen. Louis Philipp verstand den Redner, gab aber keine Antwort. Nun der Herzog von Nemours: „Falls der König die Abdankung für nöthig hält, will ich sofort meinerseits auf die Regentschaft verzichten.“ Das Eis war gebrochen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung sich zusammennehmend fragte Louis Philipp: „Glauben Sie, daß ich durch meine Abdankung meinem Enkel den Thron erhalten werde?“ — „Das ist zweifelhaft, Sire.“ — „Aber was rathen Sie mir?“ — „Was in einem solchen Falle zu thun, hat der König nur mit sich selbst und mit seiner Familie auszumachen.“. . . Louis Philipp zog sich in sein Ankleidezimmer zurück und ließ die Mitglieder seiner Familie dahin rufen.

Während der Familienrath saß, kam der General Lamoricière, welcher nach der traurigen Musterung auf dem Carrouselplatz seine Bemühungen, eine Einstellung des Kampfes zuwegezubringen, wieder aufgenommen hatte. Nun brachte er die Nachricht, daß die siegreich vorschreitende Insurrektion mindestens die Abdankung des Königs verlange und daß kein

Augenblick zu verlieren ſei, ſo man nicht riskiren wollte, daß ganz in der Nachbarſchaft des Schloſſes bei dem auf dem Platz des Palais Royal gelegenen ſogenannten Chateau d'Eau, welches von Munizipalgarden und Linieninfanterie beſetzt war, ein Kampf entbrennen würde, welcher leicht das Signal zur Wiederholung des 10. Auguſt von 1792 geben könnte.

Derweil den Anweſenden dieſe Möglichkeit drohend vorſchwebte, fand im Kreiſe der königlichen Familie eine Verhandlung ſtatt, deren Einzelnheiten bislang unbekannt geblieben ſind. Mit großer Wahrſcheinlichkeit darf jedoch behauptet werden, daß die Königin Etwas von ihrer eigenen Energie, welche mit größter Zähigkeit an den Beſitz der Gewalt ſich klammerte, ihrem Gemahl einzuflößen gewußt habe. Der König zeigte nämlich, als er, begleitet von ſeinem Sohne Nemours, heraustrat, mehr Faſſung und Haltung als vorhin. „Nun, General, was bringen Sie Neues?“ — „Sire, ich bin Kommandant der Nationalgarde, habe aber Nichts zu kommandiren. Alle meine Bemühungen, auf Grund

der zugeſtandenen Reformen die Inſurrektion zu beſchwichtigen, ſind vergeblich geweſen. Man begnügt ſich nicht mehr damit, man verlangt . . . etwas Anderes." — „Etwas Anderes? Monſieur de Lamoricière, das iſt meine Abdankung, und da ich dieſelbe nur mit meinem Leben geben werde, ſo wird man ſie nicht haben!" Worauf der Herzog von Nemours: „Wohlan, ſo marſchiren wir!" „Freilich, marſchiren wir — erwiederte der General — es fragt ſich nur, womit?"

Das „Marſchiren" war nur ein eitles Wort mehr unter den vielen, welche die Rath- und Thatloſigkeit des Bürgerkönigthums an dieſem Tage weniger maskirten als enthüllten. Noch eine kurze Weile und es handelte ſich nicht mehr darum, irgendwelchen Widerſtand gegen die Emeute zu verſuchen, ſondern nur noch darum, dem Griffe der ſiegenden Revolution zu entfliehen. Schon zeigten die Tuilerien ein tumultariſches Bild der Beſtürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren ſtanden offen, Schildwachen und Thürhüter wehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden oder Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palaſt-

beamte, Deputirte, Journaliſten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen ganz nach Belieben, und wer da wollte und mochte, durchwandelte die Gemächer. Nur in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Zimmer, wo die königliche Familie ſich aufhielt, waltete noch einiger Anſtand und Reſpekt. Bald jedoch ſchwemmte die ſteigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majeſtät des Thrones um ſich hergezogen, und nach dieſen Schranken den Throninhaber und nach dieſem den Thron ſelbſt.

7.

Es iſt nahezu Mittag. Louis Philipp, aus ſeiner augenblicklichen Aufwallung von vorhin wieder in ſeine Schlaffheit zurückgefallen, ſitzt im Lehnſtuhl am Fenſter ſeines Kabinetts, umgeben von den Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Beaumont, Laſteyrie und Anderen. Der Herzog von Montpenſier führt Herrn Cremieux ein, einen Deputirten von der Linken, welcher entfernt nicht weiß, daß er auf

der republikaniſchen Liſte einer proviſoriſchen Regierung ſtehe. „Noch iſt — ſagt er — Nichts oder wenigſtens nicht Alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflöſung und einem aus der Linken genommenen Miniſterium ſich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Miniſterium angeht, ſie flößt, ich bedaure es ſagen zu müſſen, dem Volke einen unbeſieglichen Argwohn ein.“ Der kleine Nothhelfer, ſicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausſchlüpfen zu können, wendet ſich ſofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“ — „Aber wen ſchlagen Sie mir denn zum Premierminiſter vor, Herr Cremieux?“ — „Odilon Barrot, welcher ermächtigt ſein muß, aus den Reihen der vorgeſchrittenſten Oppoſition ſeine Kollegen zu wählen.“ — „Wohl, es ſei. Man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“ — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung geſtatten?“ — „Sprechen Sie.“ — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marſchall Bugeaud der Oberbefehl zu geben,

rieth Ihnen Schlimmſtes." — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle ſetzen?" — „Den Marſchall Gérard." — „Es ſei." — Cremieur geht hinaus, um dieſe neuen Zugeſtändniſſe bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, momentan von einer ſarkaſtiſchen Laune angeflogen, an den Kleinen die Worte: „Ei, ſieh da, mein lieber Thiers, ſo ſind Sie alſo nicht weniger unpopulär als ich?"

Herr Fain ſchreibt die Ordonnanz, der General Trézel, das einzige der Mitglieder des Miniſteriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten, hält ſich bereit, ſeine Gegenzeichnung zu geben, und ſchon hat Louis Philipp die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrſalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo ein wüthender Kampf um das Chateau d'Eau ſich entſponnen hat. In demſelben Augenblick tritt in höchſter Eile und Aufregung Herr Emil de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monſieur de Girardin?" fragt der König. „Das, Sire, daß man Ew. Majeſtät

Digitized by Google

eine kostbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man dem Aufstand, welcher bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, sei es, daß man zu den größten Opfern sich herbeilassen will, jedenfalls sind die Minuten Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben." — „Aber was thun?" — „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunsten einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Hier ist die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu sparen, sofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.""

Soweit also war es mit dem „Salomo des Juste-Milieu," soweit mit dem Juste-Milieu selbst gekommen, welches alle die Zinkenisten des konstitutionellen Hokuspokus mit Trompeten und Pauken gepriesen hatten von Dan bis Berseba? Ja, soweit war es damit gekommen, daß der nächste beste Zeitungsschreiber, daß ein Emil de Girardin, welcher im besten

Falle nichts Beſſeres war als ein publiziſtiſcher Seilgaukler, Simſenläufer und Eiertanzkünſtler, ſich zum Quaſi-Diktator aufwerfen und mittelſt eines bedruckten Papierfetzens über das Schickſal von Frankreich verfügen konnte . . .

„Wenn es ſo ſteht, Sire — ſagte der Duc de Montpenſier, ein Prinz von ſehr ordinärem Prinzenſchlag und in keiner Weiſe ſeinen Brüdern gleich zu ſtellen — wenn es ſo ſteht, Sire, ſo darf kein Zaudern ſtattfinden. Danken Sie ab!“ Ob vielleicht dieſe plumpe Unkindlichkeit den greiſen König daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. Novembers von 1688 erfuhr, ſeine Tochter Anna ſei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlaſſen mich!“ ausgeſtoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann ſagte nur mechaniſch, wie ein ſchon halb Verſunkener, der ſich von der Strömung mitfortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraîne“): „Ich bin allezeit ein friedliebender Fürſt geweſen . . . Ich danke ab.“

Kaum war das Wort heraus, so drängten mehrere der Anwesenden in ihrer nicht grundlosen Angst, die Tuilerien möchten abermals einen 10. August erleben, Herrn Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilte hinaus und gegen das Palais-Royal hinüber, aber seine Botschaft verhallte ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er sah sich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hatte der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlassen und war in den Palasthof hinabgestiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren erklärte: „Messieurs, der König hat zu Gunsten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans ist Regentin."

Derweil ist Louis Philipp mühsam von seinem Lehnstuhl aufgestanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem sich die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzessinnen befinden. Aufgeregt und angstbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab," sagt der Greis. Darauf die Königin ungestüm: „Nein, Sie werden nicht abdanken!" Er läßt sich wieder in sei-

Digitized by Google

nen Fauteuil neben dem Fenster fallen und stützt die Hände lässig auf seine Kniee. Die Damen umringen ihn und diesen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Mischmasch von Offizieren, Deputirten und Hofleuten. In trübem Schweigen starrt diese Menge auf das klägliche Schauspiel. Die Königin allein bewahrt und offenbart ihren Muth. „Man will dir — sagt sie zu ihrem Gemahl — das Szepter entreißen und doch hat Niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hierbei schleudert die Sprecherin einen Zornblick auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es ist besser, muthig zu sterben als abzudanken! Steig' zu Pferde, die Armee wird dir folgen!“ Dann wendet sie sich zu den Anwesenden und wirft denselben die Worte zu: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem solchen Augenblicke verlassen kann. Ihr werdet es bereuen!“ Die Herzogin von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und bittet ihn schluchzend, ein Szepter zu behalten, welches für ihre Hände viel zu schwer sei. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll Zorn, Eifersucht und grünem Neid.

Digitized by Google

Denn in diesem Gemälde menschlicher Erbärmlichkeit darf auch ein solcher spezifisch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derselbe erschien: — es handelte sich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes", sondern darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans schon seit längerer Zeit beargwohnten und bezichtigten, sie stände mit der Opposition in ehrgeizigen Beziehungen. Die Töchter Louis Philipps hegten noch zur Stunde den Wahn, dieser 24. Februar sei nur das Resultat höfisch-parlamentarischer Intriken, und deßhalb auch faßte jetzt eine der Prinzessinnen Herrn de Lasteyrie heftig beim Arm mit den Worten: „Sie sind nur hier, um uns zu verrathen!"

Etliche der anwesenden Hofmänner fühlen sich durch die Aneiferung von Seiten der Königin getrieben, ihre ritterliche Loyalität sehen zu lassen. „Danken Sie nicht ab, Sire," sagt Herr Piscatory. „Ja, Sire, danken Sie nicht ab," wiederholt Herr de Neuilly. „Meinen Sie?" entgegnet das schwankende Rohr von altem Mann. „Nun, ich habe ja

meine Abdankung noch nicht unterzeichnet." Aber indem er das ſagt, glaubt er zu hören, daß die Gewehrſalven ſich nähern, und Beſtürzung malt ſich auf ſeinem Geſicht. Wie um ein Auge zu ſuchen, das ihm Muth einſpräche, ſchaut er um ſich; allein alle die Herren Thiers, Duvergier, Remuſat, Couſin und wie ſie ſonſt heißen, ſelbſt den alten Marſchall Soult nicht ausgenommen, blicken zu Boden und bleiben ſtumm. Inzwiſchen haben die beiden Prinzen drunten auf dem Hofe erfahren, der König ſcheine Willens, ſeine Abdankung zurückzunehmen. Sie eilen herauf und der Duc de Montpenſier drängt eifrig ſeinen Vater, das geſprochene Abdankungswort zu halten. Mit ſchwacher Stimme richtet der König an die anweſenden „Säulen des Juſte-Milieu-Königthums" die Frage: „Iſt es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?" „Ja," antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!" ruft eine ganze Menge ungeſtüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein unnützes Blutvergießen. Ich danke ab."

Bei der Wiederholung dieſes Wortes erſcheint

der Marschall Gérard auf der Schwelle des Kabinetts. Die Königin eilt ihm entgegen: — „Mein lieber Marschall, retten Sie uns! Steigen Sie zu Pferde!“ Der alte Krieger neigt sich gehorsam. Er soll dem Volke die Thronentsagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieser versöhnenden Bewilligung durch seine Persönlichkeit verstärken.

Zu spät! Alles und Alles zu spät!

Man setzt den durch Alter, Kummer und Krankheit gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen drunten am Palastthor auf ein Pferd, gibt ihm einen grünen Zweig in die Hand und läßt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er gelangt vom Tuilerienhof auf den Carrouselplatz, als einem seiner Begleiter, dem Deputirten Lacrosse, einfällt, es wäre doch wohl besser, wenn der Marschall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacrosse eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt sein Anliegen dem jüngsten Sohne Louis Philipps mit. Montpensier legt ein Blatt Papier auf

den in der Mitte des Zimmers ſtehenden Schreibtiſch und ſagt zu ſeinem Vater: „Sire, Sie müſſen Ihre Thronentſagung unterzeichnen!“

Der König ſteht auf und geht langſam zu dem Schreibtiſch, vor welchen ſein Sohn einen Stuhl hinſtellt. Da macht die Königin noch einen Verſuch der Gegenwehr, indem ſie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, ſchreiben Sie nicht! Weichen Sie einer Emeute nicht! Man will Ihnen nur bange machen!“ Der alte Mann hält inne, aber Montpenſier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier. „Wohlan, da man es will“ . . . ſagt der König, ſetzt ſich an den Schreibtiſch und beginnt langſam zu ſchreiben. „Beeilen Sie ſich, Sire,“ ſagt eine Stimme, man weiß nicht weſſen, „ſchon wird auf dem Carrouſelplatz geſchoſſen.“ Das iſt dem alten Manne doch zu viel. Er blickt auf, forſcht mit einem Blicke der Entrüſtung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit laſſen. Komme, was da wolle, ich kann nicht ſchneller machen.“ Und er ſchrieb mit großen Buchſtaben in langſamen Zügen: —

Digitized by Google

„Ich entsage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe lösen! (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelée à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.)" Am 24. Februar 1848. Louis Philipp.

Man sieht, er übereilte sich nicht; er nahm sich Zeit, einen dünnen Schreibfehler (appelée st. appelé) und eine dicke Lüge zu begehen*). Die Stimme der Handvoll Intrikenspinner und Wortjongleurs, welche unserem Reineke i. J. 1830 die Hinterthüre zum Hühnerhof aufgethan, wäre „die Stimme der Nation" gewesen? Lügend war der Fuchs gekommen, lügend ging er . . .

*) Dieser Satz wurde mir in einer weitverbreiteten deutschen Zeitschrift, in welcher ich die vorliegende Studie auszüglich zuerst veröffentlicht hatte, also zusammengezogen und verbessert: „Er nahm sich Zeit, einen dummen Schreibfehler zu begehen."

Nachdem der König die Urkunde aufgesetzt und unterzeichnet hatte, las er sie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte: „Füge hinzu, daß du wünschest, dein Enkel möge dir gleichen. Denn, Messieurs, der König ist doch ein redlicherer Mann als ihr Alle.“ Und sie hängte dieser Beleidigung noch die grollenden Worte an: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!“ . . . Der entkönigte alte Mann sagte: „Da ist meine Abdankung; man bringe sie dem Marschall Gérard.“ Nach einigem Zögern nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marschall nach.

Zu spät! . . . Es ist, als hörte man in dieser Tragödie vom 24. Februar 1848 einen äschyleischen Eumenidenchor das schicksalsschwere Wort hohnlachend immer und immer wieder anstimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloser Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marschalls Gérard gelangte, sondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Mission des Marschalls

Digitized by Google

ſelbſt that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderiſchem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie das ja ſo hatte kommen müſſen. Denn es iſt dafür geſorgt, daß abermalen und abermalen in Erfüllung gehe, was beim Anaſtaſius geſchrieben ſteht: —

„Mild und bittend ſprach ſie einſtens; eure Taubheit zwang ſie jetzt,
Daß ſie in Kanonendonner ihre Bitten überſetzt" . . .

8.

Im Schloſſe hegte man kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde wie ſänftigendes Oel auf die Aufſtandswogen träufeln würden. Auch die Regentſchaft der Ducheſſe d'Orleans galt für geſichert. Sie ſelbſt rief, verſtört durch

die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindselige Gebaren ihrer Schwägerinnen, weinend aus: „Großer Gott, welche Last! Ohne Stütze, ohne Beistand . . . Verlaßt mich nicht!“ . . . Es war 12 1/2 Uhr, als Herr Thiers auf den Carrouselplatz hinabging, um seinem „intimen Freunde“ Bugeaud zu sagen, wie sich droben die Dinge entwickelt hatten. Der eisenfresserische Soldat, welcher wenige Stunden vorher seinem kleinen Freunde geschrieben hatte, daß sie Beide „berufen seien, mitsammen die Monarchie zu retten,“ schrie fluchend: „Sacré nom de Dieu, so ist also Alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu spät berufen.“ Der Duc de Nemours kam, dem Marschall das Kommando abzunehmen, was dieser mit widerwilligem Brummen geschehen ließ. Der Prinz gab hierauf den Befehl, daß die Truppen den Carrouselplatz räumen und sich in den Tuilerienhof zurückziehen sollten. Diese Bewegung wurde ausgeführt und hinter den abgezogenen Soldaten schlossen sich die Eisengitter des Palasthofes. Unterdessen gab es ein großes Gestampfe und Gestaube in den Korri-

doren und auf den Treppen des Schloſſes: — der Vollſtrom der Rattenauswanderung ergoß ſich. Der mit Macht graſſirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hofröcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln ſcharenweiſe davongehen, Beſtürzung auf den Geſichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angſtruf: „Alles iſt verloren!“

So hatte ſich die Menge auch im königlichen Kabinett beträchtlich gelichtet, als die Botſchaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marſchalls Gérard vollſtändig geſcheitert und der General Lamoricière vom Volke zum Gefangenen gemacht worden ſei. In demſelben Augenblicke Schüſſegeknatter auf dem Carrouſelplatz, wohin die Inſurrektion bereits ihre Plänkler vorgeſandt hatte. Dieſe ſahen einen Zug königlicher Reiſewagen, welche man auf den Fall einer Flucht hin aus den Ställen in der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen, über den Platz fahren, ſchoſſen darauf, tödteten einen Vorreiter, ſowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remiſen.

Das Geknalle dieser Schüsse macht die Prinzessinnen Schreckensschreie ausstoßen. Louis Philipp schnellt in höchster Unruhe aus seinem Fauteuil empor. Hereinstürzt, die Kleider in Unordnung und die Gesichtszüge in äußerster Fassungslosigkeit, Herr Cremieux: — „Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, Sire! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien sein!“ Der König sagt kein Wort; aber er hastet sich, sein Ordensband und seinen Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hülfe der Königin in einen Civilrock und ruft suchend und zappelnd: „Meine Uhr? Meine Uhr? Ah, ich hab' sie! Da, nehmt dies Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?“ Es war Etwas wie Wahnsinn in den Bewegungen und Worten des Greises, aber Nichts vom Wahnsinn eines Lear, wohl aber von dem eines bankerotten Aktienschwindlers und Couponsschneiders.

Die Prinzessinnen brachen in Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie starrten mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Die Königin — so will eine Ueberlie-

ferung, die aber nicht fest verbürgt ist, da es zweifelhaft, ob der kleine Thiers es für gut gefunden, zu dieser Zeit noch im königlichen Kabinett anwesend zu sein — die Königin, die Tochter Karolina's von Neapel und Enkelin Maria Theresia's, diese Frau, in welcher der lothringisch-habsburgische Stolz mit dem bourbonischen Hochmuth sich verband, sie soll selbst in diesen letzten Minuten ihrer Königinschaft nicht umhin gekonnt haben, ihren Groll und Zorn auszulassen. Mit vor Ingrimm bebenden Lippen soll sie zu dem armen kleinen Nußknacker von Tribunegaukler und Geschichtefa—nfaron, welcher doch wahrlich an der Februarrevolution sehr unschuldig war, gesagt haben: „Sie haben uns zu Grunde gerichtet! Sie haben die Volksleidenschaften zu einem Brande geschürt, dessen Flammen jetzt über dem Throne zusammenschlagen! Sie sind ein Undankbarer und verdienten keinen so guten König!"

Louis Philipp, in schwarzem Frack und „Angstrohr", nahm den Arm der Königin, sagte im Vorbeigehen zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben da!" und gab durch sein Weggehen das

Zeichen zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgten dem greiſen Königspaar der Duc de Montpenſier und ſeine Frau, eine ſpaniſche Infantin oder, wie böſe Zungen ſagen, eine geborene Muñoz; dann die Ducheſſe de Nemours mit ihren Kindern und der Prinz Auguſt von Sachſen-Koburg mit der Prinzeſſin Klementine, ſeiner Frau. Etliche Hofdamen, etliche Adjutanten, Palaſtbeamte und Diener ſchloſſen den Zug, der mittelſt eines mit dem Arbeitskabinett des Königs in Verbindung ſtehenden unterirdiſchen Ganges unter dem Pavillon de l'Horloge hinweg ins Freie gelangte, in den Tuileriengarten, welcher leer und ſtill war, während der Schall des Kampfgetöſes von rechts herüber grollte und drohte. An der Ausmündung des unterirdiſchen Ganges fand man Herrn de Montalivet, welcher, ſeinem Gebieter treuer als viele Andere, zwei Schwadronen Gardeküraſſiere unter den Befehlen des Generals Regnauld bereit hielt, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden von der 1. Legion, ſowie ausharrende Freunde der königlichen Familie, die Herren Laſteyrie, Scheffer und Andere, reihten ſich

ebenfalls dem Zuge an, welcher so rasch als der alte Mann, dessen dem völligen Bruche nahe physische und moralische Kraft nur noch durch die Seelenstärke seiner Gemahlin nothdürftig aufrecht erhalten wurde, zu gehen vermochte, die große Avenue des Gartens entlang eilte. Ein wahrer Leichenzug der Julimonarchie! Man konnte denselben von der Rue Rivoli aus zwischen den blätterlosen Baumzweigen dahingleiten sehen, schemenhaft schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor gestorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Duc de Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!“ In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines der reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!“ rief die Königin aus. Louis Philipp aber nur: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!“ Am Gitter der aus dem Garten auf den Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an

Herrn de Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich in Sicherheit nach Saint-Cloud zu bringen?“ „Ja, Sire.“ Der Entkrönte paſſirte das Gitter und betrat den Platz. Da er geſenkten Hauptes einherſchritt, bemerkte er Blutſpuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abſcheu's. Aber der Concordeplatz war nicht ſo verlaſſen wie der Tuileriengarten. Eine Menge von Neugierigen wogte darauf hin und her. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch ein Häuflein Blouſen, Gewehre in den Händen, die Geſichter von Pulverrauch geſchwärzt.

Der Fluchtzug ſtockte, Louis Philipp ſchien erkannt, das Anfluten der Menge wurde ſtärker. Eine Stimme aus dem Gefolge rief: „Meſſieurs, Schonung, Gnade für den König!“ „Die ſoll er haben. Wir ſind keine Mörder; aber ſchnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfache Echo fand: „Ja, ſchnell auf und fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit ſich fort, dahin, wo, am Fuße des Obelisken drei ſchlechte, einſpännige Miethwagen hielten, genau auf der Stelle,

Digitized by Google

wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu sprechen, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren „Altar“ gehabt.

War es nicht ein furchtbarer Schicksalshohn, daß der vom Throne gestürzte Sohn von Philipp Egalité gerade von dieser Stelle aus ins Exil geschleudert wurde? Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November von 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar“ erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Aber der alte Mann ist von der Angst der Gegenwart viel zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet die Thüre eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus, steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbstsucht des Alters und der Furcht seiner so lange und so gut gespielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philipp wirft sich hastig in den Wagen, die

Königin folgt ihm, drei ihrer Enkel haben den Vordersitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie pressen sich so gut es gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzessin Klementine und die Ducheſſe de Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lasteyrie aus dem Gedränge und in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin — geborene Muñoz, wie die bösen Zungen sagen — ist eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüsant" zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Lasteyrie, das sei doch auch mal eine der Mühe werthe Abwechselung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!" schreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens. Der „König der Juden" vergaß selbst in dieser äußersten Angst nicht seiner „Werthpapierche". Herr Cremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung und, im Besitze seines Theuersten, ruft der alte Mann in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!" Der Kutscher peitscht auf sein Pferd und im Galopp

fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

Also verschwand des Roi-Renard Majestät und Herrlichkeit. Im Julistaube war er gekommen, im Februarkoth ist er gegangen. „Aus solchem Staube wird solcher Dreck!“ sagt derbwahr ein spanisches Sprüchwort.

9.

Aber seht, was thun denn jetzo die beiden Nothhelfer, welche „berufen waren, die Monarchie zu retten,“ Monsieur Thiers und Monsieur Bugeaud? Sie thun, was kluge Leute unter so bewandten Umständen zu thun pflegen: — sie retten sich selbst. Der Marschall ist übrigens martialisch genug, nur von einem einzigen Adjutanten gefolgt, in seinem Marschallsanzug langsam davonzureiten. Herr Thiers schlängelt sich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Concordebrücke ins Palais Bourbon

Digitized by Google

hinüber, in deſſen Räumen die Repräſentanten der Korruption — offiziell heißen dieſe Herren Vertreter des franzöſiſchen Volkes — rathlos hin- und herwuſeln. Selber rathlos und bis zur Beſinnungsloſigkeit beſtürzt, geht der kleine Ex-Nothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit ſtürmiſchen Fragen. „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt! Alles iſt verloren!“ erwidert er ſtotternd und verſchwindet, um nicht mehr zu erſcheinen, bevor die politiſche Temperatur ſo iſt, daß Ränkeſpinnen mit ziemlicher Sicherheit wieder aus ihren Schlupfwinkeln ſich vorwagen können....

Dieſer beiden Stützen alſo ſah ſich die arme Herzogin von Orleans beim Antritt ihrer Regentſchaft beraubt und es war überhaupt kläglich beſtellt mit den Stützen dieſer Regentſchaft. Der Deputirte Lacroſſe ſagte nach der Flucht des Königs zu der Prinzeſſin: „Madame, gehen Sie mit Ihren beiden Knaben ſofort nach der Deputirtenkammer. Dort iſt jetzt der Sitz der Autorität. Das Volk wird Ihnen Platz machen, denn Sie ſind die Frau des

Duc d'Orleans und tragen Wittwentrauer um ihn." Ein wohlgemeinter, aber schlechter Rath; denn die Entscheidung war nicht im Palais Bourbon .... Die Herzogin zog sich für eine Weile in ihre Gemächer im Pavillon Marsan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, etwas später aber eine Säule des Bonapartismus — sie aufsuchte und sie in der Absicht, ihr Heil in der Deputirtenkammer zu versuchen, bestärkte. Er sprach noch für seine Meinung, als der Adjutant Touchard hereinstürzte, um eiligst zu melden, der Duc de Nemours lasse seine Schwägerin bitten, sich ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch die große Avenue desselben zur Drehbrücke zu begeben. Es sei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzessin brach alsbald auf und machte sich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Duc de Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war in der That kein Augenblick mehr zu verlieren

Digitized by Google

gewesen, maßen inzwischen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen simpeln Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouselplatz geräumt hatten, war derselbe sofort von Nationalgarden besetzt worden. Kaum war dies geschehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die siegreiche Volksmasse mit dem Donnerruf: „Aux Tuileries!“ über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach, und alsbald schlugen die Flintenkugeln an die Nordseite des Schlosses. Der Duc de Nemours, erkennend, daß jeder Versuch, den Palast zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang seiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch das Thor des Pavillon de l'Horloge sich bereit zu halten. Derweil mühten Bürgerwehr- und Blousenmänner in buntem Gemische sich ab, das Eisengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouselplatz absperrte, niederzubrechen, und befürchtend, diese Mühwaltung möchte die Wuth der Stürmenden steigern, wußte

ſich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli ſtoßenden Pavillon Eingang zu verſchaffen und den Gouverneur des Palaſtes, Oberſt Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüſſel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Carrouſelplatz führende Hofgitterthor aufzuſchließen, und die Menge ſtrömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, unter dem Thor des Pavillon de l'Horloge im Kreiſe ſeiner Offiziere ſtehend, das Herannahen des Volkes. „Was, jetzt ſchon?“ rief er aus, gab geflügelte Befehle, die ſämmtlichen Truppen, welche noch vorhanden, durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu laſſen, und ſtellte ſich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat dann, wie bekannt, mit äußerſter Hingebung und Selbſtverleugnung bis zuletzt ſeine Pflicht gethan: er und nur er war es, der an dieſem „Tag des Zorns“ dem Namen Orleans Ehre machte.

Retten freilich konnte er ſeines Hauſes Sache nicht .... Die Herzogin von Orleans eilte inzwi-

Digitized by Google

ſchen die große Avenue des Gartens hinab, geführt von Herrn Dupin. An ihrer rechten Hand hielt ſie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ihr ein Diener nach. Bei der Drehbrücke angelangt, wurde ſie von den Herren Havin und Bieſta eingeholt, welche von Seiten Odilon Barrots den dringenden Rath brachten, die Prinzeſſin ſolle ſich mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Hotel de Ville begeben; denn dort, im Hauptquartier des ſiegreichen Aufſtands, liege die Entſcheidung. Die Ducheſſe ſtand ſtill, ungewiß, was zu thun, aber mit dem Inſtinkt einer Mutter fühlend, daß dieſer Rath der beſſere. Herr Bieſta drang in ſie, denſelben zu befolgen. „Können Sie reiten?“ frug er die Prinzeſſin. „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd beſteigen zu können.“ — „Nun wohl, zaudern Sie nicht! Kommen Sie ins Stadthaus und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König ſein. Wenn nicht, iſt Ihre Sache verloren.“ — „Das iſt der Rath eines Narren!“ ſchrie Monſieur Dupin. „Nach der Deputirtenkammer müſſen Sie gehen!“ So ein echter und gerechter „liberaler“ Phi-

liſter, ſo ein Zungendreſcher des Juſte-Milieu — zu deutſch der richtigen Mittelmäßigkeit — erblickt ja bekanntlich einen Narren in Jedem, welcher weiter ſieht, ſchärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin von Orleans befolgte den Rath des gewiegten Staatsmanns, begab ſich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angſt und Pein ſah ſie daſelbſt ihre Regentſchaft und ihres Sohnes Krone rettungslos vom raſenden Strudel eines unerhörten Tumults verſchlungen . . . .

10.

Während die „Korrupten“ durch eine Volkswoge aus dem Palais Bourbon weggeſchwemmt wurden und — ein übles Omen! — die kaum geborene Republik durch den Süßholzraſpeler Lamartine getauft ward, feierte in den Tuilerien die Revolution ihr Siegesbakchanal. Nicht in Blut — ſie überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige

Monate darauf ihre rothen Orgien in Szene ſetzte — aber in Wein, den man aus den wohlverſehenen Kellern Deſſen heraufholte, welcher davongegangen war, ſein mit Werthpapieren vollgeſtopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht ſagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu, hors la caisse!“ Es ging luſtig her in dieſen vergoldeten Räumen, aus welchem Dame Etikette mit dem übrigen Hofgeſindel entſetzt entflohen war. Zerſchlagen, zerriſſen und zertreten wurde Manches und Vieles, geſtohlen Nichts. „Mort aux voleurs!“ Es iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieſes Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Blouſenmänner im Palaſt aus- und eingingen, Nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam und daß herumliegende Koſtbarkeiten im Werth von mehr als 4 Millionen von Proletariern, die vielleicht keinen Sou in der Taſche hatten, geſammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz beſonderer Rückſichtsnahme behandelte das ſiegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Leſepult der Prinzeſſin lag ein Buch, betitelt:

„De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions.“ Die aufgeschlagene Seite trug die Kapitelüberschrift „Stabilité du gouvernement.“ Oh, Prediger Salomonis!

Die gutmüthig-humoristische Siegesfreude, welche in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakspeare oder Kaulbach zu einem Bilde zusammengefaßt, einen weltgeschichtlichen Karneval darstellen, wie es einen zweiten wohl niemals gegeben hat. Dort hing ein Schwarm von Gamins freudeläutend an dem Zugseil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Pavillon de l'Horloge pflanzten und wieder andere auf der Plattform des Daches den Cancan tanzten. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachten unzählige Jubelsalven, denn der noch vorhandene Rest von Patronen mußte schlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps Einer über seine Blouse eine weiße Weste des Cidevant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuz von Diamanten darüber gehängt und, also ausstaffirt,

bläſ't er aus Leibeskräften und ſeelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Noten zum Fenſter hinaus. Dort ſteht eine andere Blouſe, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangſalon des Duc de Montpenſier, die Marſeillaiſe ſingend und auf einer prinzlichen Geige ſchrecklich dazu geigend, während ſeine Kameraden, mit andern Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um ihn her die Carmagnole ſpringen. Hier geht, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Ouvriers durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerſtörung entriſſenes, wundervoll aus Elfenbein geſchnitztes Krucifix geleitend, unter dem unverweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Citoyens, chapeau bas! Saluez le charpentier de Nazareth!“ Dort im Allerheiligſten, im Thronſaal — verhülle dein Antlitz, o Köhlerglaube der Monarchie! — wird die purpurne Throndraperie in Fetzen geriſſen und aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schloſſes gegenüber im Tuileriengarten ſtehende Spartakus tragen ſoll. Ein Proletarier ſpringt auf den Thronſeſſel,

wiſcht den Koth ſeiner Schuhe an dem Sammet ab, ſchwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf ging ein phantaſtiſch-bunter Faſchingszug von etlichen Tauſenden über die Boulevards, welche ausſahen, als wäre ein Tornado darüber hinweggefegt. Vorauf ritt ein bebrillter Polytechniker, dann kam ein Karren, auf welchem die zerſtörten Herrlichkeiten des Thronſals zuſammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronſeſſels, welcher, von etlichen Blouſen getragen, über den Köpfen der Menge einherſchwebte. Die Prozeſſion lenkte zum Platz der Baſtille, wo am Fuße der Juliſäule eilends ein Scheiterhaufen geſchichtet wurde. Man warf die erwähnten fragmentariſchen Herrlichkeiten darauf und ſtellte obenauf den Thronſtuhl. Dann ward unter Anſtimmung eines beliebten Gaſſenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzſtoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barſt ein tauſendſtimmig-jauchzendes „Vive la république!“ aus und hoch-auf ſchlug die ſchwelgende Lohe.

Der Dezemberſchrecken.

Digitized by Google

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improviſirt und Frankreich dieſes Impromptü ſich gefallen laſſen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption“ der Regierung des „Bürgerkönigs“, ſondern nur aus Ueberraſchung und in der Angſt des Augenblickes. Nobleſſe und Bourgeoiſie ſchrieen: „Vive la république!“ mit, auf daß nicht, wie ſie fürchteten, geſchrieen würde: „Vive le communisme!“ und mit dem ſtillen Vorbehalt, die Retterin Republik, welche ſie und ihre Beſitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen ſchon zu verrathen. Ganz in demſelben Geiſte der „Honnêteté“ ſang die hochwürdige Geiſtlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!“ um ſchon

am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!“ (oder nach Umſtänden: „imperatorem!“) einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwunderſam oder gar tadelnswerth finden. Wiſſende Männer finden es begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unſere Zeit betrachtet und analyſirt, muß erkennen, daß in derſelben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, ſondern nur noch rechnende Geſellſchaft die zukömmlichſte Regierungsform ein „aufgeklärter“ Deſpotismus iſt, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, ſondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu ſcharf anzuziehen, d. h. nicht ſo ſcharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!“ zu bekennen und zu verwirklichen.

Es iſt eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter ſchmeckende Wahrheit, aber es iſt eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden ſtets in der Minderheit ſein, — wie die Vernunft, wie

die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, ſind und ſein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geiſt und Begeiſterung, Thatkraft und Opfermuth, über die Mehrheit davon und überwältigt und beſtimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menſchen den gemeinen Erdenkloß. Das ſind dann die großen Vorſchrittsepochen der Menſchheit, die Befreiungsfeſttage und Völkerfrühlinge, deren periodiſche Wiederkehr im Weltgeſchichtskalender verzeichnet ſteht.

Die republikaniſche Improviſation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon deßhalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzoſen die Republik nur das rothe Geſpenſt von 1793. Hatte eine raſtloſe Geſchichtefälſchung es doch glücklich dahin gebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflath des Mittelalters ſtecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtniß der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geſchichte der Beſiegten geſchrieben und damit Glauben

gefunden. Sie hatten auch emsig und erfolgreich sich bemüht, die Thatsache vergessen zu machen, daß der roth republikanische Schrecken von 1793 durch den weiß royalistischen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar", welche sofort nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgsten Blutmenschen, der lasterhaftesten Schufte, der schamlosesten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichsten Zweiächslern erlegen, die Provinzen Frankreichs zu durchrasen begann, Kanibalismen, massenhafte Kanibalismen in Szene setzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen" Collots und die „Noyaden" Carriers an Grausen noch überboten. Ja, überboten, weil sie nicht, wie die erwähnten fluchwürdigen Abscheulichkeiten, im Fieberwahnsinn der Revolution, sondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation" begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Lustpartieen betrachtet und veranstaltet wurden. In Wahrheit, die thermidorische Reaktion von 1794 schlug, wie hier gelegentlich be-

merkt ſein mag, zu einer ſyſtematiſch gegen die Republikaner organiſirten und im gemeinſten Räuber- und Meuchelmörderſtyl durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich ſchandbar in Szene ging und in der Provence allein Tauſende und wieder Tauſende von Opfern ſchlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichſten Umſtänden. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royaliſten das Sabriren, Guillotiniren und Füſiliren ihrer gefangenen und wehrloſen Gegner nicht, nein, ſie unterwarfen dieſelben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution ſelbſt unerbittlich beſtraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amneſtirt und ſogar mit „Bürgerkronen" geſchmückt*) ....

*) Ueber dieſe Thatſachen, für welche die auf amtliche Dokumente baſirten Beweiſe beizubringen ich bereit bin, pflegen „korrekte" Hiſtoriker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geſchichtsunterricht werden dieſelben wohl gar nicht

Digitized by Google

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar republikaniſche „Staatsmänner“ improviſirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate ſpäter auch in Deutſchland graſſirten. Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menſchen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphiliſter“ erfunden hat. Die ſchwache Minderheit beſtand aus Anhängern der Sozialdemokratie. Alle zuſammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikaniſchen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenſo zweifellos iſt, daß ſie ihre Un-

---

erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem Syſtem der Verleumdung und Verläſterung, welchem man die große Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz Alledem und aller ihrer verdammlichen Mißgriffe, Ausſchreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menſchheit, eine der größten Förderungen geweſen iſt, welche dem Menſchengeſchlecht auf ſeiner dornenvollen Entwickelungsbahn zu Theil geworden.

fähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwieſen haben. Die Aufgabe war freilich eine ſchwere, geradezu eine koloſſale, und das erbarmungswerthe Schauſpiel, eine Rieſenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu ſehen, ſtellte ſich hier recht deutlich dar. Die proviſoriſche Regierung konnte auf zweierlei Weiſe verſuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem ſie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach Außen wirken ließ oder aber den demokratiſchen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das Eine noch das Andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatoriſchen Macht bekleidet, weder den Muth, ſich an die Spitze einer europäiſchen Revolution zu ſtellen, noch den Verſtand, in Frankreich ſelbſt der Demokratie die Möglichkeit der Exiſtenz zu ſichern mittelſt Auflöſung der ſtehenden Armee, mittelſt Decentraliſirung der Verwaltung, mittelſt Vernichtung der bureaukratiſchen Hierarchie und mittelſt unerbittlicher Entfernung aller royaliſtiſchen Ränkeſchmiede von wichtigen Poſten. Nichts von Alledem! Statt der revolutionären Lavaſtröme, welche

die europäischen Machthaber im ersten Februarschrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maskirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwasserrieselungen lamartine'scher Friedensmanifeste hervor und statt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer praktischen Staatsreform entschlossen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus seine närrischen Theorieen predigen und den Sozialismus ebenso unzulängliche als kostspielige Experimente machen.

Diese Predigten und Experimente brachten es der erschreckten Bourgeoisie — (es gibt bekanntlich für dieses französische Wort schlechterdings kein dessen Sinn vollständig umfassendes und erschöpfendes deutsches) — rasch zum Bewußtsein, welchen schnöden Undank sie begangen habe, als sie ihren König Louis Philipp fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit so viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geschaffen hatte, wie sie vordem im Ancien Régime der Noblesse gegenüber dem dritten

geſichert geweſen war. Die franzöſiſche Bourgeoiſie als ſolche hatte zweifelsohne ſchwer geſündigt, als ſie ſich durch den Anblick des jammerſeligen Seſſelkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Miniſter und Miniſterſeinwollende ſeit Jahren geführt, ſowie durch das gelegentliche Aufberſten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem ſolchen Grade „ſittlicher Entrüſtung“ hinaufſteigern ließ, daß ſie nicht allein: „Vive la réforme!“ rief, ſondern ſogar ſoweit ſich vergaß, bei der Taufe des ſehr illegitimen Kindes, welches Madame La France am 24. Februar ſo unerwartet zur Welt brachte, ſo zu ſagen zu Gevatter zu ſtehen. Es iſt aber nur gerecht, anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoiſie ſich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugeſtehen, daß ſie ihre reuevolle Sehnſucht, zu den Fleiſchtöpfen der Monarchie und des Friedenszuſtandes um jeden Preis zurückzukehren, thatſächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit ſie Behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalverſammlung als Bundesgenoſſin des Klerus ſich

umthat. Mit der Geiſtlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royaliſtiſchen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologiſchen“ Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben ſollte, mußte es ein ſeltſames Schauſpiel ſein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete franzöſiſche Nationalverſammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine ſchwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikaniſche Verfaſſung zu machen. Dieſe Verſammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit geſetzten deutſchen Parlament kläglichen Andenkens, inſofern die Mehrheit deſſelben in der beſtimmten Abſicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentariſchen Bühne heftig zu geſtikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerkſamkeit eines vertrauensſeligen Publikums von dem abzulenken, was inzwiſchen hinter den Kouliſ-

ſen vorging. In Paris durfte ſich jedoch die reaktionäre Unverſchämtheit nicht von vorneherein ſo breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieſer Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geſchichtef—inder Thiers elegant ſich ausdrückte, „la vile multitude“ noch in Waffen und auf Poſten ſtand. Die Juniſchlacht war ja noch nicht geſchlagen.

Sie wurde aber emſig vorbereitet, dieſe Schlacht, ſo recht vorbereitet von Seiten der Orleaniſten, Legitimiſten, Bonapartiſten und ſonſtigen Jeſuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalverſammlung beſtand. Dieſe Mehrheit fand einen wie eigens für ſie gemachten Dupe in der Perſon des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Bruſt ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade ſo viel militäriſche Routine beſaß, als zur Löſung der ihm geſtellten Aufgabe nöthig war. Es iſt bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Inſurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit cyniſcher Offenheit geſtand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen

wollte." Man provozirte den Aufstand, man zog ihn förmlich groß mittelst List und Gewalt, mittelst Polizeikünsten wie mittelst brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbesondere das plötzliche und barsche Vorgehen gegen die unseligen „Nationalwerkstätten", ein Vorgehen, welches so, wie die Umstände lagen, nichts Anderes war als eine höhnisch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt ist auch, daß Cavaignac und seine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Insurgenten mit verschränkten Armen zusahen. Was kümmerte es diese Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tausende und wieder Tausende von Menschenleben hüben und drüben auf's Spiel gesetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verschwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geschichte der Besiegten schrieben, ist, daß die zwei beklagenswerthesten Episoden des furchtbaren Junikampfes nicht der insurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu setzen sind. Denn des Erzbischofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel

Digitized by Google

eines Soldaten her und der General Brea wurde höchſt wahrſcheinlich auf Anſtiften eines notoriſchen bonapartiſtiſchen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Inſzeneſetzung des Juni-gräuels der Bonapartismus emſig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch iſt, daß die unbedingte Gewalt, welche die Aufſtändiſchen mehrere Tage lang in verſchiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub- und Plünderung" benützt, ſondern daß das Eigenthum *ſtreng* von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt iſt endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals von Siegern gegen Beſiegte ſo barbariſch gewüthet worden iſt, wie von den Juniſiegern gegen die Unterlegenen. Die haarſträubenden und maſſenhaften Grauſamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen ſich kühnlich mit Allem meſſen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution Derartiges aufzuweiſen hatten.

Man muß jedoch, um gerecht zu ſein, ſagen, daß es nur die Grauſamkeit der Angſt geweſen

iſt — bekanntlich von allen Arten von Grauſamkeit die erbarmungsloſeſte — welche die ſiegreiche Bourgeoiſie alſo gegen das beſiegte Proletariat wüthen machte. Wer ſich der blaſſen Furcht und der aus derſelben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombaſtiſchen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obſkurer Kommuniſten i. J. 1848 die „intelligenten und beſitzenden Klaſſen" in Deutſchland zu verſetzen vermochten, der wird ſich nicht verwundern, daß die pariſer Bourgeoiſie im Juni des genannten Jahres alles Ernſtes den Leitern der royaliſtiſchen Reaktion glaubte, wenn dieſe im Style der Klagelieder Jeremiä verſicherten, der kommuniſtiſche Weltuntergang ſtände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich ſeit 1830 im Fache des ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Theoretiſirens und Phraſenmachens geſchehen war, konnte dieſer Lüge, dieſem großen Schreckmittel der Rückſchrittler, allerdings einen ſehr kräftigen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das ſiegreiche Volk in den Februartagen bewieſen,

Digitized by Google

hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es ſeit dem Februar monatelang eine erdrückende Laſt von Hunger und Elend getragen hatte, jene Lüge entlarven ſollen und die franzöſiſchen Bourgeois überzeugen können, daß ihre Brüder, die Ouvriers, keineswegs nur „auf Raub und Mord ſinnende Barbaren" ſeien, „moderne Vandalen," welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten" und „die Geſellſchaft in den Abgrund einer blutraſenden Anarchie" ſtürzen wollten; ſondern eben nur arme, hungernde Menſchen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoiſie gerade das Nämliche forderten, was dieſe i. J. 1789 von den damals bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menſchliche Exiſtenz. Aber die Furcht ſchlägt blind zu und ſo ſchlug ſie zu in der gräßlichen Juniſchlacht und nach dem Siege, — ſchlug ſo zu, daß Männer von Herz kaum ſich enthalten konnten, miteinzuſtimmen, wenn die maſſenhaften Opfer des Juniſiegs, welche ohne Prozeß und Urtheil in den Gefängniſſen, auf den Deportationsſchiffen und in den Fiebersümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wur-

Digitized by Google

den, verathmend beteten: „Mag aus unsern Gebeinen dereinst uns erstehen ein Rächer!“ Und dieses Gebet zur Nemesis ist nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Gesellschaftsrettung“ durch die Bourgeoisie war abermals eine „Gesellschaftsrettung“ nöthig und zwar diesmal durch die Despotie und auf Kosten der Junisieger. Das ist eine große Wahrheit und eine ernste Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszusprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtseligkeit stehende Möpse wüthend sie ankläffen? . . .

Daß die Mehrheit der französischen Nationalversammlung schon im Hochsommer und Herbst von 1848 gerne zur Restauration des Königthums verschritten wäre, ist unzweifelhaft gewiß. Allein die Royalisten lagen ja unter einander im bittersten Hader in Betreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte sein? Denn der Bonapartismus begann zu dieser Zeit mit dem Orleanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkur-

renz zu treten. Sodann mußten Verſuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieſer Zeit auch deßhalb noch als verfrühte erſcheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der franzöſiſchen Bourgeoiſie in der That republikaniſch geſtimmt war und weil, was das Wichtigſte, der Diktator Cavaignac, den man nicht ſo kurzweg beſeitigen konnte oder wollte, ſich einbildete, ein Republikaner zu ſein, und das Zeug zu haben — er, der Juniſchlächter! — einen „franzöſiſchen Waſhington“ vorzuſtellen.

Ein franzöſiſcher Waſhington? Schon in dieſer Vorſtellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, deſſen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit geweſen iſt. Cavaignac und ſeine Baſtide, Goudchaux und übrigen Mitmittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob ſie eigens dazu beſtellt geweſen wären. Im Innern der royaliſtiſchen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorſchub leiſtend, hat Cavaignac nach Außen überall gegen die Völker und für die Deſpoten Partei genommen, wie das gar nicht an-

ders möglich war, da seine innere Politik die auswärtige bedingte und bestimmte. Der General, dessen Begabung zu seinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältnisse stand, nahm die ihm von Seiten der legitimistischen und orleanistischen Rückschrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuschung, daß sie das wollten, was er die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er sich in den Holzkopf gesetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm selber zu sprechen, der „Washington" dieser honetten Republik zu werden, so mußte er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, sondern auch den Heiligen, d. h. der Geistlichkeit. Daher die Beciferung der Cavaignac'schen Kameradschaft, jene berüchtigte „römische Expedition" vorzubereiten, welche, später ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, sie selber auszuführen — in Rom das päpstliche Regiment restaurirte, das päpstliche Regiment, von welchem fromme Menschen im Hochsinn des Wortes, falls es solche gäbe, von Rechtswegen sagen müßten, Gott habe es in seinem Zorne geschaffen und

Digitized by Google

in ſeiner Weisheit geduldet, um ein abſchreckendſtes Exempel zu ſtatuiren, wie die Völker nicht regiert werden ſollten.

Inzwiſchen war die „honette“ Republik verfaſſungsmäßig feſtgeſtellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuſchwur auf die republikaniſche Verfaſſung aufgehoben, dieſelben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit ſie ſo eben nach Claremont an die Orleans oder nach Froſchdorf an Henry Hinkebein die Verſicherungen ihrer „unwandelbaren“ Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität“ ihrer Interimsrepublik zu einer vollſtändigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präſidenten zu ſichern, Etwas vergeſſen: — die Tilgung des allgemeinen Stimmrechts. Dieſes ſpielte ihnen den höchſt unerwarteten und fatalen Poſſen, anders zu wählen als die Honettität wollte und wünſchte. Eine große Anzahl von Bourgeois deſertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß ſelbſt gegen den blaſſen Schein von Republik und

Digitized by Google

Demokratie. Auch sein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präsidentschaft, weil die Geistlichkeit von anderer, d. h. von bonapartistischer Seite her viel weiter gehende Zusicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, so hätten sie begreiflicher Weise im Nothfall lieber für den Czaren Nikolaus gestimmt als für den Junischlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er seit dem Jahre 1815 eifrigst gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenschaft gewesen, den selbstsüchtigsten und erbarmungslosesten aller Despoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu spielen? Hatten nicht Leute wie Chansonnier Béranger und Geschichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt, einen förmlichen Kult des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im Dezember von 1848 sagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Hasses Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaisers"

wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. Dezember 1848 erschien in der französischen Nationalversammlung ein Mann von unansehnlichem Wuchse, blassem Antlitz und verlebten Zügen, ausgestattet mit einer großen Papageienschnabelnase, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz jenes metallischen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menschen eigen zu sein pflegt, die entschlossen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre sich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorsitzende der Nationalversammlung, Marrast, den Präsidenten proklamirt hatte, sprach er demselben

verfassungsgemäß diese Eidesformel vor: „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt." „Ich schwöre es!" betheuerte feierlich der Präsident. Worauf Marrast: „Wir nehmen Gott und Menschen zu Zeugen des geschworenen Eides!" Aber als genügte dieser dem neuen Präsidenten noch nicht, erbat er sich das Wort, bestieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit seinem ausländischen Accent" (avec son accent étranger) Folgendes: — „Das Votum der Nation und der so eben von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet: ich werde sie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlandes ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat." ... Augen- und Ohrenzeugen dieser Betheuerung ist es aufgefallen, daß der Betheuerer

mit leiſer und dumpfer Stimme ſprach und daß Düſterniß ſein Antlitz beſchattete.

Wer war dieſer Mann?

Ein Sohn der Hortenſe Fanny de Beauharnais, was unbeſtritten, und des geweſenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was von der Skandalchronik beſtritten iſt. Dieſelben Menſchen nämlich, welche in Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. Dezember 1851 an den „Retter Europa's, der Geſellſchaft und der Civiliſation" verehrten, dieſelben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch in's Geſicht bliesen, ziſchelten einander zur gleichen Zeit geſchäftigſt in die Ohren, daß der „große Mann" von Rechtswegen oder wenigſtens von Naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländiſche Admiral dieſes Namens ſein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde exiſtire oder doch exiſtirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortenſe's gegen die ihm angeſonnene Vaterſchaft in Bezug auf den dritten Sohn ſeiner Frau feierlichen Proteſt erhoben hätte.

Digitized by Google

Soweit die Skandalchronik. Die Geschichte weiß offiziell Nichts von dem erwähnten Protest, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn seiner Stieftochter förmlich und feierlich als seinen Neffen und als kaiserlichen Prinzen anerkannt hat. Diese Legitimitätserklärung von Seiten Napoleon's des Ersten ist die Basis geworden, auf welcher Napoleon der Dritte seinen Kaiserthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieses Kaiserthrons, die Restauration des Empire war von Kindheit auf der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte gewesen. Die Kaiserschaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die ersten Anläufe zur Verwirklichung dieser Idee fielen bekanntlich ganz knäbisch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Prinzip, ein unwandelbar fest gehaltenes Prinzip über Alles und Jedes zu triumphiren vermag, selbst

Digitized by Google

über Etwas, was wenigſtens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichſt ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt, und Dank dem zur Reſtaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in ſeiner Kurzſichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne luſtig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution ſahen Republikaner, Orleaniſten, Bourboniſten und Ultramontane mit gleicher Ueberraſchung, daß eine bonapartiſtiſche Partei vorhanden ſei, zahlreich, gut organiſirt, rührig und entſchloſſen. Nach neun Monaten hatte dieſe Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monſieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erſt Sieur de Perſigny und dann von Napoleons Gnaden Graf oder gar Herzog von Perſigny, der Haupt-Seide „ſeines“ Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in ſeiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präſidenten“ in den Straßen von Paris flanirend, Jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's

nicht seit fünfzehn Jahren gesagt? Mein Prinz wird Kaiser und ich werde sein Minister!" Am 18. Mai desselben Jahres 1848 hatte derselbe Monsieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er sich den Wählern im Departement der Loire als Kandidaten zur Nationalversammlung empfahl, gesagt: „Ich bin und werde sein ein aufrichtiger und treuer Republikaner."...

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, schon so oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuschätzen und in dem Luftschiff der Phrase über unbequeme Thatsachen hinwegzusegeln. Sie glaubten oder thaten so, als glaubten sie, daß ein Mann, welcher von der fixen Kaiseridee besessen war, durch einen „im Angesichte Gottes und des französischen Volkes" geschworenen Eid sich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte schlechterdings nur die „lächerliche Figur" vom Finkmattkasernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne sehen, und während die Royalisten in ihm ein gefügiges Werkzeug *ihrer* Pläne zu finden erwarte-

ten, gingen die Republikaner ſoweit, den „Monſieur Verhuell“ als einen „Narren“ oder auch als einen „Idioten“ zu bezeichnen. Wunderlicher Weiſe haben viele Demokraten dieſen Idioten-Mythus auch nach der furchtbaren Niederlage, welche der angebliche Idiot der Demokratie beigebracht, immer noch feſtgehalten, nicht bedenkend, daß ſie damit ihrer eigenen Partei das ſchneidendſte Armuthszeugniß ausſtellten.

Der Zufall der Geburt thut nicht gerade Alles, doch aber Vieles, das Meiſte für den Menſchen. Hätte der Genius Göthe's ſtatt unter dem behäbigen Dache eines frankfurter Rathsherrnhauſes in der Schmutzhütte eines mecklenburger Tagelöhners Menſchengeſtalt angenommen, die Welt würde keinen Fauſt und keine Iphigenie geſehen haben. Wäre der Prinz Louis Ferdinand nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden, ſo hätte er, ſtatt nur ein lüderlicher Prinz zu werden, ein großer Mann werden können. Der Zufall hatte dem Sohne der Hortenſe Beauharnais den Namen Bonaparte neben die Wiege gelegt und dieſer Name wurde das Ta-

lent, womit er wucherte. Er glaubte ſich dazu prädeſtinirt, über ſeinem Haupte des „Onkels“ untergegangenen Stern wieder aufgehen zu ſehen, und dieſer Schickſalsglaube erwies ſich auch ſchickſalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlſpruch: „Der Erfolg rechtfertigt Alles!“ ſich eingeprägt hatte und ſtandhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun ſollen? Wer wollte denn beſtreiten, daß in dieſer unſerer Welt, wie ſie nun einmal iſt und der Hauptſache nach immer ſein wird, der Erfolg in der That „Alles“ rechtfertigt? Der junge Louis, von ſeiner Mutter mit den ehr- und herrſchſüchtigen Traditionen des Napoleonismus ſo recht großgenährt, hatte ja während ſeiner zu Arenenberg idylliſch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatſache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verſchwörers und Gewaltthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, ſo lange der „Allesrechtfertiger,“ der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Digitized by Google

Im Uebrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes“ in der Schweiz noch Anderes, was sonst Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichst vom „gemeinen Dasein“ abgesperrt, in der Dressur allerunterthänigster Hofmeister nicht lernen. Nämlich einen sehenden Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfnisse, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine selbstständige Thätigkeit, ein wirkliches Arbeiten seines Geistes begann jedoch erst in der Gefängnißstille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen schriftstellerischen Versuch gemacht, den „napoleonischen Ideen“ ein sozialistisches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der sozialistischen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf dessen Bitte in Ham besuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie.“ Blanc erzählt weiter, der Gefangene habe sich für das allgemeine Stimmrecht ausgesprochen, „à cause de ce qu'il en attendait,“ die Republik dagegen habe der Prinz

Digitized by Google

für „unmöglich“ erklärt. In diesem Sinne schrieb er am 24. Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der sozialdemokratischen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich strebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängniß sterben als durch eine Lüge mich noch so hoch aufschwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß sich eine Republik in dieser Zeit Angesichts des monarchischen Europa's und so vieler Parteien erhalten könnte.“... Die Hauptarbeit des Prinzen während seiner Gefangenschaft zu Ham war aber, wie stark zu vermuthen steht, das Studium von Machiavelli's „Principe,“ dessen Inhalt er sich vollständig zu eigen machte, — so sehr, daß nachmals der Staatsstreich vom 2. Dezember nur eine höchst gelungene Uebersetzung der Quintessenz des „Buches vom Fürsten“ in französische Wirklichkeit war; eine so gelungene Uebersetzung, daß der alte Meister- und Musterdiplomat in seiner Gruft in Santa Croce sich darüber von Rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben mußte. Was aber zur Vollendung der

Digitized by Google

politiſchen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er ſich nach ſeiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchſtſchule der Heuchelei iſt, und im Verkehr mit der engliſchen Oligarchie-Kaſte, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Adramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs ſo ſchön zu verbinden und dieſes hölliſche Konglomerat mit orthodorchriſtgläubigen Phraſen „fromm" zu überſalben verſteht.

3.

Die Volksabſtimmung vom 10. Dezember 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte ſchon damals den Verſuch machen konnte, vom raſch abgeſtandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiſerbirne zu ſchütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch

Digitized by Google

ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politische und finanzielle Gründe. Erstens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalversammlung, durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenseitige Feindseligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollständig sich diskreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu lassen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsstreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präsident, welcher beim einheimischen Kapital nicht gut angeschrieben war, mußte sich erst von Außen her die nöthigen Summen verschaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinst die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben ist, die Geschichte des Dezemberputsches vollständig zu enthüllen, so dürfte es sich herausstellen, daß die Bewohner eines der drei Dutzende deutscher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu besagter „Gesellschaftsrettung" beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unter-

Digitized by Google

nehmens nöthigen Gelder leihweiſe aus der Kaſſe eines deutſchen Fürſten gefloſſen ſein ſollen. Was die „alten Parteien“ betrifft, ſo löſ'ten ſie die ihnen vom Bonapartismus geſtellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preisaufgabe“ für ſie geweſen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalverſammlung, welches die übrigens handgreiflichen Abſichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchſchaute, zappelte ſich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieſelbe von der royaliſtiſchen Mehrheit zerſtört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Dieſe Leute haben gar keine Ahnung, für *wen* ſie eigentlich arbeiteten. Glaubten ſie doch in ihrer Verblendung und Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für *ihre* royaliſtiſch-hierarchiſchen Verräthereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienſt leicht zu beſeitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich ſeinem erſten, aus der parlamentariſchen Majorität genommenen Miniſterium — einem Miniſterium, in welchem in den Perſonen von Odi-

lon Barrot, Faucher und Fallour die liberale Phraseologie, das malthusische Brozenthum und die freche Jesuiterei sich verkörperten — daß er die Minister der Republik durchaus nur als seine Commis betrachtete. Im Uebrigen spielte er seine Rolle meisterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wußte das ganze Odium einer von Tag zu Tag entschiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuschaufeln und sich selber im Lichte eines verfassungsgetreuen Magistrats erscheinen zu lassen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei" gewesen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geschrieben hatte, daß er „lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge sich noch so hoch aufschwingen wollte." Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsstreichs wob, schrieb er, wohl wissend, daß die Welt betrogen sein will, mit der andern offizielle Versicherungen seiner Treue gegen die Republik nieder. So in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 31. Dezember 1849, wo er sagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Verfas-

sung, welche ich beschworen habe, aufrecht erhalte (en maintenant la constitution que j'ai jurée)." So auch noch ausdrucksvoller in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 12. November 1850, wo er sich also vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich Alle, welche die Festigkeit unserer Zustände, wie sie durch die Verfassung gewährleistet ist, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme des grands coupables) ansehen würde. Die unabänderliche Regel meines politischen Verhaltens wird sein, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun und Nichts als meine Pflicht. Es ist dermalen Jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beschleunigte Revision unseres Staatsgrundgesetzes zu wünschen, und falls die Verfassung Mängel und Gefahren in sich schließen sollte, so habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalversammlung), ganz freie Hand, sie von diesen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich streng innerhalb der Schranken, welche die Konstitution mir

vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées)."

Worte sind dem Menschen bekanntlich gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Indessen hieße es dem Prinzen Unrecht thun, so man sagte, er hätte seine Gedanken verborgen. Schon der Styl, in welchem er im Palais Elysée seinen Hof hielt, mußte jeden Sehenden, der sehen wollte, überzeugen, daß bei erster Gelegenheit der Kaiser-Schmetterling aus der Präsidenten-Puppe schlüpfen würde. Auch schrie ja eine mittelst systematischer Bonaparteisirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateska in Kasernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!" und stiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrscher Frankreichs auserwählten Wiederhersteller des Stuhles Petri" von Tag zu Tag inbrünstiger zum Himmel empor. Die ihm vom Holzkopf Cavaignac hinterlassene Erbschaft der römischen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewußt. Indem er nach Hinschlachtung der

römiſchen Republik den Statthalter Chriſti durch Blutlachen und über Trümmer in den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geiſtlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand ſeiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte ſich zugleich bei dem Abſolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdeſſen kam das Ende des Jahres 1851 näher und mit demſelben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptſchlags auszuholen. Wir ſagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit." Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleoniſchen „Stern" über ſeinem Haupte glänzen geſehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlußtermin ſeiner Präſidentſchaft, welche verfaſſungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Daſein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichſte Aehnlichkeit um ſo mehr haben mußte, als die Art und Weiſe, in

welcher der Prinz die Führung der republikanischen Staatsoberhauptschaft verstanden, die Geldmittel desselben völlig erschöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräsidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer solchen Zukunft sich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche" Moral und demzufolge Skrupel und Gewissensbedenken gibt, schon von Geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anschauungsweise muß das einräumen — zu Gunsten seines Vorhabens auch das vieldeutige Ding anführen, welches man „Staatsraison" zu nennen pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Besitz der Macht streitig machen wollten, auf diese Parlamentshanswurste und Tribünegrimassirer, auf diese saft- und kraftlosen Doktrinäre und „honetten" Republikaner-Nichtsthuer, auf diese mit Claremont oder mit Froschdorf konspirirenden „Staatsmänner," endlich auf diese Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie sie alle hießen,

Digitized by Google

von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia gegen einen Beduinenſtamm oder eine nächtliche Einäſcherung eines Kabylenzeltlagers gelungen, das Zeug und die Stimmung in ſich fühlte, ein franzöſiſcher Waſhington oder auch Monk oder gar ein zweiter „petit caporal“ zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte auf dieſen Miſchmaſch von Unzulänglichkeit, Zweiächſelei und Selbſtüberſchätzung hinſah, durfte er ſich kecklich ſagen, daß er mindeſtens ebenſo berufen ſei, Frankreich zu regieren, wie alle dieſe Leute, und daß, maßen bei der kraſſen Unkultur der Maſſen und bei der Feigheit, Angſt, Selbſtſucht und Verrätherei der beſitzenden und gebildeten Klaſſen der Fortbeſtand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade ſo viel Recht habe, ſeine Reſtauration zu verſuchen, wie der Bourbonismus und der Orleanismus. Mehr ſogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabſtimmung vom 10. Dezember 1848 anſehen mag, das wird kein Mann von geſundem Menſchenverſtand beſtreiten wollen, daß ſie einen beſſeren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette,

welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orleans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen" mußte das wüste Schauspiel des „Ruere in servitium," welches die Franzosen wieder einmal aufführten, sehr betrübend sein. Die Augen von Geschichtekennern jedoch sind mit diesem Schauspiel so vertraut, daß sie es ganz in der Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orleanismus, weil er den Grundsatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen" — mit jener vollendeten Rücksichtslosigkeit, wozu die Respektabilität und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptsache war — mit vollendeter Rücksichtslosigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. Dezember die Rede ist, sich erdreisten, von einem „Verbrechen" zu reden? Unverschämte „Ideologie!" Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoralisches England

Digitized by Google

voran, die „Geſellſchaftsrettung“ mit Jubelſchall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariſer Dezemberblutmeſſe „Le succès justifie tout!“ eingeſtimmt? Was haben ſolcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten“ zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unſeren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeiſterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieſer karthagiſchen Zeit Menſchen, welche „unpraktiſch“ genug ſind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktiſchen“ idealen Güter der Menſchheit zu leben und zu ſterben. Das ſind aber „Ideologen,“ wie man ſie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus ſo „praktiſchen“ Din-

Digitized by Google

gen wie Lug und Trug und Gewalt zusammengeschweißt werden müssen und, wenn siegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, sowie von einer hochwürdigen Klerisei als Gesellschaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber besiegt, ebenso eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „respektabeln" und „honetten" Politik, so fügsam und schmiegsam sie sonst nach Oben sein mögen, passen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erstens halten sie auf das Dekorum und zweitens lassen sie gern ihre Hände aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann also, welcher sich zum „Gesellschaftsretter" berufen fühlt, wird schlechterdings genöthigt sein, seine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologischen" sowohl, als der „honetten" Kreise zu suchen. Er wird sie suchen müssen in der Region jener „katilinarischen Existenzen," welche über alle „Katechismusskrupel" weit hinaus sind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett des Lebens tüchtig mitzuschmausen, aber auch bereit sind, Hals und Kragen — Anderes

Digitized by Google

haben ſie in der Regel nicht zu verlieren — einzuſetzen, um ſich einen guten Platz an der Banketttafel zu erobern.

Solche Verſchwörer, zwiſchen den Schuldthurm und beſagte Banketttafel, zwiſchen das Schaffot und den Thron in die Mitte geſtellt, werden, wenn ſie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor Nichts zurückbeben. Für ſie gibt es kein Zurück, ſondern nur ein Vorwärts. Sie wiſſen, daß zwiſchen Erfolg und Untergang kein Mittleres exiſtirt, daß ſie Sieger ſein müſſen, um nicht Verbrecher zu ſein. Daher packen ſie feſt an mit ihren ſkrupelloſen Händen, die ja lange ſchon gewohnt waren, in den Kloaken der Geſellſchaft zu wühlen. Ja, mit Fäuſten und Zähnen packen ſie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze ſagen ſie zu derſelben: — „Halt ſtill! Es ſoll dir kein Leid geſchehen. Wir wollen dich nur verſpeiſen, was man jetzo r e t t e n nennt.“ Aber ſo wunderlich, ſo widerſpruchsvoll iſt des Menſchen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Buſch hervor plötzlich auf den ſorgloſen Wanderer ſich wirft, doch gewiſſermaßen imponirt. Denn dieſes Imponirende haftet jedem

entschlossenen Thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpest, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordschlag vom 2. Dezember einen gewissen Respekt einflößte. Man ist überall in der Welt der ewigen Schwätzer so müde, daß jeder Handelnde schon als solcher ein günstiges Vorurtheil erweckt.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'schen Staatsstreichkomplotts waren zuvörderst die Herren Persigny, von Geburtswegen Fialin, und Morny, von Geburtswegen Flahaut, maßen seine Mutter Hortense de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihn dem Grafen Flahaut, Ordonnanzoffizier Napoleons des Ersten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monsieur de Morny ist also ein Halbbruder Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Compagnons der Gesellschafsrettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, sondern unter angenommenen Namen in der Geschichte erscheinen wollen, aus reiner Bescheidenheit vermuthlich, und Solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigstens ein adeliges „de" wie ein Fei-

genblatt der Verſchämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigſten und vollſtändigſten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Beſtimmtheit als der urſprüngliche Planzeichner des Staatsſtreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, ſo hatte derſelbe in ſeiner Eigenſchaft als Präfekt von Toulouſe ſeine Staatsſtreichsritterſporen verdient, indem er daſelbſt eine „Verſchwörung“ entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derſelben verhaften ließ. Leider wußte ein ungeſchickt-ehrlicher Staatsanwalt in die geſellſchaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „O, ſeien Sie ganz ruhig,“ ſagte Monſieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen ſehr gewandten Polizeiagenten, welcher es ſchon zu machen wiſſen wird, daß man bei den Beſchuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet.“ Der ungeſchickte Staatsanwalt ſchlug beim Juſtizminiſter Lärm und das Ende vom Liede war die Abſetzung des allzu

amtseifrigen Präfekten. In tiefster Seele gekränkt eilte Herr de Maupas in's Elysée, schüttete sein Herz aus und wurde vollkommen verstanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präsident den zu Toulouse verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählte man sich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es sind diese und ähnliche Historien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen von Seiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umstürzer aller heiligen Ordnungen." Im Uebrigen können wir des etwas unreinlichen Geschäftes, die Charakterskizzen der Katilinarier vom Dezember zu zeichnen, uns entschlagen. Hat doch der alte Sallust diese Arbeit schon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptsache war selbstverständlich die Bonaparteisirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieser Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unteroffiziere und Soldaten der in und um

Digitized by Google

Paris liegenden Regimenter war mittelſt Wein- und Cigarrenſpenden, mittelſt geſchickter Beſchmeichelungen, ſowie mittelſt lockender Wiederbelebung der napoleoniſchen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement ſehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entſcheidungsſtunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker“ nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfäſſern, ſo war die Geſellſchaftsrettung von dieſer Seite her geſichert. Aber man mußte auch Generale und Stabsoffiziere haben, damit nicht etwa die Truppen im entſcheidenden Augenblick aus Reſpekt vor der Disziplin dem Einfluß der parlamentariſchen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflo, Lamoricière u. ſ. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Ausſicht; denn jeder derſelben trug ſich ja ebenfalls mit dem ſtolzen Gedanken, in ſeiner Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und ſie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präſidenten nicht zu Werkzeugen deſſelben geeignet. Man wußte ſich aber zu helfen. „Wie wär'

es" — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär' es, wenn wir Generale machten?" Ein großer Gedanke! Monsieur Fleury, ein pariser Kaufmannssohn, welcher nach rascher Verschwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter" Kavallerieoffizier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz schickte den „Brillanten" nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant" erfüllt ward. Dieser Auftrag ging dahin: Generale, Oberste und andere Stabsoffiziere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der Hand auf Kredit, aber doch unter ganz bestimmten Zusicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Pensionen u. s. w. Ein Monsieur P. Mayer, vom 2. Dezember selbst zum offiziellen Historiographen des 2. Dezembers bestellt, hat das in seiner „Histoire du Deux Décembre" mit so unnachahmlicher Grazie beschrieben, daß man ihn schlechterdings selber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsstreich — colonel) fut chargé

d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; généraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entraînante parole peignait les dangers du pays, n'avaient besoin d'être convaincu. C'est ainsi que les cadets (d. h. die Jüngeren der ſogenannten „afrikaniſchen“ Generale und Oberſten) devinrent les aînés.“ Alſo wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt“, die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er ſchlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Espinaſſe, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Gardarens de Boiſſe, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levaſſeur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und Keiner von allen dieſen „Ehrenmännern“ trug Bedenken, zum Umſturz der beſchworenen Verfaſſung, der geſetzmäßigen Zuſtände ſeines Vaterlandes ſich gebrauchen zu laſſen? Keiner! Die militäri-

schen Hauptrollen im Gesellschaftsrettungsstück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminister, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris versammelten Soldateska machte. Wie diese Beiden, that sich als besonders brauchbar und „sympathique“ auch Canrobert hervor und es war nur billig, daß nachher alle drei Dezembristen zu Marschällen von Frankreich avancirten. Dagegen ist es eine schnöde Ungerechtigkeit gewesen, daß Espinasse, welcher doch wahrlich keinem der Dezemberhelden an Eifer und Hingebung nachstand und als ein wackerster Katilinarier sich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton“ erhielt.

„Man muß ein Ende machen!“ hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud gesagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demselben Palast von St. Cloud hielt in den ersten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathschlag mit Persigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie sein Brumaire in Szene gehen sollte. Man kam hierüber

noch zu keinem beſtimmten Entſchluß und Beſchluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminiſter Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptſächlich deßhalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, ſondern erſt etwas ſpäter — nämlich erſt dann, als gewiſſe „Mißgriffe," die ihm zu Orleansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Preſſe zur Sprache kamen — vollſtändig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staats ſich berufen fühlte. Die Verſchiebung des Staatsſtreichs wurde übrigens der Sache des Prinzen höchſt vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zuſammengetretenen Nationalverſammlung den wohlverdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derſelben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatſächlich beſeitigten allgemeinen Stimmrechts vorſchlug. Noch mehr, er konnte der

Mehrheit der Versammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angst vor dem bevorstehenden Staatsstreich, von welchem man als von einer selbstverständlichen Sache ganz offen sprach, der Niederträchtigkeit sich unterziehen, zu Gunsten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präsidenten eine Verfassungsrevision zu beantragen, um denselben von gewaltsamen Absichten abzubringen.

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieser Richtung fanden nach dem 17. November statt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentarischen Schwätzern und Intrikanten überhaupt Nichts mehr wissen. Seine Anstalten zum großen Gesellschaftsrettungsputsch waren getroffen und er konnte gewiß sein, mit Hülfe seiner Katilinarier seine Absichten viel rascher und vollständiger zu erreichen als mit Hülfe der Orleanisten, Bourbonisten, Jesuiten und sonstigen „Honetten" der Nationalversammlung. Er wußte, daß Frankreich dieser Karikatur von Republik, welche die schlimm-

ſten Eigenſchaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität“ zu ſichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, ſatt und überſatt war. Er wußte, daß die Franzoſen, deren überwiegende Mehrzahl, des Leſens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwiſſenheit vegetirt, nicht nur nicht ſich ſelbſt regieren könnten, ſondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieſes Volk, welches despotiſch beherrſcht, aber mit Geräuſch, Glanz und Gloire repräſentirt ſein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phraſen von den „großen Prinzipien von 1789“, die paſſendſte Staatsform, d. h. Zwangsjacke ſei, und ſo verſchritt er getroſt dazu, den „Rathſchluß der Vorſehung“ in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Dezembers von 1851 hielten die „Burggrafen“ (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's abenteuerlich verzwicktem

und verrücktem Trauerſchauerſpiel die Chefs der royaliſtiſch-jeſuitiſchen Mehrheitskabaliſten der Nationalverſammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam ſelbſtverſtändlich Nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man ſich müde geſchwatzt, nicht laut, aber doch ſtillſchweigend die Reſolution ſtellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raiſon annehmen und uns bei ſeiner vorhabenden Geſellſchaftsrettung ein Bischen mitagiren laſſen wollte!“ Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte iſt nicht nur entſchloſſen, euch nicht mitagiren zu laſſen, ſondern auch, euch ſo zu ſchuhriegeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Luſt vergehen muß, euch ſpäterhin mit ihm zu „ralliiren.“ Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Luſt dazu vergehen. Da iſt z. B. eine Grundſäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geſchuhriegelter Chriſt die Ruthe des Schuhrieglers küſſen und erſt ſpäter, als der 2. Dezember ſeiner „guten

Dienſte“ ſchlechterdings nicht bedürfen wollte, zur Einſicht kommen, daß er ſeinen glühenden Lob- und Preispſalm auf den Dezemberputſch doch etwas zu voreilig und zu frühzeitig angeſtimmt habe. Der edle Graf wird dann abermals einen geſinnungstüchtigen Purzelbaum ſchlagen und als Lobpſallirer der „Freiheit Englands“ ſich aufthun. Ein napoleoniſches Tribunal wird ihn darob in Strafe verfällen, aber Napoleon der Dritte wird dem armſeligen Gaukler den wohlerworbenen Hohn anthun, ihn mittelſt vom 2. Dezember datirten Dekrets zu begnadigen. . . .

Zur ſelben Zeit, wo die Burggrafen in der Rue Poitiers ſchwatzten, überſchüttete in der Oper der Herr de Morny, neben der Loge Cavaignacs ſitzend, den General mit Artigkeiten, den General, der keine Ahnung hatte, von dem aber Morny wußte, daß derſelbe am folgenden Morgen in einer Kerkerzelle für Räuber und Mörder zu Mazas ſitzen würde. Sie ſpielten ihr Spiel gut, die Dezemberſpieler, das muß man ſagen! Am beſten von allen hat nach übereinſtimmenden Zeugniſſen Morny geſpielt und das alte günſtige Vorurtheil für „Kinder der Liebe“ vollkom-

Digitized by Google

men gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um Hals und Kragen, das Spiel um einen Einsatz, welcher Frankreich hieß und war, mit der scheinbar lässigen, aber in Wahrheit wohlbemessenen Eleganz eines Grandseigneur des Ancien Régime wie eine Whistpartie arrangirt und durchgeführt und er würde im Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der Bühne verschwunden sein, wie Katilina vor Zeiten bei Pistoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritter vom Dezemberorden, Fialin, sich nennend de Persigny, durfte sagen: „Wenn wir gehen, gehen wir nur in einem Feuerwerk von dannen.“ Mit solchen Werkzeugen arbeitet in Ermangelung besserer die Weltgeschichte häufig genug; nie aber arbeitet sie mit Tiftlern, Düftlern und „Märzministern.“

Es war ein Montagsabend, nach der im Elysée eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“ des Prinz-Präsidenten. Die Säle stralten von Lichtern, die Gesellschaft war sehr zahlreich und glänzend. Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder spielte wenigstens den unbefangen Heiteren ganz gut. Von irgend einer Veranstaltung, welche auf das Bevor-

Digitized by Google

ſtehen von Ungewöhnlichem hätte ſchließen laſſen, keine Spur. Derweil man aber im Elyſée plauderte, ſcherzte und lachte, war Paladin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieſer denkwürdigen Dezembernacht geſchehen ſollte, den „nervus rerum“ herbeiſchaffen ſollte. Das Objekt dieſer Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Goldrollen und Banknotenbündeln unſer Ritter gerade ſo viel, nicht um ein Tüpfelchen weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris ſich duckender Einbrecher und Räuber. Es ſoll auch, ſagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und beſtimmt die Galeerenſtrafe geſetzt ſein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannſchaft unternehmen, als Brecheiſen eine Kompagnie Chaſſeurs de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einſacken und fortſchleppen kann, ſo bekommt das Ding denn doch einen ganz andern Anſtrich und Namen. Es kann dann nicht mehr

und nicht weniger sein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Gesellschaft. Es ist auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Persigny zum Ambassadeur Sr. Allerchristlichsten Majestät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchst tugendsame Königin Viktoria und eine höchst tugendstolze britische Oligarchie-Kaste, welche mitsammen es für sehr unsittlich und gottlos halten, wenn der Krystallpalast am Sonntag den arbeitenden Klassen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, sagen wir, besagte Königin und besagte Kaste irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. Dezember höchst zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktischen" Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralcodex, dein Name ist Lüge! Du bist nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hülflosen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerseits hohnlachend zerreißen, wo sie es

Digitized by Google

auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungeſtraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt Alles.““

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Geſims eines Kamins im großen Empfangſal gelehnt, welcher voll von Gäſten war, den Oberſt Vieyra zu ſich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalſtabs der pariſer Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel“ — ſagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne“ — „ſind Sie Ihres Geſichtes hinlänglich Meiſter, um demſelben den Eindruck einer großen Ueberraſchung nicht anmerken zu laſſen?“ — „Ich glaube wohl, mein Prinz.“ — „Deſto beſſer.“ Und, alſo erzählt uns Monſieur Mayer der Offizielle, und mit einem noch luſtigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui“) fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan!... Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie ſind ein feſter Mann. Können Sie mir dafür ſtehen, daß morgen früh der Generalmarſch nirgends geſchlagen werden und keine Zuſammenberufung der Nationalgarde ſtatthaben wird?“ — „Allerdings,

falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie sich hierüber mit dem Kriegsminister und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den spanischen Gesandten, welcher sich näherte, beim Arm nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ sich mit denselben in ein heiteres Geplauder ein. Also die „bewaffnete Bourgeoisie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er sich anschickte, „Frankreich und die Christenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Offizielle versichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoisie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Despotismus die Bourgeoisie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz seine Gäste und zog sich in sein Kabinett zurück. Bald erschien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" sei beschafft, d. h. die bewußten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden sich im Elysée. „Gut, beginnen Sie mit diesen Waffen-

gattungen den Kampf!“ Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will ſagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er ſchon am Bette des Oberſts Espinaſſe, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen ſind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier 100,000 Francs in Banknoten, bald ebenſoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalverſammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quäſtoren derſelben.“ Welcher Espinaſſe könnte ſolcher Beredtſamkeit widerſtehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredte Monſieur Fialin etwas ſpäter auf der Place de la Concorde ſein Hunderttauſendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerſtand demſelben nicht. Später hieß es, dem genannten General ſei auch ein Pferd, welches ihm während der Geſellſchaftsrettungsſchlacht erſchoſſen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, ſo kam der goldtriefende Dezemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quäſtoren der Nationalverſammlung zum

Schutze derſelben beſtellt war. Da ſtoben dem freigebigen Manne die Tauſende und Hunderttauſende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerſpitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Geſellſchaft nicht umſonſt! Der gewandte Seelenkäufer und ſeine Commis fanden in den Kaſernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen ſie aber doch — wunderbar zu ſagen! — auf einen „Ideologen" in Uniform. In Wahrheit, da und dort ſtieß ein Sergeant, ein Lieutenant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garniſon von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Chriſtenheit" ſich „entflammt." Das ſind die Wunder der Disziplin und Subordination. Ah, wir haben es weit

gebracht im Chriſtenthum in dieſen achtzehn Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung!

Im Kabinett des Prinzen trafen inzwiſchen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig," verſichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutſame Rolle geſpielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befeſtigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen." Der Herr Kriegsminiſter ſoll eine bare Million in ſeiner Taſche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für ſich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzuſtellen. Dem Monſieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch ſei es ihm durch ſeine Mitverſchworenen, insbeſondere durch den kühnen Morny, wieder leidlich im Bruſtkaſten befeſtigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, läßt ſich aus den Folgen mit Beſtimmtheit errathen; über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monſieur Fleury in dieſer Nacht für

Digitized by Google

Aufträge hatte und besorgte. Wahrscheinlich war derselbe in den Kasernen gesellschaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterläßt Monsieur Mocquard, der Geheimschreiber des Prinzen, dereinst Memoiren, welche über die einzelnen Umstände der Vorbereitungen zur Dezemberblutmesse befriedigendere Aufschlüsse geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß ist, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz diesem Offizier seine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um sie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplott war. Die zum Voraus konsignirten Setzer und Drucker mußten sich sofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doisy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umstellte und von der Nachbarschaft abschloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne Weiteres Jeden niederzuschießen, der es versuchen sollte, das Haus zu verlassen oder auch nur einem Fenster sich zu nähern." Ein sehr deutlicher Befehl, dessen Deutlichkeit Monsieur Mayer der Offizielle zu rühmen nicht unter-

Digitized by Google

laſſen hat. Derſelbe edle Hiſtoriograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeſte des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Dezembers Paris und Frankreich überraſcht werden ſollten, gedruckt wurden, nicht umhin, alſo ſeiner lyriſchen Ekſtaſe Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhm des menſchlichen Gedankens war der erſte Akt des 2. Dezembers kein Kanonenſchuß, ſondern" — (sit venia verbo) — „ein Preſſeſchuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das troſtvolle Präludium (prélude consolateur) hervor" — zu mehrbeſagter Blutmeſſe nämlich. Es wird erzählt, aber in verſchiedener, ſogar in ſich widerſprechender und demnach wenig glaubwürdiger Weiſe, daß im letzten Augenblick, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verſchworenen ſich trennen und an's Werk gehen ſollten, der Prinz oder nach anderer Verſion ſein Halbbruder Morny plötzlich ſchwankend geworden ſei. Da habe aber der inzwiſchen im Elyſée erſchienene Fleury den Schwankenden bei Seite genommen und, ein Piſtol ziehend, demſelben

gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederschießen, so er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten sich die Gesellschaftsretter. Der Prinz ging ruhig schlafen, sagt man. Ob er wirklich „ruhig" schlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab sich in's Kriegsministerium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszustand zu setzen, welcher ja, wie Männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten" unseres Jahrhunderts das Beste thun muß. Morny seinerseits machte sich mit einer Soldatenbande nach dem Ministerium des Inneren auf, um den Inhaber desselben auszutreiben und sich selber an dessen Statt zum Minister zu improvisiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeisoldaten und etliche 40 Polizeikommissäre versammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verschwörung der Sozialdemokraten, welche mit Hülfe „fremder Flüchtlinge" zum Ausbruche kommen sollte, zu unterdrücken. Der 2. Dezember kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verschwörer

von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische" Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „sozialdemokratische." Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreichs, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes" wußten, mußten wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verraths sich hergeben sollten; aber alle erklärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines Einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflo, den Oberstlieu-

Digitized by Google

tenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Radaud. Alle dieſe „unverletzlichen“ Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umſtänden, welche komiſch geweſen ſein würden, wenn ſie nicht brutal geweſen wären. Unter den nach Mazas Geſchleppten befand ſich auch Herr Thiers, und falls die Entrüſtung darüber, daß der alte Mann daſelbſt der Gegenſtand höhniſcher Inſulten von Seiten des Gefängnißperſonals war, irgendwie Raum hiefür ließe, ſo könnte man ſich einer unwillkürlichen Anwandlung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe“ dem geſchichtef--indenden Vergötterer des „Onkels“ Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Weſen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte. . . Zugleich mit den Volksrepräſentanten wurden zuvörderſt auch etliche ſiebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energiſcher Widerſtand gegen den Staatsſtreich zu erwarten war. Sie wurden

Digitized by Google

ſammt und ſonders deportirt, ohne Prozeß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Geſellſchaftsrettung bekanntlich noch ſo viele, viele Opfer derſelben getroffen hat. Allein das wenigſtens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. Dezember, als man ihm ſagte: „Aber die Deportation nach Cayenne iſt der Tod“ — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So verſteh' ich ſie auch (je l'entends bien ainsi.)“ Nein, wir wollen es nicht glauben, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſchwachherzige Ideologen und Optimiſten geſcholten zu werden.

Noch lag das Düſter der Dezembernacht auf der ſchweigenden Hauptſtadt Frankreichs, als um die ſechſte Morgenſtunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort von Mont-Valerien rollten. Zur ſelben Zeit bezog Forey den Quai d'Orſay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verſtärkt war, die

Umgebungen des Palais Elyſée beſetzte. Zur ſelben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermaſſen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und dieſe Papiermaſſen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuſerwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

6.

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes.

Der Präſident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſ't.
2) Das allgemeine Stimmrecht iſt wieder hergeſtellt.
3) Das franzöſiſche Volk wird zwiſchen dem 14. und dem 21. Dezember an ſeine Abſtimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszuſtand iſt im ganzen Umfang der 1. Militärdiviſion verhängt (d. h.

Digitized by Google

über Paris und zehn benachbarte Departements).

5) Der Staatsrath ist aufgelöst.

6) Der Minister des Innern ist mit dem Vollzug dieser Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elysée, am 2. Dezember 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Minister des Innern

de Morny."

Dieses lakonische Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Dezembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunsten des Bonapartismus eskamotirt und konfiszirt worden sei. Das Staunen und die Ueberraschung waren nicht allzu groß über ein Ereigniß, welches Leute von gesundem Menschenverstand längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten. Nur Solche, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten" zu halten, rieben sich höchst verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte also zu eigenen Gunsten gewagt, was die höchsten Spitzen der Bil-

Digitized by Google

dungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein Anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu Schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen Etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägt sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistophelischem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebt. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehaßt, hat auch in der blutigen Dezemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das

franzöſiſche Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob ſich der prinzliche Satiriker zur Zenithhöhe ſouveräner Menſchenverachtung. Denn wie unſäglich mußte der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demſelben den Fuß gewaltſam auf den Nacken ſetzte, den ſarkaſtiſchen Hohn zuſchleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkeſpinner und Verſchwörer in der Nationalverſammlung, zum Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und ſeine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen.“ Und wie mußte der eine Soldateska verachten, welcher an ſie, nachdem er ſie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, ſeid ſtolz auf eure Miſſion! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Geſetze zu verletzen, ſondern um dem Grundgeſetz des Landes Geltung zu verſchaffen, der Nationalſouverainetät, deren legitimer Repräſentant ich bin.“ Der Staat bin ich! ſagte jener Louis Bourbon. Ich repräſentire den Willen der Nation! ſagte dieſer Louis Bonaparte. Und

Beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, deſto lieber und leichter ſchluckt bekanntlich der Köhlerglaube ſie hinunter. Aber wir vergeſſen, daß fünf Millionen und mehr franzöſiſche Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und beſtellt hatten. Louis Bonaparte legte ſein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigſtens eine große Anzahl ſeiner Wähler daſſelbe verſtanden wiſſen wollte; allein man muß billiger Weiſe in Rechnung bringen, daß, wie Jedermann weiß, Dame Exegeſe eine Wachsnaſe beſitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juriſten, ſo auch unter denen von Politikern die abſonderlichſten Formen und verwunderſamſten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Dezembermänner, von vornherein nicht nur entſchloſſen, ſondern auch unbedingt darauf angewieſen, Alles an Alles zu ſetzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerſtand niederzuſchmettern, mit kaltblütigſter Umſicht getroffen und ſetzten dieſelben mit einer Energie in Vollzug, welche ſich ſchlechter-

Digitized by Google

dings Nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaten: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Geſellſchaft, was Alles ſich zuſammenfaßte in dem Stichwort: Unbeſchränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präſident und dann Kaiſer heißen ſoll. Der unvergleichliche Offizielle, Monſieur P. Mayer, welcher, Jude von Geburt, Deutſcher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in ſeiner hofhiſtoriographiſchen Perſon den deutſchen Bedienten mit dem franzöſiſchen Mouchard ſo ſchön vereinigt, er hat die Philoſophie der Geſellſchaftsretterei in wahrhaft lapidariſcher Sprache alſo geoffenbart: — „Wollte man ſich nicht einer ſchmählichen Niederlage bloßſtellen, ſo mußte man nicht nur zuvorkommen, ſondern auch ſchrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsſtreichsſachen diskutirt man nicht, ſondern man ſchlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, ſondern ſtürzt ſich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, ſo

war es! „Man muß den Royalisten Furcht einjagen!“ sagte der Septemberschrecken von 1792. „Man muß den Royalisten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Parisern und Pariserinnen, man muß aller Welt Angst einjagen!“ sagte der Dezemberschrecken von 1851. Und also geschah es. Laßt unsere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgestellt ist, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln“ zerbrechen und den Inhalt rechts und links verstreuen, laßt hübsche Dirnen im Marketenderinnenaufzug Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfestorgie der „Rettung Frankreichs und der Christenheit“ anheben. Wir wollen schrecken, beben vor Nichts zurück und sind auf Alles gefaßt, selbst auf äußerste Nothfälle.

In Wahrheit, das waren sie, und es ist daher wohl mehr als eine „böswillige“ Sage, daß der Kriegsminister de Saint-Arnaud einen schriftlichen Befehl in der Tasche gehabt habe, die verhafteten Offiziere und Volksvertreter, so es nöthig, erschießen

Digitized by Google

zu laſſen, ſodann im Nothfall mit den Truppen auf das Palais Elyſée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts ſich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieſes Aeußerſte, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutt der Hauptſtadt aufzupflanzen, erwies ſich nicht als nöthig. Denn der Widerſtand, welchen die Geſellſchaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derſelbe zunächſt von der Nationalverſammlung aus, welche ſich ſo unceremoniös an die Luft geſetzt ſah. Sie machte nun aber die unliebſame Erfahrung, welche ſchon ſo unzählige Male gemacht worden iſt, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatſache. Die Herren Dupin und Daru, Präſident und Vicepräſident des Parlements, ſahen ſich, als ſie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Verſuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarſtes und beliebteſtes Geſchäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Proteſt zu erlaſſen, mittelſt des Arguments gefällter Bajonnette barſch zurückgewieſen. Herr Dupin, welcher ſich

nachmals, sobald es die „Honnettität“ erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsstreichsprinzen hergab, sagte zu den Säbelschleppern: „Das Recht ist für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen.“ Etwas später fanden sich 220 Mitglieder von der Mehrheit der Nationalversammlung in der Mairie des 10. Arrondissement in der Rue Grenelle zusammen und thaten große Thaten in Worten. Unter dem Vorsitz von Benoit d'Azy beschlossen diese „Honetten“, daß der Präsident der Republik abgesetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweisen, ferner die 10. Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt sei. Etwas Hochkomisches hatte es, daß die Ergebnisse dieser zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geschworenen Bourbonisten Berryer, den berühmtesten Chef des legitimistischen Royalismus, zum Fenster hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Historia ist doch ein witziges Weib! Nachdem aber

Digitized by Google

der erfolgloſe Schwatz — denn Niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erſchienen zwei Polizeikommiſſäre mit hinlänglich vielen Soldaten, faßten die Verſammlung, als dieſelbe ſich nicht freiwillig zerſtreuen wollte, ab und führten ſie nach der Kaſerne am Quai d'Orſay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerenſträflingen beſtimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geſchafft wurden. Ueberhaupt that der Dezemberſchrecken mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängniſſe in Paris, die Kaſematten der Forts ringsher füllten ſich mit Maſſen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Geſammtzahl der Verhafteten ging in die Tauſende. Denn wie der Septemberſchrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig" angeſehen hatte, ſo betrachtete der Dezemberſchrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im maſſenhaften Einthürmen — immer-

fort, versteht sich, zur Ehre der Gesellschaftsrettung.

Aber diese sollte sich noch viel drastischer manifestiren! Es galt ja, zu „schrecken". Der Bonapartismus wollte sich so recht mit „Eclat" inthronisiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel sein Auferstehungsfest begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu solchem Vorgehen einen leidlichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gasse geworfenen Nationalversammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten" im Juni von 1848 das Volk niedergekartätscht und im Mai von 1850 seines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn diese Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder Nichts. Wie, für orleanistische Tribünecharlatane à la Thiers, für bourbonistische Deklamatoren à la Berryer, für Bröze à la Faucher, für Jesuiten à la Fallour sollte das

Volk sich schlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigstens nicht in Masse. Im Gegentheil, das in den Massen vorherrschende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten" Gaukler, Ränkespinner und Verräther ein noch viel „honettere" gekommen. Auch verfehlte der schlaue Paragraph im Staatsstreichsdekret, kraft dessen das allgemeine Stimmrecht wieder hergestellt wurde, seine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieser schwer verwundet — wie Esquiros und Schoelcher „aux armes!" riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, schon am 2. Dezember einzelne Scharen gegen die Gesellschaftsrettung in's Feld, will sagen auf Barrikaden zu stellen. Am folgenden Tage gewann es sogar den Anschein, als wollte der Widerstand großartigere Verhältnisse annehmen. Man schlug sich in den Vorstädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blou-

senleute spottlächelnd sagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackstiefeln", d. h. die Massen betheiligten sich nicht. Außerdem hatten die Gesellschaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Bestie im Soldaten zur wildesten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigersprünge.

Am 4. Dezember war der Widerstand in den genannten Quartieren schon im Verathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verspüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geschreckt" worden. Daher sollte der Gesellschaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran sei, sie zu „retten", und wollte der Dezemberschrecken schlechterdings in seiner ganzen Macht und Pracht sich sehen lassen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards" nannte. Der weinselige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zu-

folge, wie sie in der Atmosphäre von Staatsstreichen ungreifbar flattern, eine in Paris lebende vornehme Russin eine Schäferstunde als Siegespreis für diese Heldenthat ausgesetzt haben soll, besorgten heroisch dieses Schreckgeschäft. Tausende und wieder Tausende von Neugierigen, waffenlos, fragend, schwatzend, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelsignale und Trompetenstöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgendeine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie sagt Monsieur P. Mayer der Offizielle? „In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, man schlägt zu."

Ja, man schlug zu. Die Boulevards entlang zwischen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin ras'te das Gemetzel am fürchterlichsten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenlosen, von Greisen, von Frauen, von Kindern noch am Abend so hoch, daß Vorübergehende durchwaten mußten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht" standen.

Digitized by Google

Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie. „Tödtet, was ihr vor euch findet!“ schrieen Offiziere, denen die Goldstücke, um welche sie sich verkauft hatten, in den Taschen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Beduinen!“ schrieen ihrerseits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätschen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffenlosen jedes Alters und Geschlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuser ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, ist bislang nicht möglich gewesen; denn der Dezemberschrecken schlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es seien im Ganzen nur 350 Personen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein Hunderte und wieder Hunderte von Menschenleben gekostet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proskriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Verbannungen.

Also ward die Religion und die Moral, das Eigenthum und die Familie, also ward die Gesell-

Digitized by Google

ſchaft gerettet und Louis Bonaparte zum unumſchränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, iſt legitim“! hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, iſt vernünftig“! hat das große Katheberlicht Hegel geſagt. Der Staatsſtreich vom 2. Dezember war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus iſt eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich iſt er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie Mancher wähnt den Feind zerſplittert,
Indeß die Nemeſis umwittert
Sein Siegeszelt“ —

und darum mag da und dort ein einſamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolg, — habe Seine Hoheit der Deſpotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denſelben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, ſein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwendet, aus dieſer ſchon den nahenden Donnerſchritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, dieſe Einſamen ſind nur „Ideologen“,

„Prinzipienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich Nichts zu schaffen hat. Diese, die Realpolitik, welche die Thatsache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeschichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, sie hat die Dezembristen nicht allein absolvirt, sondern auch beatisirt und glorifizirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit Zweierlei. Erstens, daß Napoleon der Dritte in den dreizehn Jahren, seitdem er Frankreich beherrscht, den Beweis geliefert habe, daß es noch Keiner so gut wie er verstanden, über Franzosen zu herrschen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar kostbares Element in dem Gährungsprozeß unserer Zeit. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1850 Europa sicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie sie dem Sturze Napoleons des Ersten gefolgt war, zurückgesunken. Der Dezembermann hat die Völker wach erhalten, hat insbesondere auch das deutsche vor völligem Wiedereinduseln bewahrt

Digitized by Google

und ſo darf und muß ihm jeder Unbefangene und Realpolitiker noch eine lange Laufbahn wünſchen mit den Worten Hamlets: —

„Well said, old mole! Can'st work i'the earth so fast?
A worthy pioneer! ...“

Der Hiſtoriker von wirklichem Beruf alſo, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menſchen, ſie begreifen unſchwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleoniſchen Kaiſerthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anſtehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Dieſe Sünden zu ſtrafen und mittelſt ſolcher Vergeltung, wenn auch unbewußt und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu ſchaffen, das war des zweiten Empire Beſtimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte czariſche Knute, welche die ... (ihr wißt ſchon!)... in ihres angeſtammten Nichts durchbohrendem Gefühle ſo lange mit brünſtiger Andacht geküßt hatten, zerbrochen und wie er den luciferiſch hoch- und über-

müthigen britischen Leoparden dahingebracht hat, als sein wohldressirter Pudel sich zu gebaren, so wird man schon zugeben müssen, daß der Neffe des Onkels denkende Menschen von der unheilvollen Bestrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderstehlichen russischen Macht und von der unübertrefflichen englischen Staatsverwaltung glücklich erlöst habe. Und wer könnte im Ernste bestreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es gewesen, welcher der armen schönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß sie sich der kroatischen Nothzucht und der bourbonischen Folterung erwehren konnte und sogar Muth, Kraft und Entschluß zu sammeln vermag, die gräuliche Riesenwanze, so auf den sieben Hügeln sitzt, eines Tages zu zerquetschen.

„Doch" — so hör' ich einwerfen — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleonische Wesen widerspricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutsche sie verstehen und besitzen" ... O Himmel, die spezifisch deutsche Sittlichkeit! Geht doch, es ist ja Nichts dahinter als Selbsttäuschung und

Phrase. Die wirklichen und wahrhaften Kardinaltugenden unseres Volkes: — der idealistische Hang und Drang, die unverwüstliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitslust — sie mögen und sollen gepriesen werden, so lange eine deutsche Zunge sich rührt und eine deutsche Hand die Feder führt. Aber das Gedahle von und das Geprahle mit einer sittlichen Quintessenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutschen verliehen worden, ist eitel Katheder-dünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenstatistik von Europa an und merkt euch daraus etwa die eine Thatsache, daß Deutschland die ruchlosesten Giftmischerinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet sich mit Ekel und Entrüstung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beschmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutschen Wesen darzubringen jetzt in Deutschland Mode geworden ist und unserem Volke die Binde unseliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleistert. Freilich, es ist nicht

Digitized by Google

allein der Könige, sondern auch der Völker Unglück, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem soll der rechte Patriot nimmer ermüden, seinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbstgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartschwieligen Arbeitshänden und der edeln Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr seid keineswegs vor andern civilisirten Völkern mit „Sittlichkeit" begnadet, und was auch schlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorschmeicheln mögen, bis zu dieser Stunde ist eine herbe Wahrheit das Wort Göthe's: „Die Deutschen sind als Individuen meist respektabel, als Volk miserabel."

Ach, und wie miserabel! Wo ist denn unser Nationalgewissen? Wo der vielbesungene „Männerstolz vor Königsthronen"? Es steht uns fürwahr gut an, über die französische „Unsittlichkeit" zu schelten, welche den Staatsstreich vom Dezember geduldet und das Wiederkommen des Napoleonismus zu-

gelaſſen habe, ja wohl! Wo iſt denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutſche „Sittlichkeit“ nicht geduldet und zugelaſſen, wo eine ſtupide Hintanſetzung unſerer handgreiflichſten Intereſſen, eine ſchnöde Mißhandlung unſerer heiligſten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unſerer theuerſten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutſche mit der ganzen Gelaſſenheit des Stumpfſinns zugeſehen, als nach der mißglückten deutſchen Viertelsrevolution die Vertheidiger der ſonnenklaren Rechte der Nation, Hunderte, Tauſende ſchlechteſter wahrlich nicht, ſondern beſter Söhne unſeres Landes — die „beſten“ Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren“ ſtanden daneben, mit ſchlechtverhaltener Freude ſich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäuſern zu Schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fiſches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick ſolcher „Sittlichkeit“ nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren

Glauben an den unhemmbaren Vorschritt der Menschheit und demnach auch *ihres* Volkes unwankbar, sie werden beim Rückschauen auf das, was Alles die „sittlichen" Deutschen nur seit dem Beginn unseres Jahrhunderts über sich ergehen ließen, ungestraft, ungerächt und ungesühnt über sich ergehen ließen, in finsteren Stunden angewidert und entmuthigt das Haupt sinken lassen oder aber zornvoll miteinstimmen in des sterbenden Talbot Verzweiflungsschrei: —

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!"

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 23 1898
JAN 5 1900
FEB 10 1902
NOV 18 1907
DUE NOV 18 1916
9 1926

Digitized by Google

49572.32
Studien,
Widener Library
003584507
3 2044 087 187 761

Digitized by Google